SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

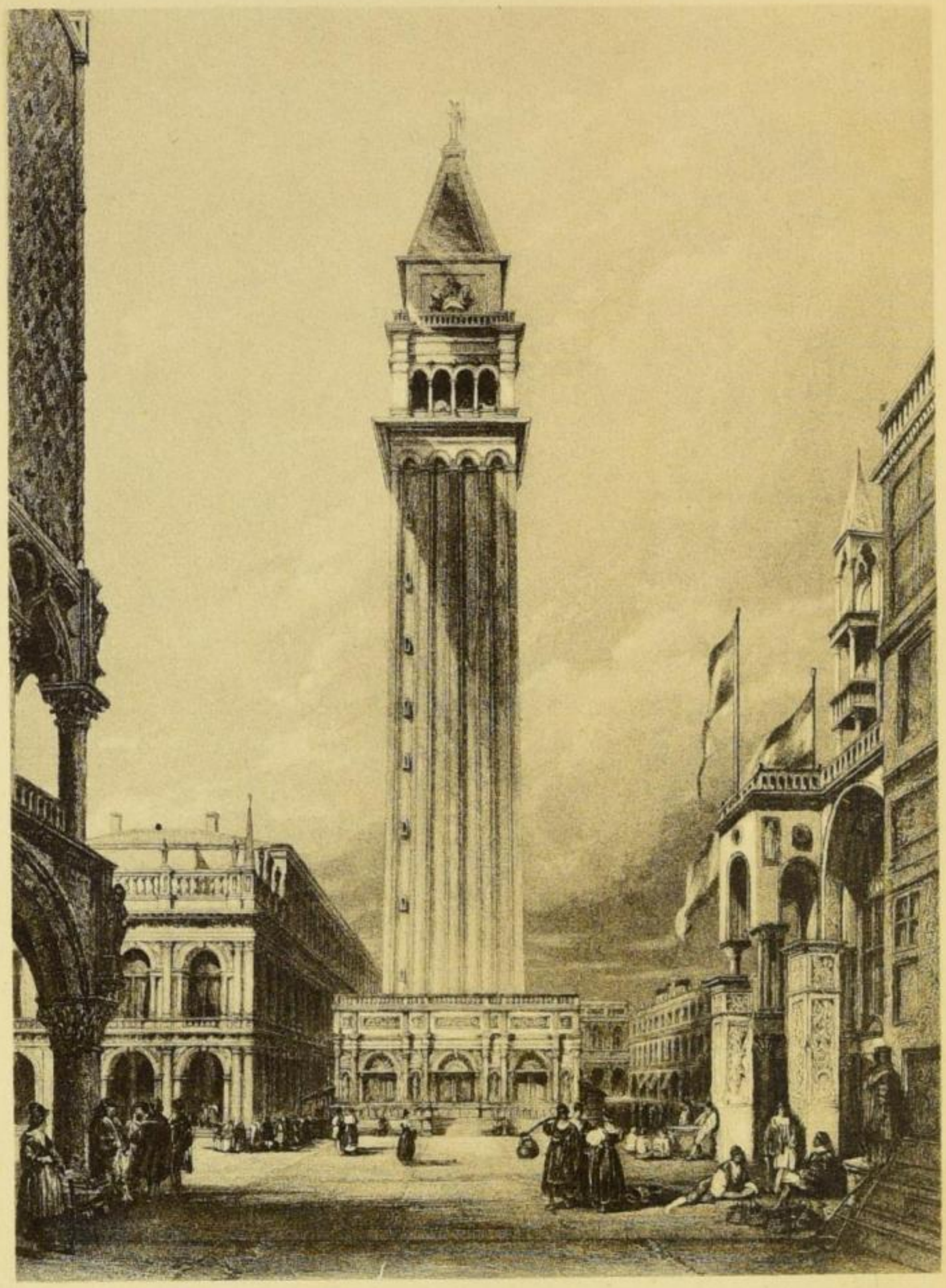
VENEDIG

BRIEFE AUS

VIER JAHRHUNDERTEN

SLUB
Wir führen Wissen.

Stadt.
Landes-
Bibl.



William L. Leitch, Campanile

VENEDIG

BRIEFE, BERICHTE UND BILDER
AUS VIER JAHRHUNDERTEN

Dr. med. Hans Peters. (Krankenhaus a. Thomas)
27. 6. 1950.

Mit 12 Tafeln

in Lichtdruck und 15 Illustrationen im Text

WOLFGANG JESS VERLAG / DRESDEN

SLUB
Wir führen Wissen.

Mit dem einleitenden Kapitel

„Entstehung Venedigs“ von Julius von Schlosser

Herausgegeben von Carl von Lorck

Sächsische
Landesbibliothek
2. NOV. 1961
Dresden

1938. Copyright by Wolfgang Jess Verlag

Printed in Germany

Druck des Textes Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

der Tafeln Kunstanstalt Arthur Kolbe G.m.b.H. / Dresden

Inhalt

Geleitwort 1

Erstes Kapitel: Die Entstehung Venedigs von Julius von Schlosser 9

Zweites Kapitel: Frühe Berichte 65
Marcus Antonius Sabellicus 67
Albrecht Dürer 68
Pietro Bembo 75
Richard Lassel 79

Drittes Kapitel: Musikalisches Settecento 83
Carlo Goldoni 85
Charles de Brosses 94
Johann Kaspar Goethe 103
Jean Jacques Rousseau 108

Viertes Kapitel: Goethe 115

Fünftes Kapitel: Die Erkenntnis der historischen Größe 141
Johann Gottfried Herder 143
Ernst Moritz Arndt 146
Carl Woyda 154
Elisabet Vigée-Lebrun 158
Johann Gottfried Seume 167
Frau von Staël 172
Franz Grillparzer 181
Lord Byron 191
Silvio Pellico 201

Sechstes Kapitel: Klassik und Romantik
Carl Gustav Carus 211
August Graf von Platen-Hallermünde 219
Robert Schumann 221
Erwin Speckter 227

SLUB
Wir führen Wissen.

Siebtes Kapitel: Venedig als „Ein italienischer Traum“
Charles Dickens 253

Achtes Kapitel: Eindrücke und Schicksale aus dem neunzehnten Jahrhundert
Friedrich Theodor Vischer 269
Friedrich Pecht 275
Joseph Victor von Scheffel 279
Anselm Feuerbach 285
William Unger 289
Richard Wagner 292
Théophile Gautier 296
Hippolyte Taine 305
Carl Justi 314
Conrad Ferdinand Meyer 320
Adolf Pichler 323
Friedrich Nietzsche 330

SLUB
Wir führen Wissen.

Verzeichnis der Tafeln

W. L. Leitch, Kampanile . . . . . Titelbild
A. Lazzari, Regatta auf dem Canale Grande 17
F. Guardi, Canale Grande 49
Lithographie um 1840, Blick auf den Canale Grande . . 81
Lithographie um 1840, Dogenpalast und Kampanile . . 113
F. Guardi, Regatta auf dem Canale Grande, Berlin, Kupferstichkabinett 145
F. Nerly, San Giorgio Maggiore im Mondschein, Erfurt, Museum 193
Lithographie um 1840, S. Maria della Salute 225
Canaletto, San Clemente bei Venedig 257
Lithographie um 1830, Canale Grande 273
Lithographie um 1830, Seufzerbrücke 289
F. Guardi, Bei Venedig, Lagune, Berlin, Kupferstichkabinett 321

SLUB
Wir führen Wissen.

Verzeichnis der Textbilder

C. F. Schinkel, Santa Maria della Salute von der Rückseite. Berlin, Schinkelmuseum 11
J. Barbari, Fahrzeug aus dem Holzschnitt von 1500 27
Fahrzeug aus der Cronologia Magna, Markusbibliothek 35
Rialtobrücke kurz nach der Errichtung 1610 51
Carlevaris, Altvenezianische Häuser am Canale Grande . . 57
Fahrzeug des XV. Jhdts. aus einem Manuskript, Markusbibliothek 64
Venedig aus der Vogelschau (spiegelbildlich) aus Rogissart, Les délices de l'Italie. 1706 69
Carlevaris, Freibühne der Stegreifkomödianten auf dem Markusplatz 87
Gondel mit Venezianerin aus Habiti d'huome e donne, Venezia 1610 95
Santa Maria della Salute, aus Rogissart 1706 99
Postschiff, gezogen von der Ruderbarke und Gondel von G. van der Gucht 121
Carlevaris, Geländerlose Brücke bei der Servitenkirche 123
Gondel von W. Gail, gestochen von Carl Frommel 139
Carlevaris, Byrons Wohnung, Mocenigo-Palast 197
Carlevaris, Brunnen im Hof des Dogenpalastes 203

Geleitwort

Von vielen Besuchern aus den Ländern Europas hören wir in immer anderer Sprache — und Sprechweise — die eine Stadt beschreiben als „ein Wunder für die Welt“.

Sie ist die blühende Insel der Phantasie, die das Meer hervorgebracht hat — im Winkel der Adria zwischen der italienischen und griechischen Halbinsel, nicht nur eine seltsame Inselstadt, sondern das Weltreich des zwischen den Italikern und Griechen stehenden illyrischen Veneter-Stammes.

Jeder Reisende bringt sich selbst mit und findet seine eigne Welt in Venedig gespiegelt. Jeder beurteilt und beweist sich selbst in seiner Erlebnisart der Stadt.

Jeder einzelne trägt aber auch an seinem Teile dazu bei, wie eine Neuschöpfung das wirkliche Venedig vor unseren Augen erstehen zu lassen. Jeder bringt neue Beobachtungen und besondere, nur ihm zugängliche Merkmale. Denn jeder ist versponnen in seine eigenste Stimmung und Abgestimmtheit und hört andere Klänge aus dem Kunstwerk der Kanäle, Brücken und Häuserinseln hervortönen. So bildet sich erst, wenn wir sie alle zu Wort kommen lassen, ein umfassend-helles Abbild, wie wenn nächtlich ein Bau von vielen Scheinwerfern angestrahlt wird.

Denn was wissen wir schon von dem wirklichen Venedig, das in der Nacht der Vergangenheit versunken ist? Und wie wenig wüßten wir aus dem Chronikenstil der Stadtbeschreibungen und Reisebücher älterer Zeiten und selbst von den gegenwärtigen Inselpalästen und Wasserkirchen, während wir sie in der Gondel umfahren, zu entnehmen, wie bitter wenig vom verschollenen Pulsschlag und vom wirklichen Leben dieser Stadt, — wenn wir nicht das Glück hätten, einige geprägte Kunst-

SLUB
Wir führen Wissen.

werke der Großen zu besitzen, die Venedig beschrieben und gemalt haben.

Ein bloßer Katalog der Sehenswürdigkeiten freilich, wie z. B. der von Karl Baedeker oder wie sein frühster venezianischer Vorläufer, der Fremdenführer von Francesco Sansovino — einem Sohn des Baumeister-Bildhauers — „Delle cose notabili che sono in Venetia" 1561, ist zwar wie ein guter Stadtplan wertvoll, übersichtlich und notwendig.

Aber vom Tieferen und vom Lebendigen, das Venedig bedeutet, ist darin wenig zu verspüren. Auf die Quellen des wirklichen Lebens gerade kommt es mir an. Die Zeugnisse als Urkunden besonderer Art zu sammeln, die auf diesem Gebiet grundlegend sind, ist die Aufgabe dieses Buches.

Nur das Erlebnis erst fängt wahrhaft Leben ein, so wissen wir seit Goethe. Und nur ein durchgestaltetes Kunstwerk strahlt es, so können wir hinzufügen, für alle Zeiten wider.

So sprechen denn vier große Kulturländer durch ihre besten Köpfe über Venedig aus, was ihnen von seinem Leben und seiner Eigenart sichtbar wurde.

Schon durch seine Seltsamkeit regt Venedig die einfache Neugier auf und beschwingt die dichterische Kraft. Durch seine Anmut fesselt es die Schönheitsliebe, durch seine Struktur schließlich den wissenschaftlichen Sinn, eine Stadt, die, rein wie ein Kristall aus dem Wasser emporgestiegen, ihre innewohnende Gestalt ganz nur als Menschenwerk, wesentlich unverstellt durch den Zwang von Tal und Berg empfangen hat. Ein gewaltiger Korallenstock, herausgewachsen aus dem Element, fortblühender Neuwuchs auf den ältesten Fundamenten, alles geschaffen durch die aufbauende, formende Kunst seiner kühnen Bewohner. Es ist ein Organismus

SLUB
Wir führen Wissen.

höherer Art geworden, der Schöpferkraft des Volkstums in langen Zeiträumen entsprossen, gleich einem Hause treuestes Abbild seiner Volksseele.

Der wissenschaftliche Sinn der Sammlung ist, Quellen zum Wirklichkeitserlebnis zu bringen. Bald ist Venedig bloßes Anregungsmittel romantischer Gefühle und Stimmungen, bald Erkenntnismittel der tiefer Schürfenden. Kunst und Leben, Geschichte und Gegenwart, die Gebäude der Stadt als Träger von Erinnerungen und als dauernd gegenwärtige Kunstwerke, Glanz und Verfall, Macht und Ohnmacht, Menschen, die Geschichte gemacht haben, und Menschen, die in Ruinen wohnen, Licht und Leuchtkraft der Lagune und des paradiesischen Klimas, — diese Dinge kommen zu Wort, und jeder Berichterstatter findet sich selbst und zugleich ein Stück der Wirklichkeit in ihnen.

Vor zwanzig Jahren noch hätte die Verschiedenheit der Stimmen über eine Stadt den Kulturforscher nur zu einer Entwicklungsgeschichte des Reisegefühls und zu einer Entwicklungsgeschichte der Epochen, der Sitten und Gebräuche geführt.

Heute wünschte ich, die Forschung lernte schärfer und kritischer den unschätzbaren Urkundswert erkennen, den jede Zeile bewußt-unbewußt in den Berichten zur Struktur jener Epochen aufweist.

Wir haben eingesehen: Es ist noch keine endgültige Kulturerkenntnis, die Epochen leichtherzig mit Schlagworten zu benennen und abzutun. Was ist Renaissance, Rokoko, Romantik und Impressionismus? Sie sind als Teile einer einmaligen und totalen Wirklichkeit erst einmal ganz neu zu erfassen, ehe wir uns von dem raschen Abstempelungsschema der alten Schlagworte befreit haben werden.

Die Reihe der Berichte kann dazu dienen, am an-

schaulichen Beispiel die historischen Umwelten der Reisenden und ihre oft erstaunlich scharf gezogenen Grenzen zu erkennen.

Wenn Johann Gottfried Herder am 14. März 1789 in Rom in die Worte ausbricht: „Rom ist nur ein Totes Meer und die Blasen, die darauf emporsteigen, um bald zu zerknallen, sind für mich nicht erfreulich", so wächst unsere Spannung. Was wird Herder von Venedig aussagen? Wie tiefe Einblicke wird sein Venedig, der eng ausgeschnittene Teil der venezianischen Umwelt uns verkünden, auf den Herder reagiert, und ähnlich die anderen Autoren, Dürer, Rousseau, Goldoni, Seume, Frau von Stael, Grillparzer, Lord Byron, Silvio Pellico, Charles Dickens, Taine, Wagner, Conrad Ferdinand Meyer und Friedrich Nietzsche?

Überrascht werden wir wieder einmal zu Goethe und zu der außerordentlichen Weite seiner Umwelt zurückkehren, die auch nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit ergreift, aber doch einen Teil, der von dem Ganzen weitaus das meiste einbezieht und umfaßt.

Die lebendigen kleinen Kunstwerke, die ewig bleiben werden, weil sie originale Schöpfungen sind, bilden den Kern dieser Sammlung, und von ihnen ist nicht so sehr ein Vielerlei gesammelt als besonders bedeutende und frische Berichte. Kein Kompendium der Staats- und Stadtgeschichte und keine Kompilation aus den gewaltigen Schätzen der idealen venezianischen Bibliothek, die Cigogna in seiner Bibliographie Venedigs verzeichnet hat, vermöchte das Bild Venedigs so unmittelbar wieder aufleuchten zu lassen wie diese kleinen Juwelen.

Das Stück der Wirklichkeit aber, das sie uns vermitteln, ist etwas Unverlierbares von Venedig selbst. Das in Venedig gelebte Leben, die Existenz der Stadt und ihrer anmutigen Rasse, einmalig zu jedem Zeitpunkt

in ihrer unverfälschten Eigenwilligkeit, ist das Kostbarste, was sie uns aus der Vergangenheit hinübergerettet haben.

Die Pioniere der Forschung suchen einem entscheidenden Ziele näherzurücken, der Erkenntnis der Wirklichkeit. Die historischen Wissenschaftszweige stehen darin vor der schwierigsten Aufgabe. Wie war Venedig, der Venezianer, das Lebenstempo im 16., im 18. Jahrhundert wirklich? Gibt uns ein so fleißiges, aus den Quellen mosaikartig zusammengesetztes Buch, wie Monniers Studie über das Venedig des 18. Jahrhunderts, nicht doch nur eine Sammlung der glitzernden Eindrücke eines Modernen, die er haben würde, wenn er sich im Zeitablauf zurückversetzen könnte in jenes Jahrhundert, mit seiner sensuellen, feinfühligen und nervösen, modernen Seele?

Hier ist es neben dem Briefbericht das Bild und die Zeichnung, die anschaulich aufbewahren, was wirklich war. Nicht etwa jene triviale Realität des Zufalls, die erst im Zeitalter der Photographie auch für die Kunst zum Gegenstande wurde, sondern jene wesenhaftere Wirklichkeit, deren Inbegriff nach Gegenstand und Struktur der Künstler in jedem Einzelwerk und jedem Einzelzuge seines Griffels gestaltet hat. Die andere, „realistische" Realität kannte nur das 19. Jahrhundert. Uns ist es heute eben deutlich geworden, daß sie auch nur ein vergangener, kurzlebiger Zeitstil gewesen ist.

Niemand hat Venedig besser gesehen und beschrieben als die Reisenden, die der erste Anblick hellsehend für das ihnen unerhört Neue machte. Aber niemand hat Venedig besser gemalt als die Venezianer selbst, Zeugnis ihrer starken Heimatliebe und ihres offnen sinnlichfrischen Farbenblicks für das Licht ihrer Lagune und die Pracht ihrer Stadt.

SLUB
Wir führen Wissen.

In jedes alte Bild hat unser Auge hineinzuwandern wie in eine weite fremde Landschaft voller Überraschungen. Dann erst wird es jene Wirklichkeit erkennen, von der hier die Rede ist.

Die unverhältnismäßige Verkleinerung, der man so oft die venezianischen Veduten ausgesetzt hat, hat ihnen ihr Bestes genommen, die persönliche Handschrift. Ich suche das Bild der Stadt und ihrer Menschen durch die auch im handlichen Buch wirksame Zeichnung und Graphik zu geben und durch Teilstücke, welche der Figur der venezianischen Rasse gewidmet sind. Nahe und persönliche Zeugnisse der Künstler haben aus der Frühzeit schon Barbari und Campagnola gegeben, und das Treffendste vereinigt sich in den kostbaren kleineren Blättern von Piazzetta, die Marco Pitteri kongenial radiert hat, in den Graphiken von Piranesi, der beiden Tiepolo, kleineren unbekannteren Stücken von Canaletto und Guardi.

Neben dem einprägsamen Lokalkolorit der Brücken und Kanäle sollen die Skizzen im Dienst an der Schau des Menschenschlages Venedigs gezeigt werden, jener lebensvollen Sonderart des Italieners, wie sie noch heute mit unverkennbaren Merkmalen die Stadt bevölkert. Nichts entzieht sich so sehr der literarischen Schilderung wie das Aussehen der Menschen selbst.

Wenn man die Gesamtheit der hier vereinigten Berichte und Bilder als ein Ganzes überprüft und sich ihr gemeinsames und eigentliches Thema abschließend vergegenwärtigt, entsteht aus vielen Hunderten von Einzelzügen gleichsam ein Bildnis der lebenden Stadt. Jeder der Autoren und Maler hat dazu beigetragen, um in der ihm eigentümlichen Sprache und Denkstruktur eine weitere und neue Ansicht Venedigs und der Venezianer auszuprägen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Die unvollkommenen kleinen Züge, die Albrecht Dürer des Erzählens für wert hält, die Würde der Patrizier, die Richard Lassels hervorhebt, die tausend Hauptwerke Tintorettos, über die der Präsident de Brosses seine Scherze macht, die Kirchenkonzerte der Mädchenkapellen, über die der Vater Goethes und Rousseau sich entzücken, die Theater, die Feste, die Staatsaktionen des Dogen, das nächtlich hell erleuchtete Straßenbild, die Mondscheinbilder, das traumhafte Wunder der im Wasser gegründeten Stadt, die leuchtenden Paläste und Staatsgebäude von eigenster Gestalt, die unheimlichen Kerkervisionen und der Sturz der historischen Größe; die derben Dreckschlünde Ernst Moritz Arndts, die einer Medea gleichende schöne Tigerin Byrons, die reine Begeisterung des Malers Erwin Specker im Sterbezimmer Tizians, die Geschichtenerzähler der Riva, der Improvisator, das Singen, das Geschrei der Ausrufer, die malerischen Volksgruppen, die angeborene Anmut und noble Bescheidenheit der venezianischen Rasse; die strahlenden Farben der leuchtenden Lagune und der festlichen Palastfassaden, die labyrinthische Enge der Gäßchen, die Regenschirmverwirrung, auf die sich Conrad Ferdinand Meyer freut, die namenlose Leichtigkeit des Daseins und die völlige Entrückung der ersten Fahrt in der Gondel: Jeder Beitrag ist nur ein notwendig einseitiger Versuch, jene unübersehbare Gesamtheit, die der große Stadtstaat historisch und topographisch bildet, in ihrer unausschöpfbaren Wirklichkeit zu verstehen.

In ihrer Vereinigung aber vermögen die vielen Einzelzüge eine einigermaßen universale Vorstellung des wirklichen Ganzen in uns zu vermitteln.

Mit diesem Gesamtanblick Venedigs muß der Leser sodann noch die weite geschichtliche Lagunenlandschaft

selbst verbinden, die Julius v. Schlosser auf spätsommerlicher Wanderung vor unseren Augen zu seiner klassischen historischen Studie der Entstehung Venedigs gestaltet hat; dann wächst schließlich der Begriff Venedigs zu der reichen Fülle an, die der Wirklichkeit nahe kommt.

Es zeichnet sich die große, weitere, kulturgeschichtliche Aufgabe ab, die Stadt nicht allein zu sehen, sondern im Konzert der anderen bedeutenden Kulturstätten. Das Italienbild, das Europa entworfen hat, wird erst dann quellenmäßig erschlossen, wenn die vom Verlag geplanten originalen Stimmen über Florenz, über Rom und Neapel in ähnlich vollzähliger Weise gesammelt vorliegen werden, wie in diesem ersten Bande, der Venedig umfaßt.

*

Ich möchte den Band nicht herausgehen lassen ohne ein persönliches Dankeswort an Julius v. Schlosser in Wien, der mir in liberalster Weise die Aufnahme seines Kapitels über die Entstehung Venedigs aus seinen Präludien gestattet hat, wie er auch mit wichtigen Ratschlägen zu dem Thema dieser Arbeit mich freundschaftlich förderte, das ihm selbst einmal vorgeschwebt hatte. Auch der feinsinnigen und tatkräftigen Mithilfe des Verlegers Wolfgang Jeß in Dresden am Text des Buches wie auch namentlich an seinem äußeren Gewande sei dankbar gedacht.

Carl v. Lorck

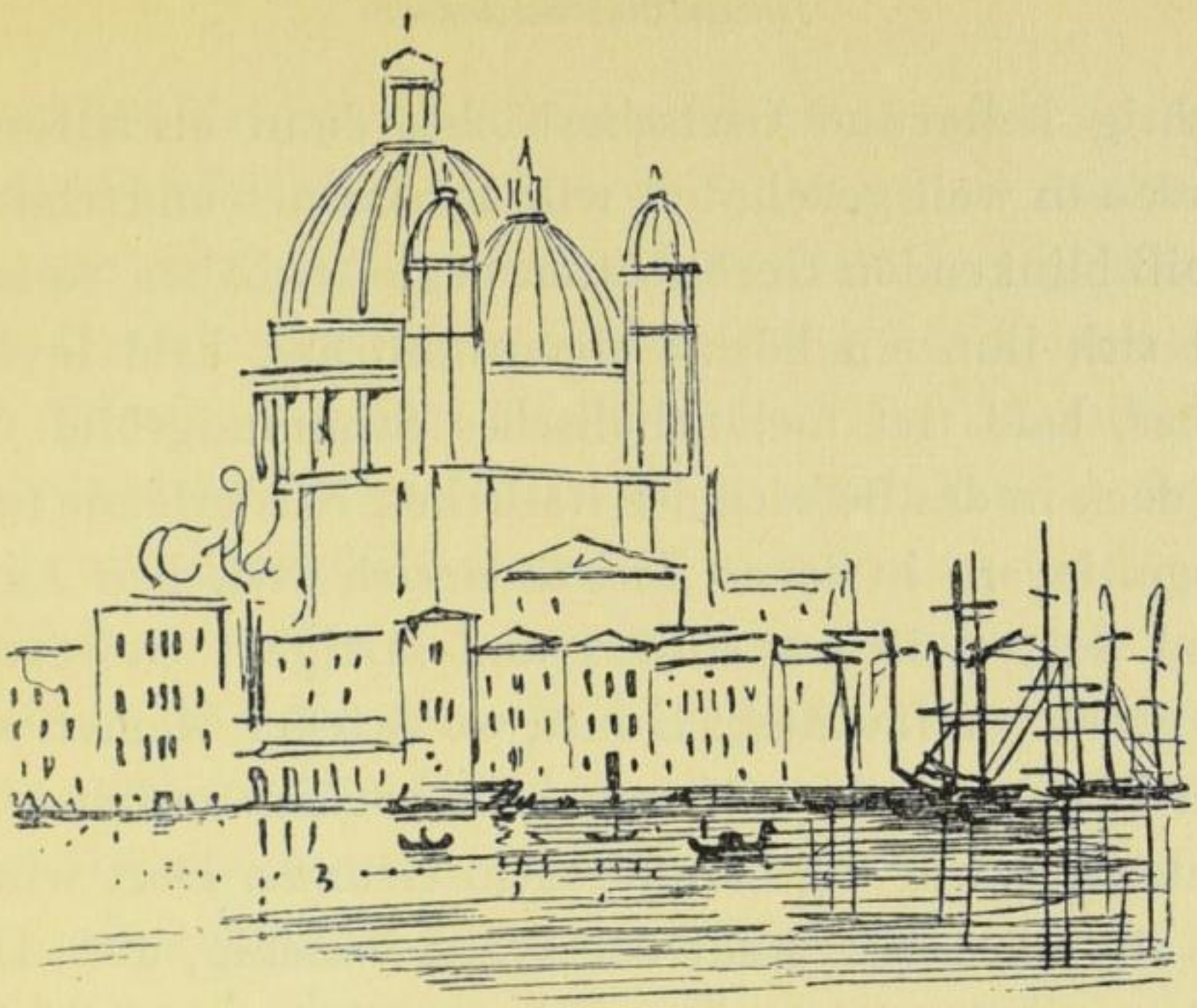
Erstes Kapitel

Die Entstehung Venedigs

Von Julius von Schlosser

Für den Besucher Venedigs muß eine Frage immer als die rätselhafteste erscheinen: Wie konnte mitten in der Lagune ein so gewaltiges Menschenwerk, das Bauwerk der Stadt und das Kunstwerk des meerbeherrschenden Staates entstehen?

Julius von Schlosser, der große Wiener Kunst- und Kulturforscher, selbst von mütterlicher Seite her aus venezianischem Stamme, hat die Antwort in seiner „Entstehung Venedigs" gegeben. Wir haben wenig Stücke einer lebendigen und warmherzigen Darstellung, die zugleich so weitschauend ist. Vor unseren Augen breitet Schlosser als ein leuchtendes Panorama die weiten Lagunenbezirke der Adria aus. Und vor denselben Augen läßt er als ein zweites wundersames Panorama die geschichtlichen Schicksale all der kleinen versunkenen Ortschaften erstehen, bis aus ihrem Kreise Genie und Glück Venedigs hervorstrahlt als „ein Wunder für die Welt".



Wer etwa auf spätsommerlicher Wanderung, aus den Julischen Bergen herabsteigend, die Alpenpässe des Plöcken oder des Fellatales passiert hat, auf uralter Straße oder auf dem modernen Schienenweg, den nimmt, sobald ihn nur die engen schattigen Felswände der Klausen mit ihren braunen verwitterten Gebirgsnestern entlassen haben, die weite fruchtbare Friauler Ebene auf, mit ihren charakteristischen, im Grünen versteckten, flachgiebeligen und kubischen Landhäusern, mit ihren Maulbeer- und Zypressenbäumen, mit den in gleichlaufenden Reihen gepflanzten Ulmen, an denen sich die reifenden Weinreben girlandengleich, wie zum Feste bereitet, von Stamm zu Stamm schlingen, ein lieblicher Anblick, der schon das Entzücken antiker Beschauer erregt hat. (Herodians Kaisergeschichte VIII, 4.) Folgt er dann weiter abwärts, dem Meere entgegen, dem Lauf der Gewässer, die ihn von den Höhen herab zuerst als durch-

sichtig hellgrüne Gletscherbäche, dann als silberne Fäden in weit gedehnten, wild zerrissenen und schneeweiß blinkenden Geröllbetten begleitet haben, so bietet sich ihm ein höchst eigentümliches, bald idyllisches, bald tief melancholisches Stimmungsbild. Ist er doch in das Bereich der italischen Niederlande herabgestiegen, in jenes Zwischenreich zwischen Land und See, zwischen süßem und salzigem Gewässer, umweht von feuchtem Dunst, wo sich der Mensch wie ein Wasservogel ein Nest gebaut hat auf unsicherem, stets in Bewegung befindlichem Grunde. Dort winkt ja die seltsamste Stadt der Welt, Venedig, die „Dominante“ der Adria. Die meisten führt wohl bald der lange Kunstbau des Eisenbahndammes, der nun die Wunderinsel an den modernen Verkehr kettet, sicher und bequem in kürzester Zeit von Mestre aus hinüber, und nur wenige haben Lust, Muße und Anlage zu unmoderner Träumerei genug, um sich dem Zauber der verlassenen Lagunenlandschaft, freilich auch ihren Fieberdünsten und ihren Stechmücken zu überlassen.

Hier ist das Land so deutlich wie nirgends mehr eine Schöpfung der Flüsse und des Meeres, freilich auch oftmals eine Beute beider, nur bewohnbar durch die restlos schaffende Menschenhand, die Kanäle gräbt, Flüsse ableitet und verbindet, und sorgenvoll die schützenden Dämme wahrt, seit überhaupt Menschen diese Gestade bebauen. In zahllosen Krümmungen schleppen sich die Flüsse, in der trockenen Zeit nur durch mechanischen Druck, nicht mehr von lebendigem Gefälle getrieben, durch das Röhricht der ver-

sumpften Niederungen und schleichen endlich träge in die Salzflut, ihr Wasser weit hinaus mit dem der Lagune mischend. Aber zur Regenzeit, im Frühling und Herbst, unter dem Sausen des gliederermattenden Scirocco, wirbeln sie, über die Ufer schwellend, trübe, erdige Fluten dahin; dann werden Geröll, Erdreich und Senkstoffe aller Art weit hinaus ins Meer geführt, es bilden sich Inselbrücken, Nehrungen und Dämme, wie das ganz in historischer Zeit entstandene, meilenweite Delta des Po; kleinere und größere Strandseen werden durch sie vom Meere geschieden, oft künstlich gehegt zur Fischzucht, die sogenannten valli, deren bedeutendste die von Comacchio zwischen Ravenna und Ferrara sind, berühmt durch ihre schmackhaften Aale. Das ist das eigentliche Zwischenreich von Land und Meer, wohin der belebende und reinigende Atem der See, Ebbe und Flut nicht mehr dringen kann, die Region feuchter Fieberlüfte, mißtöniger Sumpfvögel, Frösche und Moskitos, die sogenannte Laguna morta, wie sie auch den Eisenbahndamm von Mestre gegen S. Giuliano begleitet.

Nur durch unablässiges Überwachen der Wasserflut, durch sorgsames Behüten vor Versandung und Versumpfung konnte Venedig sich und seine Lagune lebendig erhalten und vor dem Schicksal seiner versunkenen Mutterstädte bewahren; man begreift die stete Sorge, die die Serenissima diesen Angelegenheiten zuwandte: eine eigene Behörde, der gravissimo magistrato sulle acque, wachte über der Lagune Venedigs, aus deren weiten Becken die einmündenden Flüsse nach Norden und Süden hin abgeleitet wur-

den. Die schöne markige Inschrift im alten Sitzungssaale dieser Behörde (jetzt im städtischen Museum) lautete: VENETORVM · VRBS. DIVINA. DISPONENTE · PROVIDENTIA . IN . AQVIS . FVNDATA . AQVARVM . AMBITV . CIRCVMSEPTA . AQVIS . PRO . MVRO . MVNITVR . QVISQVIS . IGITVR . QVOQVOMODO . DETRIMENTVM . PVBLICIS . AQVIS . INFERRE . AVSVS . FVERIT . ET . HOSTIS . PATRIAE . IVDICETVR . NEC . MINORE . PLECTATVR . POENA . QAM . QVI . SANCTOS . MVROS . PATRIAE . VIOLASSET etc. (Der Veneter Stadt, durch göttliche Fügung in den Gewässern gegründet, von Gewässern rings umflutet, ist durch ihre Gewässer als ihre Mauern geschützt. Wer daher, auf welche Weise immer, es wagen möchte, den öffentlichen Wassern einen Schaden zuzufügen, soll als Feind des Vaterlandes betrachtet und von nicht geringerer Strafe betroffen werden, als wer die heiligen Mauern der Vaterstadt verletzt hätte.) Es war nicht ausschließlich politisches Expansionsgelüste, sondern ein Gebot der Selbsterhaltung, das die Signoria dazu trieb, der Herrschaft der Souveräne auf der Terra ferma, vor allem der Carrara in Padua, ein Ende zu machen; solange sie nicht wenigstens den Unterlauf der Flüsse ihres Hinterlandes in Besitz hatte, hingen ihre vitalsten Interessen an Gnade und Ungnade der kleinen Gewaltherrscher des Festlandes. Die Mißachtung dieser alten, weisen Maßregeln hat sich in neuester Zeit bitter an Chioggia gerächt; seit der Einleitung der Brenta in ihre Lagune machte die Malaria immer größere Fortschritte und erst in diesen Tagen, nach mehr als zehnjähriger Arbeit, hat

man durch Eröffnung eines neuen Flußbettes dem Übel gesteuert. (S. den Bericht in der „Gazetta di Venezia“ vom 14. April 1896, in dem die alten Gegensätze zwischen Terra Ferma und Lagune scharf hervortreten. Vgl. a. den trefflichen Aufsatz von Paulo Fambri († 1897) in der Nuova Antologia 1878. II. Serie vol. 9: L'avvenire di Venezia.) Diese Flußläufe und Kanäle vermitteln aber auch den Schiffsverkehr weit ins Land hinein; auf dem Brenta-Kanal fährt man noch heute von Fusina bis unter die Tore von Padua an den malerischen Landhäusern und Villeggiaturen der alten Venezianer vorbei, deren Krone die fürstliche Villa der Pisani in Strà bildet. Die größte Wasserstraße, der Po, hat freilich durch die Eisenbahn ihre alte Bedeutung verloren.

Aus den Tümpeln und Teichen der Laguna morta tritt man fast unvermerkt in das Gebiet der lebendigen, strömenden Lagune hinaus, die, von unzähligen natürlichen und künstlichen Wasserstraßen durchschnitten, den Schiffen aller Art sichere und ruhige Fahrt gestattet. Denn gegen das offene Meer hin ist sie durch eine Reihe langgestreckter Düneninseln, deren bedeutendste der Lido von Malamocco ist, geschützt; durch fünf Mündungen (porti) strömen zur Flutzeit die Wasser der Adria herein und verzweigen sich, überallhin Leben und Erfrischung bringend, durch die viel verästelten Kanäle, die man deshalb schon in alter Zeit höchst treffend dem Arteriensystem des menschlichen Körpers verglichen hat. Die Gezeiten des Meeres üben hier wirklich die Geschäfte der Sanitätspolizei; sie verscheuchen die Miasmen des

Herbstes, und zur Ebbezeit kann man das Schauspiel genießen, wie aus dem Schoße der Stadt aller Kehricht und Abfall in lustiger Strömung gegen das Bacino di S. Marco hinausschwimmt. Dem Neuling wird alsdann ein anderer ungewohnter Anblick zuteil. An Stelle der einheitlichen, weit gedehnten, farbig schillernden Wasserfläche zeigen sich neben den eigentlichen Inseln eine Menge von flachen Rücken und Schlammbänken mit und ohne Vegetation, zwischen denen die Adern des Verkehrs, denen niemals das Wasser fehlen darf, die größeren und kleineren Kanäle dahinlaufen; eingerammte Pfähle, hin und wieder mit Laternen und Heiligenbildern versehen, dienen als Wegweiser in diesem Labyrinth. Die Venezianer unterscheiden zwischen den „velme“, den niedrigen Schuttanhäufungen der Flüsse und des Meeresschlammes, die fast aller Vegetation bar sind, und den höher gelegenen „barene“, dicht verwachsenen Rükken, die nur selten überschwemmt sind. Diese sind das Revier der zahlreichen Wasservögel, hier nistet die gesangreiche „calandra“, die Lerche der Lagunen, hier sind die Jagdgründe der venetischen Nimrode, die, ausgestreckt in ihrem kleinen Nachen, hinter der abenteuerlich langen Entenflinte auf einen guten Fang lauern. Tobt aber draußen in der jähzornigen Adria die Bora oder der Äquinoktialsturm, dann schlagen wohl wilde Springfluten auch über diese flachen Rücken hinweg, das Wasser steigt bedrohlich, so daß die Gondeln selbst in der Stadt nicht mehr die Brükkendurchlässe zu passieren vermögen; der Markusplatz wird überschwemmt, und wer ihn trockenen

A. Lazzari, Regatta auf dem Kanal

Sächs.
Landes-
Bibl.

Fußes überschreiten will, muß sich den kräftigen Armen eines Facchin anvertrauen. Zum Schutze gegen solche verheerende Sturmfluten, deren eine in grauer Vorzeit das alte Malamocco ins Meer riß, hat die Republik ihr letztes großes Werk, die Murazzi von Pelestrina und Sottomarina, aufgeführt, ihr gigantisches Vermächtnis an die Nachwelt.

Der Boden der Lagune ist in fortwährender Bewegung begriffen; die Ablagerungen der Flüsse erhöhen immer mehr seine Oberfläche, so daß die Kanäle nur durch fortwährende Ausbaggerungen schiffbar erhalten werden können. Infolge dieser Erhöhung steigt aber auch die Linie des höchsten Flutstandes immer mehr, so daß die Krypta von S. Marco jetzt fast immer unter Wasser ist und das Pflaster der Piazza in neuerer Zeit um ein beträchtliches höher gelegt werden mußte. Das alte Ziegelpflaster des 15. Jahrhunderts liegt jetzt 11 Zentimeter unter der alta marea. An anderen Orten der Lagune hat dafür wieder das Meer seine zerstörende Kraft bewiesen. Ganze Inseln sind verschwunden, wie Ammiana und Costanziaca; die Düne, die einst vor Grado lag, ist unterwaschen und weggespült worden. Dazu kommen die geologischen Veränderungen des Lagunenbodens selbst. Während der Po sein Stromdelta alljährlich um 70 Meter vergrößert und die Küste der ehemaligen Seestadt Ravenna jedes Jahrhundert 230 Meter an Terrain gewinnt, sind lange Strecken dieses Gebietes in beständigem langsamen Sinken begriffen. Man hat ausgerechnet, daß Ravenna in jedem Jahrhundert um 15 Zentimeter sinkt, während sich das Fluß-

bett des Po durch die starken Ablagerungen immer mehr erhöht, so daß die Stadt Ferrara fast 1 Meter unter seinem Flußspiegel liegt.

Und so ist hier das eigentliche Gebiet der sagenhaften nordischen Vineta, deren Name so wundersam an dies Land anklingt. Wer etwa an einem stillen Spätsommertag in einsamer Barke die Gestade entlang fährt, die einstens die alte Dogenstadt Eraclea getragen haben, der kann im ungewiß schillernden, abendlich beleuchteten Wasser noch hie und da unförmige Trümmer von altem Mauerwerk erspähen und, ist er ein Sonntagskind, die Glocken der versunkenen Stadt tönen hören. Ein Kranz blühender Städte umgab einst, wie Wasserrosen auf schwankem Stengel und so vergänglich wie diese, die Inseln des Rialto, auf denen ihre glücklichere Erbin und Tochter Venedig erstehen sollte. Jetzt liegen sie im Meere oder landeinwärts in Sümpfen begraben und nur wenige haben sich, zu Schemen geworden, bis auf unsere Zeit erhalten.

Das Bereich der italischen Niederlande streicht bekanntlich in einem weiten Bogen, fast am östlichen Fuße des Apennin, bei den Salinen von Cervia unterhalb Ravenna beginnend, bis zu den Ausläufern der Karnischen Alpen bei Duino, und umfaßt vier getrennte Gebiete: die ehemalige Lagune von Ravenna, jetzt die Strandseen von Comacchio umfassend und bis gegen Ferrara hin sich erstreckend; dann die venezianische Lagune von Chioggia bis zur Mündung des Sile, endlich das versandende, fast verlassene Strandgebiet von Caorle und das nicht minder verödete von Grado und Aquileja im österreichischen Friaul.

Bereits um die Zeit, da Karthagos Galeeren die Gewässer beherrschten, auf denen einst die Flagge des Markuslöwen wehen sollte, waren die Dünen der Adria, damals freilich von ganz anderem Aussehen als heute, blühend und handelskräftig. Das ganze Hinterland von Gardasee bis zum Mincio und Po und ostwärts bis zum Tagliamento war von einem Volke besetzt, das, ebenso wie die anderen Stämme Oberitaliens nicht italischen Ursprungs, erst spät seine heimatliche Sprache mit derjenigen Latiums vertauschte, den Venetern, deren Name sich auf ihre heutigen Nachkommen vererbt hat und in der Herrin der Adria zu neuem Glanze entstanden ist. Alle Tradition und die dürftigen Reste ihrer Sprache kennzeichnen sie als illyrischen Stamm, also mitten inne zwischen Latinern und Griechen stehend, doch den letzteren näher als den ersteren und mit ihnen durch vielhundertjährige Gemeinschaft verbunden. Daß die ethnischen Eigentümlichkeiten eines Volkes aber nicht verloren gehen, auch wenn es sein angestammtes Idiom mit einer anderen, mächtigeren Verkehrssprache vertauscht, davon kann man sich besonders in Oberitalien überzeugen. Denn noch heutzutage behaupten die Bewohner der Gallia cisalpina ihre alten Sitze, durch die Dialekte scharf geschieden, in denen die Phonetik ihrer verklungenen Ursprache trefflich bewahrt ist. Noch sitzen die Ligurer an dem schmalen Küstenstreif der Seealpen; in einem breiten Keil haben sich (im 5. Jahrhundert v. Chr.) die gallischen Kelten von den Hochtälern Piemonts herab durch die fruchtbare Poebene bis in die Emilia und ans Meer hin eingescho-

SLUB
Wir führen Wissen.

ben (Ager gallicus), die Etrusker und die ihnen verwandten Rhäter auseinander und in die Alpen und über den Apennin drängend und die italischen Umbrer auf die Waldgebirge der heute noch nach ihnen benannten Landschaft beschränkend. So wurden sie Nachbarn der Veneter. Wer heute noch den Mincio oder Po überschreitet, dem klingen statt der gequetschten konsonantenreichen, unlieblichen Nasallaute des Gallo-italischen die sanften, weichen, lispelnden Formen des venetischen Dialekts entgegen, zuweilen lang und klangvoll austönend, wie es Schiffern ziemt, die über die rauschende Wasserfläche hin sich zurufen; Eigenheiten des altvenetischen Idioms sollen sich überraschend treu in dieser Mundart erhalten haben.

Das Gestade im innersten Winkel der Adria galt den Alten als ein Wunderland. Dort, an den Quellen des rätselhaften Timavus, der aus drei Felstoren hervorbrechend, nach mächtigem, aber nur stundenlangem Laufe ins Meer eilt, in dessen Forsten noch in historischer Zeit Herden von Auerochsen weideten, dort landeten einst die Argonauten, die Heroen der griechischen Kolonisation. Padua rühmte sich, eine Gründung des Stammvaters der Veneter, des aus Troja geflüchteten Antenor, zu sein, dessen Grab, ein altrömischer Sarkophag, noch heute ein Wahrzeichen der Stadt ist; an den Ufern des Po wurde die anmutige Sage von Phaethon lokalisiert, dessen Schwestern, in Schwarzpappeln verwandelt, die goldigen Tränen des Bernsteins weinten. Vom baltischen Norden kam dies kostbare Harz über die Alpenstraßen her, in Saumtierkarawanen, auf die Stapelplätze der Veneter,

SLUB
Wir führen Wissen.

um zu einem namentlich von den Barbaren sehr gesuchten Schmuck verarbeitet zu werden; von der Emsigkeit dieses Handelsverkehrs geben noch die altvenetischen Inschriften Kunde, die sich ehedem an dem jetzt wenig begangenen und einsamen Höhenpaß befanden, aus dem kärntnerischen Lessachtal nach der deutschen Bergwerkskolonie Timau (Tischlwang) in der Carnia führend. Denn die Vorfahren der Venezianer waren schon ein zivilisiertes, Handel, Ackerbau und Seefahrt treibendes Volk, ganz unähnlich ihren unruhigen Nachbarn, den gallischen Streithähnen; dem Kriegshandwerk wenig hold, wenn sie auch in der Gefahr das Schwert tapfer und erfolgreich zu führen wußten; von feinem politischen Sinn, wie sie denn die Bedeutung Roms früh erkannten und sich allezeit als zuverlässige Bundesgenossen der künftigen Weltmacht erwiesen haben; noch in der Kaiserzeit durch Strenge und Einfachheit der Sitten so hervorragend, daß selbst der lockere Martial (XI, 16) ihnen sein Lob nicht versagen kann, und noch unter Nero der Paduaner Pätus Thrasea, ein Lieblingsheld des Tacitus, der verderbten römischen Hauptstadt ein heroisches Beispiel von Seelengröße und Mannestugend gab. Und was der alte Herodot schon über die Art der Versorgung heiratsfähiger Mädchen bei den Venetern zu erzählen weiß, das stimmt ganz zu dem praktischen, auf das Gemeinwohl stets bedachten Sinn der späteren Venezianer, den sie in ihren zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten so glänzend bewährt haben. Bei ihren jährlichen Heiratsmärkten mußten die schönen und reichen Mädchen eine Art Steuer errichten,

die ihren armen und häßlichen Mitschwestern als Ausstattung zugute kam, eine Institution, die wohl den Neid neuerer Zeiten zu erwecken imstande ist.

Die alten Veneter waren aber auch ein kunstfertiges Volk. Außer dem Bernsteinschmuck wußten sie künstliche Glas- und Mosaikarbeiten zu verfertigen, wie ihre späten Enkel; die Museen von Aquileja, Udine, Cividale und Portogruaro sind reich an Gegenständen dieser Art; man weiß, welche Rolle im venezianischen Staat die eifersüchtig gehütete Glasindustrie Muranos gespielt hat. Und wie ihre Nachkommen heute noch ihr nationales Gerät, die kupfernen Brunneneimer (sechi), mit zierlich altertümlicher Treibarbeit auszustatten wissen, so haben schon die alten Veneter ähnliche Gefäße für den Export nach den Nachbarländern angefertigt, und diese sogenannten situlae, wie sie in großer Anzahl namentlich in unsern Alpenländern (das schönste Exemplar stammt aus dem krainerischen Watsch bei Littai), aber auch in der Emilia zutage kamen, bieten uns in ihrem reichen figürlichen Schmuck ein interessantes Abbild altvenetischen Lebens. Es ist bezeichnend, daß sie fast durchaus Szenen aus den nationalen Festen aufweisen; haben diese doch auch später, bis zum Falle der alten Republik, den heiteren Hintergrund nicht nur der venezianischen Kunst, sondern des ganzen öffentlichen Lebens überhaupt gebildet. Wir wissen, daß solche Feste, deren religiöser Charakter uns nicht mehr klar ist, noch in römischer Zeit in Padua gefeiert wurden; sie bestanden in gymnastischen und musischen Preiskämpfen. So ziehen die Ahnen Vene-

digs in ihrer seltsamen Tracht und Bewaffnung an uns vorüber; in sonderbar geformten Jesuitenhütlein oder in der eigentümlichen Schiffermütze, die als corno ducale das Abzeichen des venezianischen Staatsoberhauptes wurde. Die ältesten Goldzechinen und die Gestalt des hl. Wenzel auf dem Triptychon des Tommaso da Modena aus Karlstein (einst in der Wiener Galerie), den der trevisanische Maler in der Tracht seines Herzogs, des Dogen, dargestellt hat, beweisen, daß schon im 14. Jahrhundert die charakteristische Form der berretta vorhanden war. Bei einem so konservativen Volk, wie dem venezianischen, ist das Festhalten an einem solchen nationalen Kleidungsstück nicht weiter verwunderlich; in gleicher Weise scheint sich die eigentümliche altillyrische Tracht der albanesischen (und neugriechischen) Fustanella aus uralten Zeiten her erhalten zu haben wie im langen Radmantel, mit dem sie sich so sorgsam Mund und Nase verhüllen, wie noch heute ihre Nachkommen, wenn eine kalte Tramontana über die sonnige Riva saust. Und wenn Livius, selbst ein venetisches Landeskind, von Regaten zum Andenken an einen glorreichen Sieg der Paduaner über eine abenteuernde Flibustierschar zu berichten weiß, so erkennen wir auch darin die Sinnesart des Volkes und die Zähigkeit, mit der sich auf dem schwanken Boden der Lagune uraltes Leben erhalten hat.

Der äußere Aspekt jener Küsten war vor zweitausend Jahren freilich ein anderer, auch abgesehen von den Veränderungen des Bodens. Ausgedehnte Waldungen, von denen die Pinienforste von Ravenna, von

Brondolo hinter Chioggia (bis zur Etsch bei Cavanella reichend) und die des Belvedere bei Grado nur noch kümmerliche Reste sind, in denen noch die alten Dogen bei Caorle und Jesolo auf Schwarzwild und Hirsche jagten, wechselten mit üppigem Weideland, auf denen die berühmten venetischen Rennpferde sich tummelten, im alten Hellas einst ebenso geschätzt, wie von den Heutigen die englische Zucht. Aber das unermeßliche, nur dem Einheimischen kundbare Netz von Wasserstraßen wurde wie heute befahren; der Kommentator des Vergil, Sergius (zu den Georgica I, 262): „In dem größten Teil des an Flußläufen überreichen Venetien geht aller Verkehr zu Schiff vor sich; in Ravenna und Altinum wird Jagd, Vogelfang und Ackerbau nur auf Kähnen betrieben"; und Martial weiß trefflich die einschläfernde Melancholie zu schildern, mit welcher die gleichförmige Bewegung der Barke, in leisem, monotonen Ruderschlag über den schläfrigen Wassern hin, die Sinne umfängt. Und Livius (X, 2) hat uns ein ungemein anschauliches Bild der eigentümlichen Szenerien der Lagunen hinterlassen, wenn er den abenteuerlichen Einbruch des Spartanerkönigs Kleomenes in die Gewässer von Padua und die Zerstreuung der Freibeuterscharen durch seine Landsleute schildert. Die ausgesandten Späher meldeten, daß hinter einem schmalen Küstenstreifen — dem Lido — sich stagnierende, doch mit den Meeresfluten in Verbindung stehende Gewässer ausbreiteten; weiterhin erblickte man angebautes Land, in der Ferne schlossen Hügel — wohl die duftige Euganeenkette, die man ja oft im Abendschein erblickt — die

Aussicht ab. Auch berichteten sie von der Mündung eines sehr tiefen Flusses, der wohl größere Schiffe aufzunehmen geeignet wäre — es ist die alte Mündung der Brenta bei Fusina. Dorthin steuerte nun Kleomenes seine Flotte. Da die schweren Schlachtschiffe der Griechen aber hier nicht weiterfahren konnten, schiffte er einen Teil seiner Mannschaft auf kleineren Fahrzeugen aus und drang auf diesen weiter stromaufwärts. Plündernd und sengend verbreiteten sich nun die wagehalsigen Piraten über das friedliche Land. Die Kunde des Einfalls flog nach Padua; dort stand die Bürgerschaft, ihrer unruhigen gallischen Nachbarn halber, stets unter Waffen; flugs ward die Jugend in zwei Haufen geteilt, der eine gegen die Marodeure dirigiert, der andere auf Umwegen gegen die bei den kleinen Schiffen zurückgebliebene Besatzung, die bald überwältigt war. So brach ein furchtbares Gemetzel über die zerstreuten Spartanerscharen herein. Auf ihren kleinen, schnellen, für die Lagunenfahrt gebauten Flachbooten überraschten dann die Paduaner die ahnungslose Flotte des Königs selbst, die in wilder Unordnung flüchtete, wobei einzelne Schiffe in den unbekannten Gewässern auf Untiefen gerieten und eine leichte Beute der Nachdrängenden wurden. Kleomones gewann kaum mit dem fünften Teil seiner Flotte das Freie; die ganze Behendigkeit des wehrhaften Schiffervolkes, das seine Penaten verteitigt, offenbart sich in dieser raschen Schilderung des Livius. Noch zu seiner Zeit sah man die Spolien dieses Sieges, Schiffsschnäbel und lakonische Waffen, im alten Tempel der Juno zu Padua.

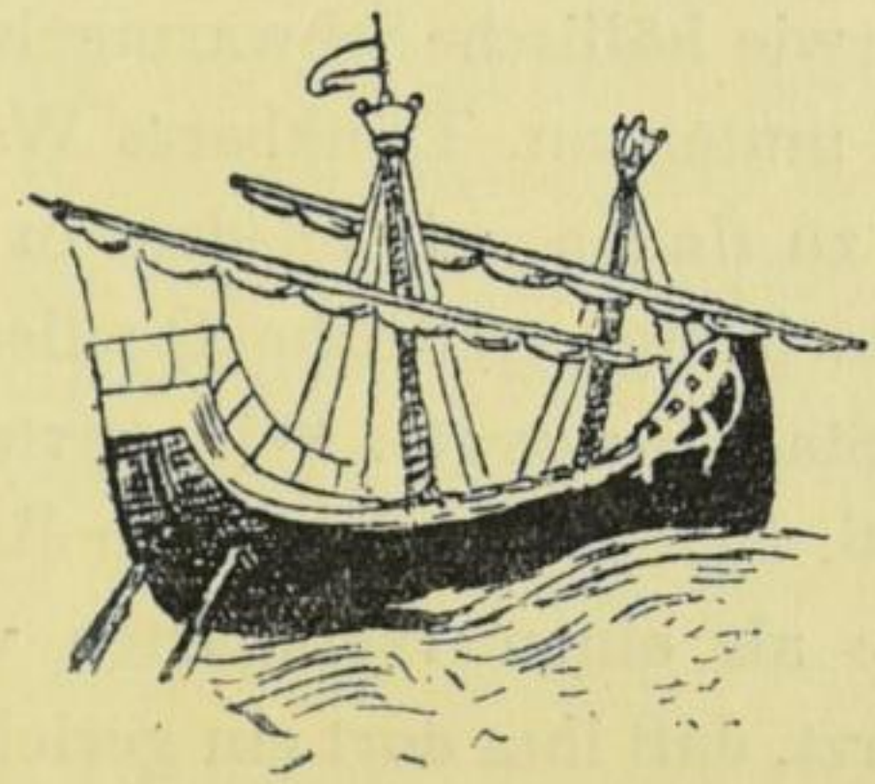
Alljährlich wurde aber das Andenken dieser erfolgreichen Tat durch Scheinkämpfe zu Schiff auf dem die Stadt durchströmenden Bacchiglione gefeiert.

Unter den reichen Städten dieses Gebietes nimmt das alte vorrömische Ravenna die erste Stelle ein. Eine altetruskische Gründung, später im Besitz der Umbrer, liegt es heute im gallo-italischen Dialektgebiet und hat auch im Altertum, ebenso wie das nördliche Aquileja, ethnographisch niemals zum Veneterland gehört. Aber die Lebensbedingungen sind hier die gleichen wie im ganzen Lagunengebiet, und so ist Ravenna recht eigentlich das Urbild des späteren Venedig.

In jenen längst vergangenen Tagen lag die Stadt mitten in der Lagune; die Landschaft mit ihren Kanälen und Deichen erinnerte die Alten an das ägyptische Nildelta, sowie wir Moderne an Holland denken, mit dem die italischen Niederlande ja auch noch in anderer Hinsicht zu vergleichen sind. Wie heute ging aller Verkehr zu Schiffe vor sich, große schwerfällige Barken brachten die Lebensmittel herbei und holten das Heu von den Wiesen der Inseln. Wie heutzutage Malamocco, so stand damals die Umgegend von Ravenna im Rufe, das schmackhafteste Gemüse, besonders Spargel, zu ziehen. (Martial XIII, 21; Plinius, Hist. nat. XIX, 4 u. 8.) Die Verse eines römischen Dichters malen uns die charakteristische Figur des ravennatischen Gondolier, wie er lässig über sein schweres Ruder gebeugt durch die stagnierenden Fluten seiner heimatlichen Lagune dahinfährt. (Silius Italicus, Punica VIII, 603.) Auch sonst

entspricht das Bild der Stadt, wie es uns die Alten entwerfen, völlig dem späteren Venedig. Sie war von Kanalstraßen durchzogen, Brückchen und Überfuhren vermittelten die Verbindung zwischen Haus und Haus, die Barke war das einzige Verkehrsmittel. Täglich drang die Flut im großer Stärke in die Stadt und säuberte sie von den Miasmen der Abfälle; die Luft war daher als so gesund und stärkend berühmt, daß noch in römischer Zeit die bekannte Fechterschule hierher verlegt wurde.

Wie das älteste Venedig war ferner das alte Ravenna, gleich den anderen Orten dieses Gebietes, ein städtisch angelegtes Pfahldorf; die Häuser, größtenteils aus Holz errichtet, ruhten auf einem Fundament von starken Lärchenstämmen, die tief in den Schlammgrund eingerammt waren. Noch zu Vitruvs Zeit flößte man dies wichtige Baumaterial auf dem Po in die Stadt. Der Pfahlbau, bekanntlich noch heute von primitiven Völkerschaften geübt, war ja in der Poebene seit unvordenklicher Zeit zu Hause. Nicht nur im Gardasee und im kleinen Lago Fimon bei Vicenza hat man Reste von Pfahldörfern gefunden,



noch zahlreicher sind die altitalischen Niederlassungen, die sogenannten Terremare in der Emilia, die auf festem Boden stehen. Besonders wohl erhalten sind die von Castione bei Borgo S. Donnino. — Im Norden haben die Friesen in ihrem vielfach den italischen Niederlanden ähnlichen Marschlande schon im frühen Mittelalter den Pilotenbau geübt. Ein merkwürdiges Beispiel in Süddeutschland ist die gotische Frauenkirche zu Ehingen, die im Sumpfgebiet des Lech auf einem Pfahlroste fundamentiert ist. Man muß sich eben erinnern, daß das Poland damals eine waldbedeckte, durch die häufigen Überschwemmungen morastische und grundlose Flur war. Von den Dörfern dieser Urbewohner Italiens, unter deren hoch auf Pfählen stehenden Strohhütten sich der Unrat häuft, bis zu den Pilotenhäusern der ravennatischen Lagune ist allerdings ein Weg wie von uranfänglicher Barbarei zu städtischer Zivilisation; aber der verbindende Faden ist da, so dünn er auch sein mag.

Überall finden wir im alten Ravenna Züge, die uns an das heutige Venedig erinnern. Martial (III, 93) erwähnt schon den nervenerschütternden Gesang der Zanzaren, die wie höllische Schwarmgeister den Pfühl des Neulings umtanzen. Trinkbares Wasser war nur in Zisternen zu finden, wie ehedem in Venedig, zumal bevor die jetzige treffliche Quellenleitung vom Sile her die Stadt versorgte. Wir verstehen Martials Witz (III, 56, 57), wenn er sich zu Ravenna lieber eine Zisterne als einen Weingarten wünscht, und wenn er scherzt, daß ihm dort ein geriebener Schank-

wirt, da er gemischten Wein begehrte, reinen kredenzt habe; denn das Wasser steht fast höher im Preise. Wenn er aber (III, 93; XI, 22) vom Gequak der Frösche und vom widrigen Geschrei der Sumpfvögel um Ravenna spricht, so dürfen wir darin vielleicht ein Anzeichen der beginnenden Versumpfung dieser Stadt erkennen, die noch in augusteischer Zeit die wichtigste Flottenstation der Römer in der Adria war. Aber Ravenna ist damit nicht wie so viele andere Lagunenstädte der Verödung und Vereinsamung verfallen, es ging vielmehr erst jetzt seiner weltgeschichtlichen Bedeutung entgegen. Vom 5. Jahrhundert an ward es bekanntlich die Hauptstadt Italiens, Residenz der letzten römischen Kaiser, dann der Gotenkönige, endlich der byzantinischen Statthalter, zugleich der Sitz eines mächtigen Erzbistums. (Vgl. die Beschreibung bei Sidonius Appollinaris, Epp. I, 8, [467].) Damals lag Ravenna schon völlig auf festem Boden, nur von einem Arm des Po bewässert, auf dem man von der Emilia aus zu Schiff in die Stadt gelangen konnte, durch die ansehnliche Vorstadt Cäsarea mit seinem Hafen Classis verbunden. Aber auch dieser war schon im Versanden, und der Gote Jordanes erzählt, daß sich an Stelle des Mastenwaldes nunmehr ein Wald von Obstbäumen in schönen Gärten zeigte. Rings von Sümpfen umgeben, nur an einer einzigen schmalen Furt von Süden her zugänglich, in nahezu unangreifbarer Lage, war die Stadt den bösen Einflüssen der Sumpfluft durch ihre herrliche, auf altem Meeresboden entsprossene Pineta entrückt, noch heute ein Ruhm und Schutzwall der Stadt, schon

von Dante in unvergänglichen Strophen gepriesen. Doch das Schicksal kam auch hier über die Stadt Theoderichs. Noch im 14. Jahrhundert Sitz des fürstlichen Hauses der Polenta, in deren Schutz der größte Florentiner sein müdes Haupt zur Ruhe legte, kam sie später unter venezianische Oberhoheit und hat an den Weltschicksalen fürderhin nur noch passiven Anteil genommen. Jetzt liegt sie fast eine geographische Meile weit vom Meere, doch hat sie einen äußeren Hafen — Porto Corsini — zu dem ein kleiner Kanal führt; ihre mächtigen Kirchen und Paläste verfallen, in ihren öden Straßen wächst das Gras; Cäsarea ward ein armseliges Dorf und Classis ist gänzlich vom Erdboden getilgt. Nur die große, verwahrloste Basilika des heiligen Apollinaris steht noch aufrecht, mit ihren merkwürdigen verblichenen Mosaiken, inmitten einer melancholischen Sumpflandschaft.

Weiter nördlich von Ravenna erhob sich im grauen Altertum eine mächtige Handelsstadt, Spina genannt, deren Umrisse uns nur noch schattenhaft vorschweben. Denn Spina war schon zu Strabos Zeit ein armes Dörfchen, dessen Name noch an dem Weiler Spinazzo haftet, im 1. Jahrhundert v. Chr. schon neunzig Stadien vom Meere entfernt. Aber einst war es eine gebietende Seestadt, die älteste Vorgängerin Venedigs in diesen Gewässern. Sie rühmte sich griechischer Gründung und Abstammung und soll in Delphi, dem Zentralheiligtum der hellenischen Welt, eines der reichsten Schatzhäuser besessen haben.

Ein glücklicherer Stern hat einer ihrer Rivalinnen geleuchtet, die den stolzen Anspruch erhebt, daß nach

ihr das Adriatische Meer benannt worden sei. Freilich schlagen die Meereswellen längst nicht mehr an Adrias Mauern, ja es liegt unter allen anderen am weitesten, an 25 Kilometer, von der See entfernt und erweist sich jetzt als ein stilles, leidlich behäbiges Landstädtchen mit einem ansehnlichen Dom, bereits im venetischen Sprachgebiet belegen, seit alter Zeit der Sprengel eines jener kleinen Landbischöfe, an denen Italien so reich ist, der Bischof von Adria residiert übrigens jetzt im nahen Rovigo, dem Hauptort des sogenannten Polesine, des fruchtbaren Stromlandes zwischen Po und Etsch. Aber einstens lag es in der Lagune, gleich Ravenna eine hölzerne Pfahlstadt; in seinem Boden hat man Pilotenreste gefunden. In den Tagen seiner Blüte hatten die Griechen hier große Faktoreien, von denen besonders die zahlreichen Vasenfunde, in einem interessanten Lokalmuseum vereinigt, beredtes Zeugnis ablegen. (Cordenons im Bull. del Mus. Civico di Padova II. H. 3.)

Auch Livius' Vaterstadt, das gelehrte Padua, gehört eigentlich zum Lagunengebiet, da es durch Kanäle mit dem Meer in Verbindung steht. Noch heute legen die Barken von Fusina an seinem Gelände an. Einst besaß Padua auch einen äußeren Hafen draußen am Meere, wahrscheinlich das spätere Malamocco, in dessen Nähe ja der Pirateneinfall des Kleomenes stattgefunden haben mag. Man muß sich eben vor Augen halten, daß die Küste damals einen ganz anderen Zug hatte als heutzutage. Wo jetzt ein versandeter Dünenzug unterhalb von Chioggia, noch deutlich erkennbar, hinstreift, da war noch in der

späteren Kaiserzeit die Fahrt innerhalb der sogenannten „sieben Meere“ durchaus im Innern der Lagune, von Ravenna bis Aquileja hin, möglich. Doch ist Padua stets eine Binnenstadt gewesen und darum auch niemals dem Schicksale verfallen, das eine blühende und mächtige Nachbarstadt von klangvollem Namen, Altinum, das sagenumwobene Vineta der Lagune, betroffen hat.

Altinum war wiederum ursprünglich eine hölzerne Pfahlstadt, die drittbedeutendste Gründung an diesen Küsten nach Ravenna und Aquileja. In der römischen Kaiserzeit durch Industrie und Handel blühend und von großem Wohlstand, war es damals schon mit prächtigen steinernen Gebäuden geschmückt, denn aus einer Inschrift wissen wir, daß Tiberius Säulenhallen und Paläste aufführen ließ. Martial, der an der Lagune so zu Hause war, daß er seine Tage in behaglicher Altersmuße dort zu beschließen wünschte (IV, 25), preist die mit Landhäusern und Gärten prangenden Gestade Altinums, die er mit dem berühmten Bajä, dem antiken Biarritz, zu vergleichen keinen Anstand nimmt, und die Korrespondenz des jüngeren Plinius zeigt, daß dort auch an fein gebildeter Gesellschaft kein Mangel war. Noch in altchristlicher Zeit blühte die Stadt; sie war Sitz eines Bischofs und zahlreiche glänzende Basilken erhoben sich in ihr. Sie hat selbst die Stürme der Völkerwanderung leidlich überdauert und ist erst in den Kämpfen zwischen Byzantinern und Langobarden im 7. Jahrhundert zugrunde gegangen. Ihr Name haftet noch an einem kleinen Dorf in der Nähe; aber der Pflug geht

über ihre Stätte und auf ihrem von fernher in der Lagune sichtbaren Hügelrücken, den motte di Altino, im Herbst ein ergiebiges Jagdgebiet, grünen Weingärten und Felder. Noch dringt die Flut bis hierher und noch werden an ihrem Gelände die schmackhaften Früchte und Muscheln go und pedocchi, gefangen, die selbst der römische Gourmand nicht verschmähte. (Martial XIII, 88, 89.) Häufig stößt die Pflugschar auf alte Mauerreste und Steintrümmer; war doch Altinum der Steinbruch, aus dem zum großen Teile die Tochterstadt Torcello, wie später Venedig, in dem seine Inschriften und Skulpturfragmente zerstreut sind, erbaut wurde. Noch lebt der Reichtum der Stadt in der Volkstradition Venedigs fort. Auf ihrer Ruinenstätte ist es nicht geheuer; besonders auf der sogenannten pezza dell' oro hausen Dämonen, die Geister des abgeschiedenen Heidentums, und hüten unermeßliche Goldschätze. Das Haus Ziani sollte seinen Reichtum einem solchen glücklichen Funde verdanken; mancher arme Teufel machte sich heimlich auf, um nächtens nach Gold zu schürfen, so daß der venezianische Volkshumor in den alten Stegreifkomödien wie: „Pantalon in Altin cava tesori" sich selbst verspottete.

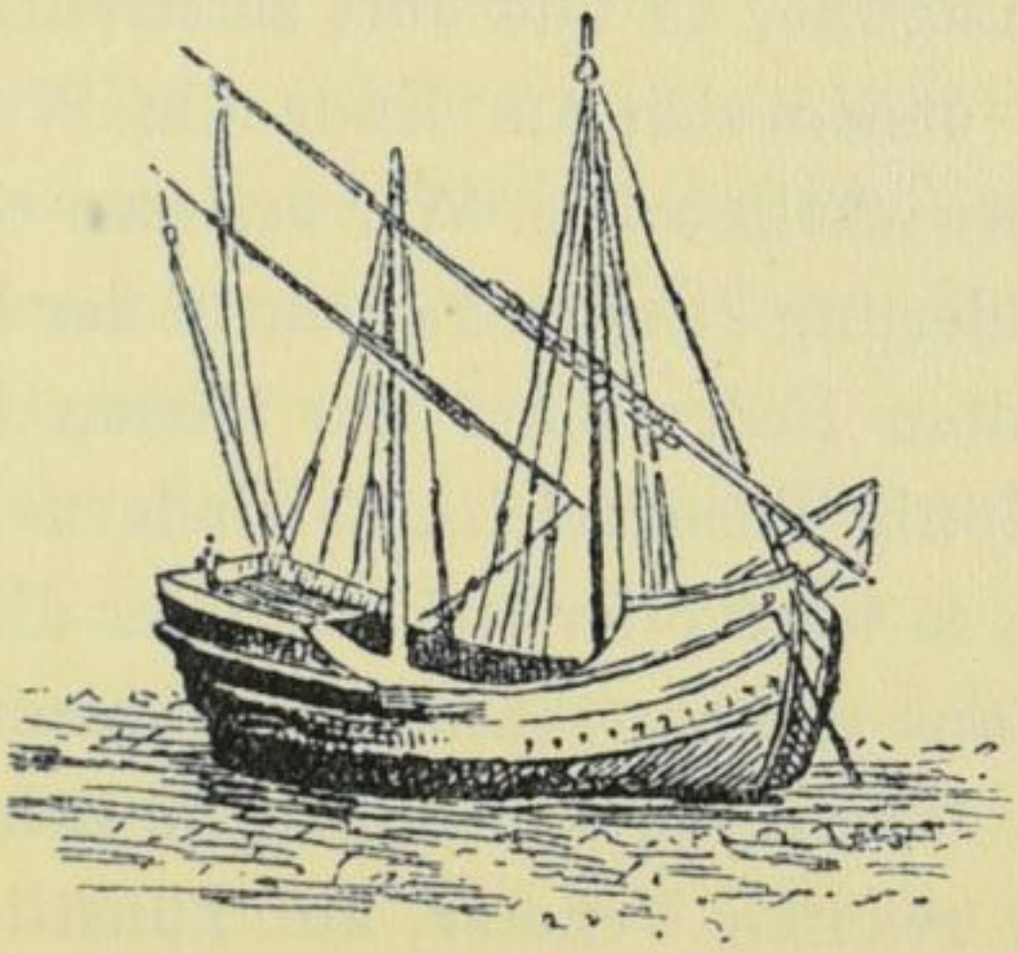
Wie Padua standen und stehen auch noch einige andere Städte des nördlichen Lagunengebietes, Opitergium und Julia Concordia, durch ihre Flußläufe mit dem Meere in Verbindung. Das moderne Oderzo ist noch ein freundliches Landstädtchen im Trevisanischen, Concordia (Sagittaria) aber, das seinen altrömischen Munizipalnamen treu bewahrt hat, ist nur

noch ein Flecken mit ungesunder Luft, dessen alte Größe ein stattlicher, neuerdings restaurierter Dom und ein uraltes Baptisterium künden; sein Bischof residiert in dem nahen, erst im späteren Mittelalter gegründeten Portogruaro, dessen Melancholie aber auch sprichwörtlich geworden ist. „Raneri (Grillenfänger) di Portogruaro", pflegt man in Venedig zu sagen; die Physiognomie dieses kleinen venezianischen Landstädtchens zu Ende des vorigen Jahrhunderts, das sich bestrebt, im friaulischen Lande ein Abklatsch von S. Marco zu sein, hat Ippolitio Nievo in seinen köstlichen „Erinnerungen eines Achtzigers" mit unübertrefflicher Meisterschaft geschildert.

Am äußersten Ende des nördlichen Lagunenrandes, schon nahe gerückt den Bergen, die ihren majestätischen Hintergrund bilden, thront die alte Patriarchenstadt Aquileja, in Römerzeit eine Militärkolonie und Emporium des Handels mit den Alpenländern, dann Sitz eines der mächtigsten geistlichen Fürsten, ein zweites Rom, mit prachtvollen Gebäuden geschmückt. Attilas Horden brachen ihre Größe; obgleich wieder aufgebaut, führte sie nur noch ein Schattendasein, als nomineller Sitz des mächtigen, kriegerischen Patriarchats, das fast ganz Friaul (darum noch heute la Patria genannt) umfaßte. Mehr und mehr verfiel sie den Sümpfen und ihrer Fieberluft, bis endlich im 18. Jahrhundert ihr geistlicher Besitz und ihre Schatzkammer zwischen den beiden neuen Erzbistümern von Udine und Görz aufgeteilt wurde. Heute ist Aquileja nur noch ein regellos zerstreutes Fischerdorf; bis auf den alten imposanten

Dom ist die glänzende Stadt der Kirchenfürsten wie hinweggefegt von der Erde; denn was die Baulust früherer Jahrhunderte nicht weggeschleppt hatte, das fiel dem Spaten der Ingenieure, die auf Maria Theresias Geheiß das segensreiche Werk der Entsumpfung begannen, zum Opfer.

Während sich das Leben der venetisch-römischen Zeit vorzugsweise noch an dem Küstenrande der Lagune abspielt, tritt diese selbst samt ihren Inseln erst mit der Völkerwanderung in der Geschichte ein. Es kann zwar keinem Zweifel unterliegen, daß diese Eilande schon seit alter Zeit von fleißigen Fischern bewohnt waren; die angeblich prähistorischen Funde jedoch, die man namentlich beim Umbau des Fondaco dei Turchi und bei S. Adriano gemacht zu haben glaubte, haben nicht Anspruch auf so hohes Alter. Überdies ist der Boden der Lagune reichlich mit Bauschutt von der Terra Ferma bedeckt und bietet daher keinen festen Anhaltspunkt.



Erst als die Barbarenstürme des Nordens über Italien hinbrausten, begann hier ein eigentümliches Treiben und Gären. Die Bewohner der Städte des Küstensaumes flüchten sich und ihre Habe in die Sümpfe, auf die sicheren Laguneninseln, die ihnen jedenfalls wohlbekannt waren. So entstand hier, wo Erde und Meer ineinanderfließen, auf einem Gebiet, das dem Landesunkundigen ganz ungewohnt, voll von Fährnissen ist — wie es einst die Spartaner des Kleomenes und später wieder die Franken König Pipins vor Rialto erfahren haben — neues kräftiges Leben. Ein großer Teil der neuen Ankömmlinge ließ sich seßhaft nieder und vermischte sich mit der eingebore-

nen Bevölkerung. Diese Flüchtlinge brachten die Güter der römischen Stadtkultur, staatliche und kirchliche Organisation mit; nach einer wohl typisch aufzufassenden Stelle der sogenannten Chronik von Altinum waren unter den Familien, die von Eraclea und Jesolo nach Rialto übersiedelten, die Barbadigo in der Architektur, die Domarzi in der Mosaikkunst geübt und erfahren; und so wurden in den fruchtbaren Schoß der Lagune, da und dort zerstreut, die Keime gelegt, aus denen sich am Ende die Wunderblume Venedig entwickeln sollte. Wir besitzen eine farbenreiche Schilderung ältesten Lebens in der Lagune, die der gewandten Feder eines der letzten Römer, des Ministers König Theoderichs, Cassiodorus entstammt, und die um so wertvoller ist, als dieser die Lagunenlandschaft aus eigener Anschauung kennt. Wie die Nester von Wasservögeln schmiegen sich die Häuschen dieser zweiten Veneter, auf künstlich mit Fa-

schinen und Dämmen erhöhtem Boden erbaut, in das ebbende und flutende Gewässer; wie auf dem Festlande das Hausvieh im Stalle des Bauern, so liegt hier die schnelle Barke in ihrem Schiffshäuschen. Gleich sicher weiß dies Volk auf dem hohen Meere, das seinen steten wundersamen Ausblick bildet, zu segeln, wie im ruhigen Wasser der Lagune innerhalb der künstlich erhaltenen Lidi. Dann scheinen die Schiffe wie über Wiesengrund zwischen den Feldern dahinzugleiten — ein Bild, das man noch heute, etwa hinter S. Elena, in einer seltsamen Poesie schauen kann. Das ächzende Zugseil leitet die schweren Lastbarken durch die Kanäle; auf ihnen kommt der süße Istrianer Wein von Aquileja her bis an den Hof des Gotenkönigs in Ravenna. Ihre besten Äcker sind die Salinen; Salz ist ihr Geld und ihr Reichtum. Hier herrscht noch die Sitteneinfalt des alten Venetien; ein Haus ist dem andern gleich. Inmitten der Wirrnis und Korruption seiner Zeit sieht Cassiodor fast einen Abglanz des goldenen Zeitalters in der demokratischen Gemeinschaft dieser fleißigen und wetterharten Matrosen und Fischer mit ihren frei gewählten Tribunen, nahezu unabhängig in ihrer schwer zugänglichen Lagune. So war dies Inselvolk beschaffen, das im Verein mit den Flüchtlingen der römischen Küstenstädte zu den Ahnen Venedigs ausersehen war.

Aber nicht die Zerstörung Aquilejas durch Attila, sondern das Heranrücken der nicht minder wilden Langobardenscharen im Jahre 568 gab das erste nachhaltige Beispiel jener Emigration, die später so zahlreiche Nachfolge fand und den Grund zu den eigent-

lichen Lagunenstädten legte. Damals floh der Patriarch Paulus mit seiner Gemeinde und mit dem Kirchenschatz in das Lagunengebiet des alten Hafens von Aquileja, Grado, wohin schon sein Vorgänger Secundus vor den Hunnen geflüchtet war. Der Zufluchtsort war trefflich gewählt; nach Norden hin wehrten die Sümpfe jedem Eindringling den Weg, der flache Dünenstrand mit seinen schwer zu findenden Häfen erschwerte aber selbst kleinen Schiffen das Ansegeln. So entstand hier ein neuer Patriarchensitz, dem später im langobardischen Schisma Aquileja als Rivalin gegenübertrat. Dieses Schisma fand endlich dadurch sein Ende, daß die Mutterstadt das kirchliche Haupt Landvenetiens, Grado aber das geistliche und politische Zentrum von Seevenetien wurde, als Sitz nicht nur der Metropolitane, sondern auch der Tribunen zugleich ein Stützpunkt der oströmischen Macht. Griechische Künstler haben denn auch seinen altertümlichen Dom erbaut, dessen Kampanile das Bild des Städtchens noch heute ebenso beherrscht, wie sein Abkömmling auf der Piazza di S. Marco von Venedig.

Nicht äußere Feinde waren es, die das unbezwingliche Wassernest zu Falle brachten, es war ein viel mächtigerer Gegner, die Natur selbst. Unablässig fraß die See an seiner schützenden Düne, schon im 9. Jahrhundert mußten einige besonders gefährdete Kloster- und Kirchengebäude von ihrem alten Platze weg verlegt werden, da ihre unterwaschenen Mauern den Einsturz drohten. Wo sich einst fruchtbares Kulturland, wie auf dem heutigen Lido von Venedig, ausbreitete, da will man jetzt noch zuweilen, zur Zeit

der Meeresstille, im ruhenden Wasser Trümmer von Mauerwerk sehen, und diese „tegnúe“ sind den Netzen der armen Sardellenfischer oft ein widriges Hindernis. Als Rialtos Stern im Aufsteigen war, wanderten die alten Familien nach und nach dorthin aus und gossen das edle Römerblut des alten Aquileja in die Adern des jungen Stadtgebildes. Noch, meint man, ist die Abkunft der Gradenigo in ihrem stolzen Namen erkennbar. Jetzt schlafen die edlen tribunizischen Geschlechter zumeist in ihren steinernen Särgen an S. Giovanni und Paolo; aber das gleiche Blut, das Venedig seine Dogen gab, mag noch in den Adern manches armen Fischers in dem armseligen, weltvergessenen Städtchen rollen, das heute Grado ist. Denn im 15. Jahrhundert wanderten endlich auch seine Patriarchen nach Venedig aus, wo sie längst einen stolzen Palast am Canal Grande besaßen, und mit der Übertragung des Patriarchenstuhls erlosch auch der letzte Glanz, der auf dem neuen Aquileja geruht hatte. Seitdem taucht Grado in das Dunkel der Vergessenheit hinab; seine Bevölkerung mindert sich mit der fortschreitenden Versumpfung. Erst in neuester Zeit haben sich seine Verhältnisse etwas gebessert, seitdem es ein von Jahr zu Jahr mehr besuchter Badeort Österreichs geworden war.

Am äußersten Rande der nach Grado hinstreichenden Küste liegt der vergessenste Ort vielleicht der ganzen Lagune, kaum jemals von eines Fremden Fuß betreten, das Städtchen Caorle (Caprulae), eine Gründung der Flüchtlinge von Oderzo und Concordia, deren Hafenplätze sich einst hier befanden. In alten

Tagen waren Caorle keine unbedeutende Stadt; von seiner Blüte legt noch sein alter, wohlerhaltener Dom, dem 11. Jahrhundert angehörig und das früheste Beispiel romanischen Kirchenbaues in der Lagune, mit einem malerischen runden Turm, beredtes Zeugnis ab. Dem hl. Stephan geweiht, rühmte er sich, wie S. Marco, einer Pala doro, eines byzantinischen Altarvorsatzes, angeblich von Caterina Cornaro hierher gestiftet. Jetzt ist Caorle, obwohl mit Grado der einzige direkt am Meer liegende Hafen dieser Küsten, einer der traurigsten und weltverlassensten Orte der ganzen Lagune; seine Waldungen, einst der Dogen Revier, sind gefällt, seine Dünen größtenteils ins Meer versunken, seine Lagune verschlammt immer mehr, so daß sogar die einst ergiebige Fischerei, die einzige Erwerbsquelle der armen Bewohner, immer mehr zurückgeht und die Wohltätigkeit reicher Venezianer alljährlich diesen im wahrsten Sinne des Wortes „Enterbten“ mit Getreidespenden zu Hilfe kommen muß. Aus den graulichen Salzkrusten der paludi steigen im Herbst böse, giftschwangere Dünste auf, harte Arbeit und kärgliche Nahrung dezimieren die Bewohner, deren wenige ein höheres Alter erreichen. Der Bischofsitz, längst keinen standesgemäßen Unterhalt mehr gewährend, ward 1818 aufgehoben: die kaum nennenswerten Einkünfte wurden zum Sprengel Venedig geschlagen. Aber noch im 16. Jahrhundert zählte Caorle viertausend Einwohner, hatte seine nobili und popolani, seinen großen und kleinen Rat, ganz wie Venedig. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wohnten dort kaum mehr als sechshundert arme Fi-

scher, die trotz alles Fleißes dem undankbaren Boden kaum das tägliche Brot abringen können, ein wortloses Elend, das ergreifender und auch sympathischer ist, als die lärmende Not der großstädtischen Arbeiterbevölkerung, die uns jetzt allerorten mit theatralischem Pathos vor Augen geführt wird. Caorle besteht heute fast nur noch aus einer einzigen Straße, an deren Ende sich in trüber Majestät der Dom erhebt; die Ruinen seiner öffentlichen Bauten und Kirchen liegen draußen im Meere, zur Ebbezeit geisterhaft aus dem Wasser leuchtend, den Netzen der verarmten Enkel derer, die sie gebaut, ein oft verwünschtes Hindernis. Doch haben sich in neuerer Zeit durch die großartigen Bonifikationen, die der Rothschild Italiens, Baron Franchetti in Venedig, hier durchgeführt hat, die Verhältnisse merklich gebessert; an Stelle der ausgedehnten Sümpfe, die früher die Fahrstraße längs des viel gewundenen Lemene von Concordia bis Caorle begleiten, ist jetzt fruchtbares, malariafreies Ackerland getreten.

Während sich Grado, die einstige Metropole des Seelandes, wenn auch nur im Bettlergewande, bis auf unsere Tage erhalten hat, ist von dem ältesten Sitze der Dogen, von Eraclea (Heraclea), jede Spur verloren. Von Asolo aus gegründet, dem Bergstädtchen in grüner Waldeinsamkeit, das später Caterina Cornaro zu ihrem Musensitze erkor, war es wie Caorle eine Küstenstadt, und das wurde sein Verderben. Hier scheint zuerst eine straffere politische Konzentration Seevenetiens versucht worden zu sein; die Tribunen des alten demokratischen Gemeinwesens nannten sich

hier zuerst mit dem stolzeren Titel der spätrömischen Duces (etwa den Markgrafen zu vergleichen), doch nicht ohne Widerspruch. Eine blutige Fehde mit dem benachbarten Jesolo war die Folge; sie schlug beiden Orten tiefe Wunden. König Pipin brannte Eraclea im 9. Jahrhundert nieder, aber die Dogen Partecipazzi, indessen nach Rialto übergesiedelt, bauten die Stadt wieder auf und nannten sie Città Nova, Neustadt. Allein ihr Niedergang war unaufhaltsam; ihre angesehensten Geschlechter verließen sie, um unter dem aufleuchtenden Sterne der jüngsten Venetia am Rialto ihr Glück zu suchen: die Erizzo sollen von dort gekommen sein. In der verfallenden Stadt nistete sich ein unheimlicher Gast, die Malaria, ein; die Bischöfe verließen sie, um nur noch bei feierlichen Gelegenheiten oder zur letzten Ruhe die Kathedrale von St. Peter aufzusuchen, bis 1440 der Bischofsstuhl nicht mehr besetzt wurde, denn Eraclea war nur noch ein Name. Heute liegen seine Trümmer in den Sümpfen von Ribuga zwischen Piave und Livenza, fünf Meilen vom Meer, nur noch im Sommer, zu Zeiten großer Trockenheit, zugänglich. Einige formlose Mauerreste im Schilf, inmitten einer grauen Schlammdecke, aus der fortwährend Blasen aufsteigen, um mit mißtönigem Laut zu zerplatzen: das ist alles was von der Stadt der Dogen und Bischöfe übriggeblieben ist. Nur einige wenige Überreste sind nach dem Flecken Ceggia bei S. Donà di Piave gerettet worden.

Sieben Meilen von Eraclea, durch einen Teil der großen Pinienwaldung des Küstensaumes geschieden, lag nahe der alten Piavemündung die Rivalin Jesolo

(Equilio). Von den flüchtenden Einwohnern Oderzos erbaut, die dazu ihr altes Munzipium als Steinbruch benutzten, blühte sie zur Zeit des Exarchats in Ravenna. Nach einem alten Chronisten (Marco Cornaro) zählte sie zweiundvierzig Kirchen mit herrlichen Säulen und schönen, an S. Marco erinnernden Mosaikfußböden, und war, wie Eraclea, Sitz eines Bischofs. Auch ihre Lage war zu offen, das Lagunengebiet versandete, der Krieg mit der Schwesterstadt brach ihren Wohlstand, ein verwüstender Ungarneinfall im 10. Jahrhundert gab ihr den Gnadenstoß. Es wiederholte sich das gewohnte Schauspiel: die edlen Familien wanderten nach Rialto aus, und Jesolo verdorrte wie eine abgeschnittene Blume im Wasserglase. Sein Bistum, zuletzt fast ohne Seelen, während es einst reiche Besitzungen selbst in Istrien und Dalmatien besessen hatte, wurde 1446 aufgehoben. Noch im 16. Jahrhundert sah man große Ruinen unter Gestrüpp und Schilf, von wucherndem Efeu dicht überwachsen. Über seine Piazza geht jetzt der Pflug; Nußbäume und Ulmen beschatten einen Trümmerhaufen, unter dem man den Dom vermutet. Dort fand man zu Ende des vorigen Jahrhunderts Säulen aus buntem Marmor und einen monolithen Sarkophagdeckel aus schön gefärbter Breccia; er dient jetzt als Altarvorsatz in der Kirche von Cavazuccherina, der nördlichen Endstation der modernen Dampfschiffahrt in der Lagune.

Wie in Grado ein zweites Aquileja, so entstand auf einer anderen Laguneninsel ein neues Altinum, Torcello. Die anmutige Gründungssage erzählt, daß die

Vögel der Stadt beim Heranrücken Attilas den Einwohnern Altinums den Weg in die Lagune gewiesen hätten. Aber die historische Forschung zeigt, ungläubig wie sie ist, daß es vielmehr die religiösen Wirren der Langobardenzeit waren, die Bischof Maurus mit seiner katholischen Gemeinde zu diesem Exodus bewogen haben. Nach dem Niedergang der Mutterstadt hob sich Torcello rasch. Die Byzantiner des 10. Jahrhunderts kennen es als eine große, blühende Handelsstadt, in der das kommerzielle und gewerbliche Leben der Lagune sicherlich seinen Mittelpunkt hatte. (Constant. Porphyrogen. de admin. imp. c. 28.) Darum ist Torcello auch die unmittelbare Vorläuferin Venedigs, wenn auch die Dogen niemals in ihr residiert haben. Die mächtige Dombasilika mit ihrem bedeutenden Mosaik des Weltgerichts, behütet von ihrem gewaltigen Kampanile, der wie ein reckenhafter Wächter weithin in der Lagune, bis zu den Fondamenta nuove am Nordrand Venedigs hin, sichtbar ist, zeugt heute noch von der Bedeutung der Stadt im Mittelalter. Aber auch Torcello entging nicht dem allgemeinen Schicksal der Lagunenstädte; auch seine wohlhabenden Patrizierfamilien wanderten aus, der mächtigen Anziehungskraft Venedigs gehorchend, unter ihnen die Doro, die sich den „goldenen“ Märchenpalast am Canalazzo erbauten. Von den beiden reichen Handelsherren und Tribunen, die den Körper des hl. Markus heimlich aus Alexandrien nach Rialto bringen, wird der eine, Rusticus, von dem erlauchten Geschichtschreiber Dandolo ausdrücklich als Torcellese bezeichnet. Gleichwohl bewahrten die zurückblei-

SLUB
Wir führen Wissen.

benden armen Fischer das stolze Gefühl, Abkömmlinge der Altinaten, gleichen Blutes mit dem vielleicht ältesten Adel der Welt zu sein.. Ein armer Teufel von Volkssänger, der in dürftigem Rokokokostüm unsere Großväter auf den Gassen Venedigs unterhielt, lebt noch im Andenken dieser Stadt; eines der populärsten Witzblätter trägt seinen Namen. Sior Tonin Bonagrazia rühmte sich mit dem ganzen gutmütigen Humor des venezianischen Volkes, ein Abkömmling der Nobili von Torcello zu sein; diese halb komische, halb rührende Gestalt personifiziert gleichsam das heutige Torcello und seine aus Flicken und Trümmern leuchtende, verblaßte Herrlichkeit. In der Tat erreicht kein anderer Ort jene melancholische Lagunenstimmung mehr als Torcello, dessen ganzer Zauber nur eine Fahrt auf einsamer Gondel fühlen läßt. Denn seitdem ein kleiner Dampfer regelmäßigen Verkehr unterhält, wird das poetische Bild durch massenhaftes Auftreten englischer Baedekerreisender geschädigt.

Torcello ist heute nur noch ein armseliges Dörfchen, von ein paar hundert Weinbauern und Fischern bewohnt. Vom nahen Burano, der Insel fleißiger Spitzenweberinnen, fährt man hinüber in den Canal Grande Torcellos, noch von seinem Rialto, dem Ponte del Diavolo, der einzigen erhaltenen Brücke, in kühnem Bogen überwölbt. Zwischen öden, sumpfigen Wiesen führt der Kanal auf die alte Piazza, grasüberwachsen, von einigen Bäumen beschattet, in deren Mitte eine uralte steinerne Kathedra steht, im Volksmunde der Thron Attilas genannt. Denn hier, wie in Grado, hat sich die finstere Gestalt des Hunnenkönigs

unauslöschlich der Phantasie des Volkes eingeprägt. Rechts erhebt sich der düstere, verfallene, für die heutige Gemeinde viel zu große Dom, daneben die merkwürdige Rundkirche von S. Fosca. Links steht noch der kleine ehemalige Archivpalast in bescheidener venezianischer Gotik, samt dem winzigen Palazzo del Pretorio und dem Stadthaus (Palazzo del Consiglio), jetzt zum Museum umgewandelt. Das ist alles, was von der alten Stadt übrig ist; wie im Domviertel von Pisa, sind alle anderen öffentlichen und privaten Gebäude vom Erdboden verschwunden. Denn noch im 14. Jahrhundert haben die Bischöfe Torcellos die alten Kirchen und Häuser auf Abbruch verkauft, bis die Signoria von Venedig diesem unwürdigen Handel ein Ende machte. Und wie in Pisa ergreift uns auch hier jenes eigentümliche, nur althistorischem Boden entsteigende Gefühl tiefer Melancholie, hier noch gesteigert durch den Ausblick auf das weite, stille, in Duft gehüllte Gewässer der Lagune, die so viel Menschenwerk in ihrem Schoße begraben hält. Dort, beim Kampanile, im hohen Grase, an der Mauer des armen, kleinen Friedhofs, ist alles feierlich stille, nur ein leises Rieseln geht manchmal durch das Gemäuer, wenn eine bewegliche Lazerte oder eine der riesigen fliegenden Heuschrecken darüber huscht. Draußen steht hie und da ein buntfarbiges, dreieckiges Chiozzotensegel, oder scheint, ein wundersamer Anblick, sacht über Wiesengründe zu gleiten. Wer unter einem besonders glücklichen Stern geboren ist, dem kann, wenn er einige Stunden vor Sonnenuntergang an einem schwülen Sommertage gegen die Mündung der Tre Porti

sieht, ein wundersames Schauen zuteil werden. Dann steht dort am äußersten Saume plötzlich ein Landstreifen mit Bäumen und flach gedeckten Häusern, in Vignen gebettet, vor seinen Augen. Sind die längst zerfallenen Lidi vor Caorle und die versunkenen Städte wieder entstanden, oder steigen Träume aus der ermattenden Luft der Sümpfe und der Ruinen? Aber dann, wenn die Wolken sich rot zu färben beginnen, erzittern die Umrisse, verwischen sich und verschwinden im Abendschimmer. Es war eine fata morgana, wie sie in diesen Gewässern zuweilen, wenn auch höchst selten, gesehen wird.

Unter allen Vorgängerinnen Venedigs kam das furchtbarste Schicksal über das alte Malamocco. Hieher, in ihren Hafenort am äußeren Saume des gleichnamigen Lido, flüchteten die Bewohner Paduas vor den Barbaren. So entstand eine volkreiche Stadt, die noch mehr an Bedeutung gewann, als die Dogen ihren Sitz von dem feindlichen Einfällen zu sehr ausgesetzten Eraclea hieher verlegten. Erst im Beginne des 9. Jahrhunderts siedelten dann die Dogen aus dem Hause Partecipazzo, nunmehr endgültig, nach Rialto, in das sichere Innere der Lagune über. Wie weise sie gehandelt hatten, zeigte die schreckliche Katastrophe des Jahres 1102. In einer grauenhaften Sturmnacht bebte die Erde, das Meer drang gierig über die flache Düne und verschlang die Stadt, so daß nur ein Teil der Einwohner das nackte Leben zu retten vermochte. Wohl wurde Malamocco wieder neu aufgebaut, aber an einer anderen, weniger gefährdeten Stelle, an der Lagunenseite gegen Venedig zu. Nie mehr erlangte

es seine einstige Blüte wieder. Sein Bischofsitz wurde 1110 nach Chioggia übertragen; heute ist es ein malerisches Fischer- und Gärtnerdorf von städtischem Ansehen, an dem man auf dem Wege nach Chioggia vorüberfährt.

Das untere Gebiet der Lagune von dieser, durch Goldoni berühmten, wohlhabenden Schifferstadt, dem Geburtsorte zweier berühmter Frauen, der Pastellmalerin Rosalba Carriera und der größten modernen Tragödin Eleonora Duse, bis zu den Salzgärten von Cervia hinunter hat für die Entstehung Venedigs keine erhebliche Bedeutung gehabt. Das Gebiet der alten Seestädte Ravenna, Adria, Spina ist längst verlandet, Ferrara, auch eine Kolonie von Flüchtlingen, liegt schon auf festem Boden, in der Ebene; noch im 14. Jahrhundert hauste in seiner Umgegend — nach Fazio degli Ubertis Zeugnis — der wundersame Deichpionier der Tierwelt, der Biber. Nur die Strandseen um das Städtchen Comacchio werden noch künstlich für die Fischzucht erhalten, ein ausgedehntes, wenig bekanntes Gebiet, das aber den Gardasee um ein Drittel an Größe übertrifft. Vollends im Laufe der nachchristlichen Jahrhunderte ist das weite öde, spärlich besiedelte Delta des Po entstanden, in dem die Reste der uralten Abtei Pomposa liegen, an deren Mauern noch um 700 die See schlug. Einst reich und wohlhabend, beherbergte sie fürstliche Gäste, wie Otto den Großen und seine Gemahlin Adelheid; dann sank sie allmählich, bis sie im vorigen Jahrhundert gänzlich verlassen wurde. Jetzt liegen ihre Basiliken mit dem mächtigen romanischen Kampanile, sowie ein Teil

Francesco Guardi, Canale Grande

Sächs. Landes-Bibl.

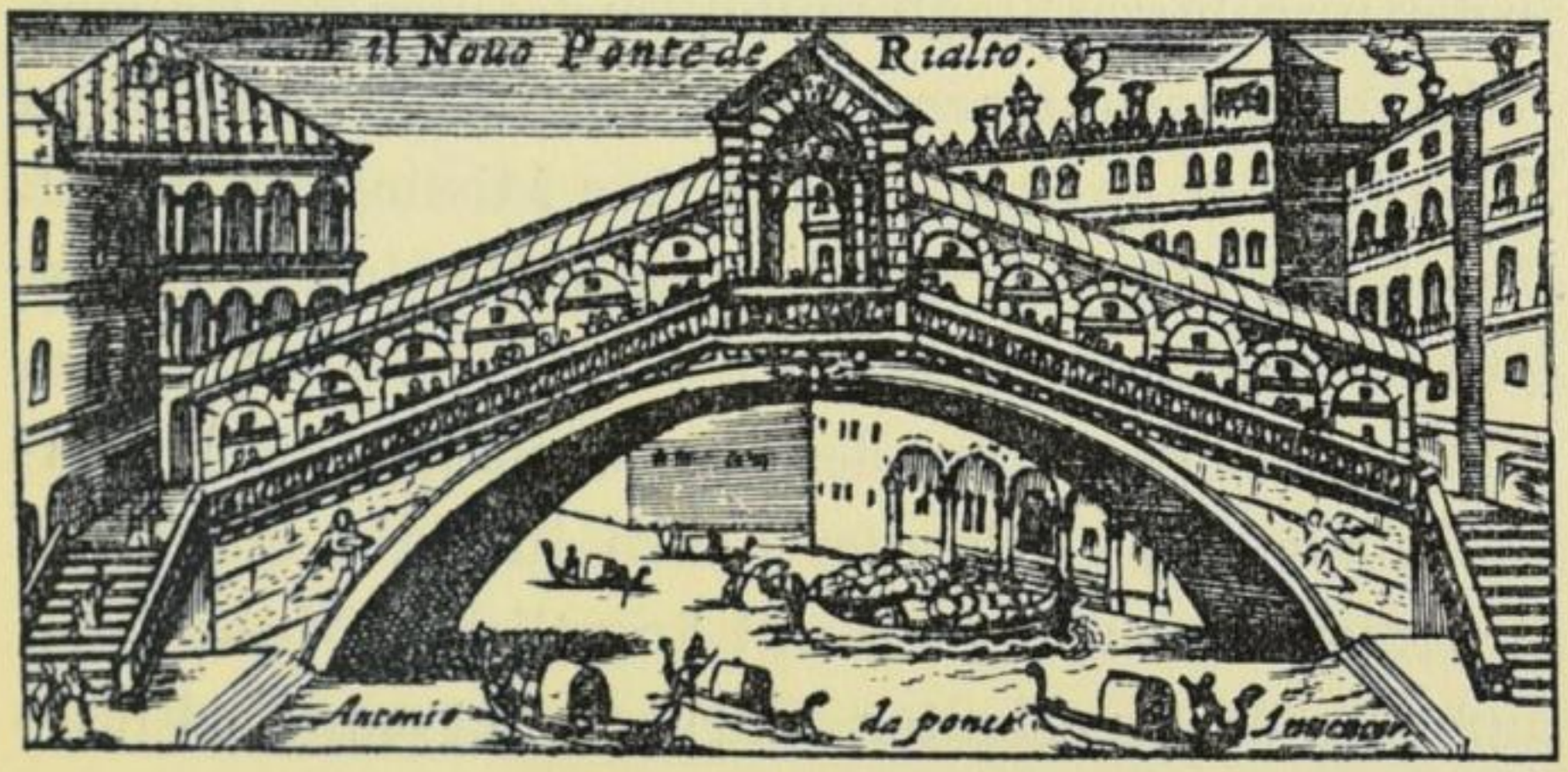
des Kreuzganges mit Kapitel und Refektorium, von verblichenen giottesken Fresken geschmückt, in schweigender Öde der unermeßlichen Sumpflandschaft.

Mitten im Schoße der Lagune, in der Linie zwischen Fusina und Malamocco, lagen einige kleine Inseln, dazu bestimmt, die Wiege Venedigs zu werden. Ein tiefer und breiter Kanal, für das alte Bett eines Armes der Brenta gehalten, läuft zwischen ihnen, der spätere Canal grande, auf dem sich dereinst das festlichste Leben Altvenedigs entfalten wird. In der Benennung der Kirche S. Giacomo dell' Orio soll sich noch der verstümmelte Name einer dieser Inseln, Luprium, erhalten haben; ein anderer uralter Kanal, der bei Petrarcas Wohnhause auf der Riva degli Schiavoni einmündet, der Rio della Pietà, trennte vielleicht die beiden Zwillingsinseln, die Geminae oder gemelle, auf denen sich in der Folge die Pfarrkirchen von S. Zaccaria und S. Giovanni in Bragola erhoben. Dorsoduro, ehedem Scopulum von der Härte seines Bodens geheißen, hat einem der äußeren Sestieri von Venedig den Namen gegeben. Ihm gegenüber liegt die langgestreckte Insel, vor Zeiten Spina lunga, jetzt Giudecca geheißen, einstmals das behagliche Villenviertel des vornehmen Venedig, jetzt verödet, von armen Leuten bewohnt, mit großen Magazinen, Fabriken und angebauten Flächen, nur zur Zeit der berühmten Sagra del Redentore wie einstmal von heiterem Leben durchflutet. An der östlichen Spitze Venedigs führt dann noch heute eine Holzbrücke über einen ansehnlichen, aber stillen Kanal, der die kleine Insel Olivolo, später

Castello geheißen, vom Arsenalbezirk scheidet. Hier erhebt sich eine imposante Kirche, mit einem freistehenden, weithin sichtbaren Glockenturm, die ehemalige Kathedrale Venedigs, S. Pietro di Castello. Denn der Menschenfischer Petrus, der im Glauben des christlich gewordenen Volkes so häufig an Stelle des alten Meerbeherrschers Poseidon trat, ist der älteste Patron der Lagune, wie es einem Fischervolke geziemt; erst nach der Begründung des eigentlichen Venedig hat er seinem Begleiter, dem Evangelisten Markus, die Führung des Staatsschiffleins überlassen. Castello hat lange eine Kommune für sich gebildet und seit dem 15. Jahrhundert als Sitz des Patriarchen von Venedig eine bedeutende Sonderstellung eingenommen. Erst durch einen Willkürakt der napoleonischen Zeit ist S. Marco, die alte Staatskirche, auch der Dom der Stadt geworden. Eine andere Insel, Murano, die Heimstätte der berühmten Glasindustrie, in größerer Entfernung jenseit des modernen Friedhofs von S. Michele gelegen, hat immer ein selbständiges Gemeinwesen gebildet. Ein Abbild Venedigs im kleinen, mit einem herrlichen romanischen Dom, hat es seine Blüte in der Renaissancezeit gehabt. Aber seine damals berühmten Gärten sind verschwunden, der Festjubel jener glücklichen Tage ist verrauscht und Murano spiegelt sich heute still und elegisch in seinem breiten Canalazzo. Hier ist noch das Venedig Byrons und Platens zu finden, das entvölkert und verarmt über den Fall seiner alten Herrlichkeit trauerte.

Aber nicht Murano, nicht Olivolo wurde das Herz des neuen Stadtgebildes, sondern eine der kleinsten

dieser Inseln, Rialto, deren uralter Name noch an dem berühmten Werke des Antonio da Ponte haftete, der einzigen Brücke, die bis in unsere Tage herein beide Ufer des Canalazzo verband. Hier drängt sich seit jeher der gesamte Marktverkehr Venedigs zusammen, hier steht eines der ältesten Kirchlein der Stadt, S. Giacomo del Rialto, auch einem Fischerheiligen geweiht. Hier befand sich auch der alte Palast des höchsten Seelenhirten von Seevenetien, des Patriarchen von Grado. Der Sitz der Regierungsgewalt aber war dem lärmenden Markte entrückt, auf jener Insel belegen, die noch heute das glänzende Forum der Republik, den herrlichsten Festsaal der Welt unter freiem Himmel trägt, die Piazza des hl. Markus. Vor diesem hat ein anderer, ein kriegerischer Heiliger von Byzanz, diese Stätte geschirmt, St. Theodor der Drachentöter, dessen alte Pfalzkapelle im nördlichen Flügel der Markusbasilika verbaut ist. Noch steht er aber auf einer der mächtigen Zwillingssäulen der Piazetta; und zwischen Marco und Todaro hat sich manch heiteres und blutiges Drama des alten Venedig abgespielt.



Rialtobrücke 1610

So war endlich nach langem Suchen ein fester Hort in der Lagune gefunden; mit der Erhebung Rialtos zum Regierungssitz, besiegelt durch die Übertragung der Reliquien des hl. Markus aus Alexandrien im Jahre 828, schließt die Jugendgeschichte der Lagunen ab. Lange noch haftet die alte Bezeichnung an der langsam sich bildenden Stadt. Denn erst im 10. Jahrhundert krönt der uralte Stammesname Venetia, der nunmehr vom Seelande auf die Hauptstadt, die Dominante, selbst übergeht, das Werk. Er hat programmatische Bedeutung; denn das mächtig aufstrebende Gemeinwesen zieht mit gewaltiger Kraft alle peripheren Elemente an sich. Die alten rivalisierenden Seestädte des ganzen Gebietes, Grado, Caorle, Eraclea, Jesolo, Torcello, Malamocco, sinken in demselben Maße, als sich Rialto-Venezia erhebt. Mit ihrem besten Blute bauen sie die jüngste Tochter der Lagunen auf; die alten edlen Geschlechter Aquilejas und Altinums bevölkern sie und legen den Grund zu dem wundervollen aristokratischen Staatsgebilde, in dem gleichwohl für die Wohlfahrt des Volkes besser gesorgt war, als in den unruhigen Stadtrepubliken des übrigen Italiens.

Langsam verarmen und verschwinden die alten Kolonien der antiken Städte, ihre Mission ist erfüllt. Den Schluß ihrer Tragödie bildet die Verlegung des Patriarchats von Grado nach Venedig, das damit auch das geistliche Zentrum des alten Seelandes wird. Fortan konzentriert sich alles Leben in der Lagune um Venedig; sie sucht man mit ängstlicher Mühe offen und lebendig zu erhalten. Darum leitet man die Flüsse nach Norden und Süden hin ab, eine Maßregel, der

endlich auch die letzten Reste von Eraclea und Jesolo zum Opfer fallen. Selbst die auf den Inseln umher zerstreuten Klöster, ursprünglich Asyle für den sturmbedrohten Schiffer, erliegen nach langem mühseligen Kampf schließlich der Übermacht der Natur. Die Mönche und Nonnen, die sich zuletzt der Sümpfe und der blutdürstigen Schwärme, die sie aussenden, nicht mehr erwehren können, werden nach Venedig übernommen, als letzte Nachzügler des allgemeinen Exodus. Ihre alten Heimstätten sinken langsam ins Meer; auf den Ruinen nistet Gestrüpp und Röhricht; Schlangen und Räuberbanden bieten sie willkommene Schlupfwinkel.

Um so glänzender erhebt sich der Stern der Dominante. Zwar klein und dürftig sind ihre Anfänge, an längst vergangene Tage gemahnend. Denn die neue Stadt am Rialto lag nicht wie Torcello oder Caorle auf festem Insel- oder Strandboden, sondern größtenteils, wie das alte Ravenna, Adria oder Altinum, im Schoße der Lagune. Die wenigen vorhandenen Inseln waren klein, der Boden fast überall locker und schlammig; er vertrug nur leichte Bauten, wie die primitiven Strohhäuschen, in denen noch jetzt die Fischer in der Umgebung Grados wohnen, oder verlangte sorgfältigste Fundamentierung. So sehen wir die neuen Veneter auf den uralten Pfahlbau ihrer Vorfahren zurückgreifen, vielmehr ihn fortsetzen. Mühsam, wie schon Cassiodor dies schildert, mußte der dem Meere abgerungene Boden trockengelegt, durch Reisigfaschinen und eingestampfte Erde gefestigt werden. Erst dann konnte die Grundlegung durch

starke Pfähle aus widerstandsfähigem Holz, die man durch die obere Schlammschichte trieb, beginnen. Ausgrabungen, die man im Juli 1885 am Kampanile vornahm, haben uns das System seiner typischen Fundamentierung klargelegt. Sie reicht nur fünf Meter (beiläufig ein Zwanzigstel der Turmhöhe) unter das heutige Pflaster der Piazza hinab — das alte Ziegelpflaster des 15. Jahrhunderts liegt noch einen Meter tiefer. Auf diesen anscheinend schwachen Grundfesten erhebt sich, seit Jahrhunderten unerschüttert, die ganze gewaltige Last des Turmkörpers, die man auf etwa zehn Millionen Kilogramm berechnet. Und doch ist der Riese fast der einzige, der ganz strack und gerade stehengeblieben ist. Sein zierlicher Genosse von der Griechenkirche (S. Giorgio dei Greci), obwohl viel jünger, neigt sich bedenklich zur Seite. Diese Festigkeit verdankt der Kampanile hauptsächlich den mächtigen Ulmenpfählen, die tief in die harte, unterste Tonschicht des Lagunengrundes gerammt sind. Auf ihnen ruht ein Querlager von starken Eichenbalken, und dieses trägt erst das Gefüge der im Alluvialsand und im Meerschlamm eingebetteten Grundblöcke aus istrischem Stein. Erst im 14. Jahrhundert wandte man beim Bau des Dogenpalastes ein anderes, vervollkommnetes System an; die Masse des Gebäudes schwebt hier auf einem einzigen weitgespannten Rost kolossaler Lärchenstämme.

Auf dieser Pfahlunterlage erhebt sich nun auch das venezianische Haus. Die häufigen Brände, die bis zur Zeit der Kreuzzüge die Stadt verheerten, zeigen, daß

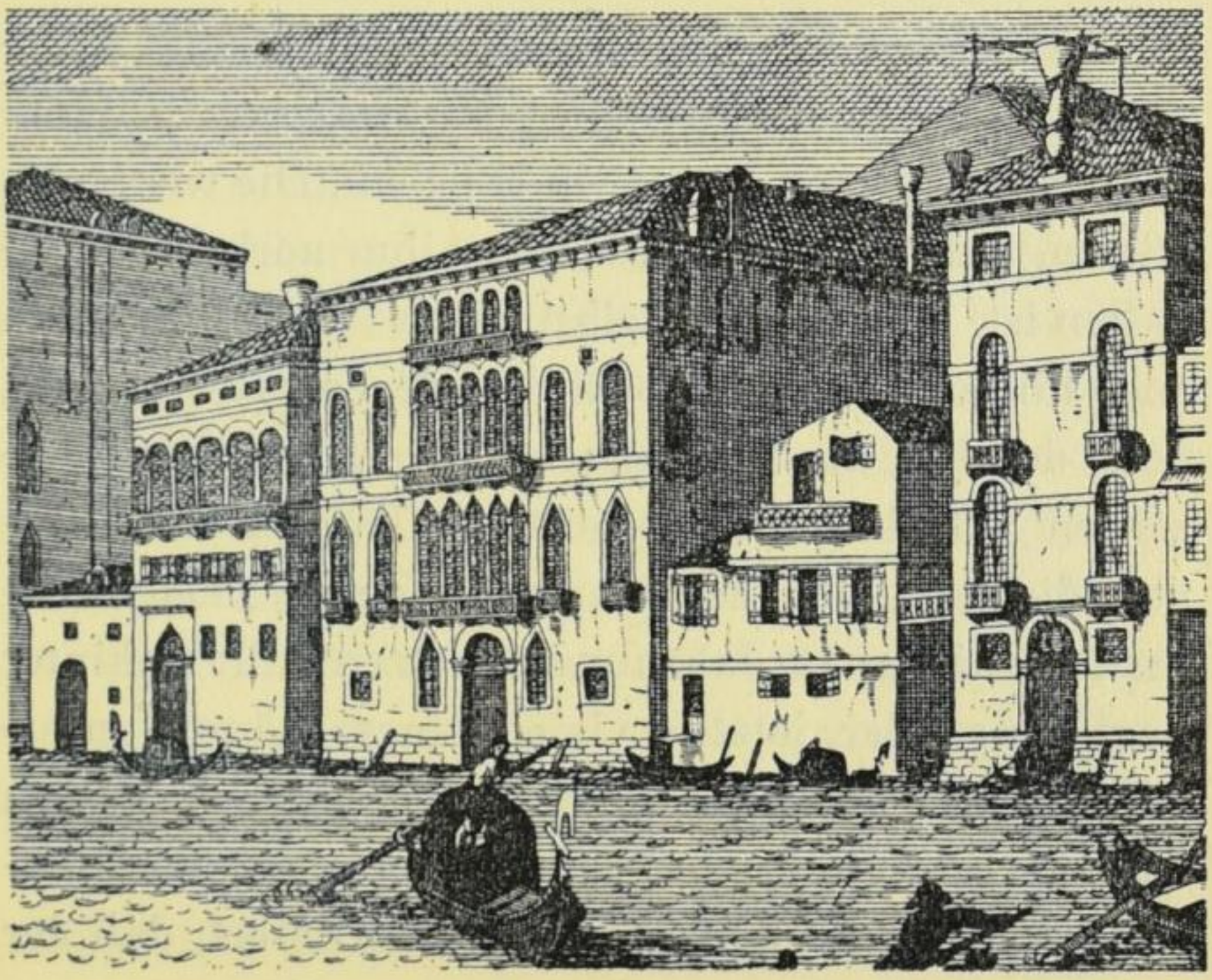
Venedig, wie das alte Ravenna, damals größtenteils eine hölzerne Stadt gewesen ist. Noch im 16. Jahrhundert hatte sich eine Anzahl solch uralter Holzhäuschen in den Volksquartieren gegen Mestre zu erhalten. (Sansovino, Venezia descritta.) Heute stehen noch in einem malerischen Winkel Venedigs, der alljährlich Stift und Pinsel unzähliger Kunstjünger in Bewegung setzt, bei der Kirche S. Trovaso, ein paar alte Schifferwerften, wurmstichig und baufällig, überschattet von dem Blätterdach einiger Bäume, die uns ein ungefähres Bild der ältesten Niederlassungen geben können. Die Häuser der Wohlhabenderen mögen aber bald ein stattlicheres Ansehen erhalten haben, besonders seit der Zuzug der edlen Familien nach Rialto begonnen hatte. Aus zahllosen Resten und Fragmenten, die über ganz Venedig verstreut sind, läßt sich nach annähernd eine Vorstellung von ihnen gewinnen. Es verschlägt nichts, daß die Mehrzahl dieser Reste aus dem späteren Mittelalter stammt; hat doch diese konservativste Stadt der Welt, in der ein neues Haus, wie das jetzt bei der Salute gebaute, ein Ereignis ist, Art und Sitte der Vorfahren in ihrer eigentümlichen, oft karikierten Abgeschlossenheit treu bewahrt; die kunstfertige Zunft der marangoni oder Zimmerleute hielt nicht minder fest an den alten Formen und hat das vermorschende Holzwerk, wie es der Väter Brauch war, wieder neu gezimmert. Gemauerte Häuser werden freilich schon in Urkunden zu Anfang des 11. Jahrhunderts erwähnt; einzelne Teile, wie Loggien, Lauben und Treppen wurden aber bis in die Renaissance hinein aus Holz aufge-

SLUB
Wir führen Wissen.

führt. Solche Holzarchitektur ist keineswegs auf die Lagunen beschränkt; in der Emilia haben sich sehr alte Privathäuser, vielleicht noch dem 13. Jahrhundert angehörig, erhalten, die einen höchst merkwürdigen primitiven Holzbau zeigen. Ich meine vor allem die Rückfront der Casa Isolani in Bologna. Drei gewaltige, oben versparrte Balken, auf fast mannshoher Untermauerung aufsteigend, tragen den in sehr beträchtlicher Höhe vorspringenden Oberteil des Hauses und bilden so eine gigantische Laube, die von der altertümlichen Hausfront und ihren gekuppelten Rundbogenfenstern abgeschlossen wird. Die vorspringenden Balkenköpfe geben einen höchst primitiven und uranfänglichen Triglyphenfries ab; ist doch auch der dorische Tempel aus dem Holzbau hervorgewachsen und trägt noch deutlich die Spuren seiner Abkunft zur Schau. Ein anderes uraltes Haus dieser Art steht in Cento, dem Geburtsorte des Guercino, der es auch mit Fresken seiner Hand ausgeschmückt hat. (Casa Pannini.)

Wie noch heute, hatten wohl die meisten Häuser Altvenedigs, neben ihrer dem Kanal zugewendeten Front, einen Zugang vom Lande, aus der Calle oder von einem Campo her. Man trat zunächst in einen kleinen Hof, in dessen Mitte sich die traditionelle Brunnenmündung oder vera befand, oft aus einem alten Kapitäl, das aus Altinum oder Aquileja stammen mochte, gefertigt. Die überaus kunstreiche Konstruktion der Zisternen (pozzi) ist noch heute dieselbe; sie werden von den Dachtraufen mit Wasser gespeist, das in der Brunnenkammer durch feinen

Filtriersand geläutert und geklärt wird. Ringsum um den kleinen viereckigen Hof lief eine hölzerne, offene oder gedeckte Freitreppe, die in das Oberstockwerk des Hauses führte. Eine sehr hübsche Anlage dieser Art ist noch in einem alten Hause bei der Kirche S. Maria Mater Domini erhalten. Häufig ruhte das obere Stockwerk vorspringend auf hölzernen oder gemauerten Säulen mit eigentümlich geschnitzten Tragebalken. Dergleichen für Venedig charakteristische Säulen finden sich noch an vielen alten Bauten, u. a. in dem berühmten Kreuzgang der aufgehobenen Abtei S. Gregorio, übrigens auch in der Terra ferma; die Reste der alten Carraresenburg in Padua (hinter den neuen Scuole communali) zeigen in einem graziösen Säulenhof dasselbe Motiv. Im Oberteil des Hauses befand sich dann ein offener, gleichfalls höl-



zerner Söller, liagò genannt, zumeist gegen Süden gewendet; wahrscheinlich von dem griechischen heliakon abgeleitet, und im Sinne vollständig mit dem lateinischen solarium (deutsch Söller, sonniger Raum) sich deckend. Über dem schindelgedeckten Dache stiegen wohl damals schon die hohen Kamine empor, mit ihren großen, glockenförmigen, für die Physiognomie Venedigs so charakteristischen Essenköpfen.

Auch beim Bau der Kirchen, besonders der kleineren, spielte die Axt des Zimmermanns keine unbedeutende Rolle. Es paßt zu diesem Schiffervolke, dessen Saumtier die Barke ist, wenn der offene Dachstuhl seiner Basiliken, wie in der malerischen Augustinerkirche Sto. Stefano, die Konstruktion des umgekehrten Kielraumes eines Schiffes zeigt; in ihnen finden wir dann die nämlichen hölzernen Tragebalken wieder, wie an den Privathäusern. Ein schönes Beispiel dieser Art weist der älteste Teil von S. Caterina auf. Auch der alte Dogenpalast war zum Teil (obwohl es bestritten wurde) ein Holzbau. Die wenigsten wissen, daß ein gutes Stück von ihm noch heute erhalten ist. Und doch ist selbst unten von der Piazzetta aus, hinter den Marmorsäulen der oberen Loggia, noch deutlich die zugemauerte Front mit ihren hölzernen Arkaden und geschnitzten Trägern zu erkennen, die man, wohl zu früh, in die Zeit des Dogen Sebast. Ziani, ins 12. Jahrhundert setzen will. Dahinter liegt ein großer, jetzt in viele kleinere Räume unterteilter, von mächtigen Säulen getragener Saal, dessen altertümliche Balkendecke neuestens an ein paar Stellen freigelegt worden ist. Es ist überliefert, daß der

alte Palast noch lange neben der neuen, der Riva zugewendeten Front gestanden hat, deren ursprünglicher Abschluß noch an dem auffallenden dicken Eckpfeiler mit dem Medaillon der Justitia darüber zu erkennen ist. Erst im 15. Jahrhundert wurde der doppelte Säulenumgang gegen die Porta della Carta hin fortgeführt; damals verschwand der alte Bau hinter der prächtigen Marmorfassade, deren Kern er noch bildet. Natürlich waren zu jener Zeit auch die Brücken durchaus von Holz, wie noch heutzutage einige in den äußeren Bezirken; selbst die berühmte Rialtobrücke war noch zur Zeit Carpaccios ein hölzerner, dem Schiffsverkehr sich öffnender Steg.

Über die Gestalt des mittelalterlichen Venedig gibt uns ein alter Plan des 14. Jahrhunderts, den der gelehrte Architekt Temanza im vorigen Jahrhundert ans Licht gezogen hat, schätzbare Aufschlüsse. Der Umfang der Stadt war vor allem damals bedeutend kleiner als jetzt, ganze Stadtteile, namentlich am Nordrande, sind erst nach dieser Zeit durch Trockenlegung des Terrains zugewachsen. Aber das Stadtbild ist doch durch die großen Kanäle und die heute noch fortbestehenden Pfarrbezirke fest umrissen. Diese Parochien haben eine merkwürdige Entstehungsgeschichte. Die einwandernden adeligen Geschlechter erhielten ein Stück Land zugewiesen, das sie bonifizierten, um darauf Häuser für sich und ihr Gesinde zu errichten. Den Abschluß bildete zumeist die Gründung einer Kirche oder Kapelle, die sich bei zunehmender Bevölkerung zur Pfarrei auswuchs. Es ist daher erklärlich, daß die Gründerfamilien das Patronat

dieser Kirchen erhielten und die Pfarrkinder in eine Art von Klientelverhältnis zu ihnen traten. Wie in altrömischer Zeit finden wir daher, daß Angehörige der nichtadeligen Klassen den Namen edler patrizischer Geschlechter tragen (zum Beispiel der Maler Tiepolo, der Medailleur Boldu). Noch heute ist der individuelle, einheitliche Charakter dieser Pfarrbezirke deutlich zu erkennen. Einen seltsamen Anblick bot damals die Piazza. Noch war sie gegen die Seeseite von einer zinnenbekrönten Mauer, die bis S. Maria Zobenigo lief, begrenzt, der Canal grande bis zur heutigen Dogana del Mar mit einer gewaltigen Kette abzusperren. In der Stadt waren noch zahlreiche Tümpel und Teiche vorhanden, teilweise für die Fischzucht erhalten; der Name Piscina begegnet noch heute in Gassenbezeichnungen. Hie und da breiteten sich noch Flekken Kulturlandes aus, so die lange erhaltene Vigna der Nonnen von S. Zaccaria. Um das Weichbild der Stadt aber lagen die Salinen, das eigentliche Ackerland der alten Venezianer; an den Öffnungen der Porti, wo die Meeresströmung am stärksten ist, und an der Einmündung der Flüsse standen die beweglichen Schiffsmühlen, die die Stadt versorgten und eine so eigentümliche Staffage der Landschaft bildeten wie die Windmühlen der holländischen Niederungen. Beide verschwanden erst, als Venedig sich die Kornkammer der Terra ferma untertan machte. Seitdem bringt diese der üppigen Herrin der Adria den Tribut ihrer Fluren dar, wie dies Paolo Veronese in einem seiner schönsten Gemälde geschildert hat.

Es kommt die Zeit der Kreuzzüge heran, Venedigs

heroische Periode, da sein greiser Doge das Löwenbanner auf den Mauern der einstigen Gebieterin Byzanz aufpflanzte. Damit beginnt Venedigs welthistorische Größe und seine Herrschaft über die Levante. Der Reichtum des Ostens verwandelt die hölzerne Schifferstadt in ein marmornes Wunder. Schon Altinum und Aquileja hatten der alten Stadt des Rialto als Steinbrüche gedient; es ist bezeichnend dafür, daß man noch im 18. Jahrhundert, nach des Architekten Temanza Zeugnis, eine gewisse Sorte kleiner Backsteine – wie sie die Römer bei ihrem „opus spicatum“ verwendeten – „Altinelle“ nannte; jetzt liefern auch die verfallenden Städte der Lagunen das Baumaterial. Noch steht, zumeist im Herzen Venedigs, um die Rialtobrücke, eine Reihe jener Paläste aufrecht, die Zeugen der Kreuzzüge waren. Ihr schönster ist Cà Farsetti, das jetzige Stadthaus. In neuerer Zeit hat man auch das alte Kaufhaus der Türken, einst Palast Pesaro, jetzt die städtischen Sammlungen des Museo Correr enthaltend, stilgerecht restauriert, leider in recht unglücklicher, das herrliche Material geradezu vernichtender Weise. Der byzantinische Palastbau hat offenbar auf diese Bauten eingewirkt, ohne daß sie aber ihre nationale Eigenheit eingebüßt hätten. Aus den Wässern des Kanals steigt graziös eine Säulenhalle auf, über der sich, zum Feste ladend, eine zweite offene Loggia unter Rundbogen öffnet, der alte liagò, zu beiden Seiten von kräftigen Risalitentürmen flankiert und von einem Kranz eigentümlich gestalteter Zinnen abgeschlossen. Zwischen den Bogenöffnungen sind Reliefmedaillons mit bizarren Darstellungen ein-

SLUB
Wir führen Wissen.

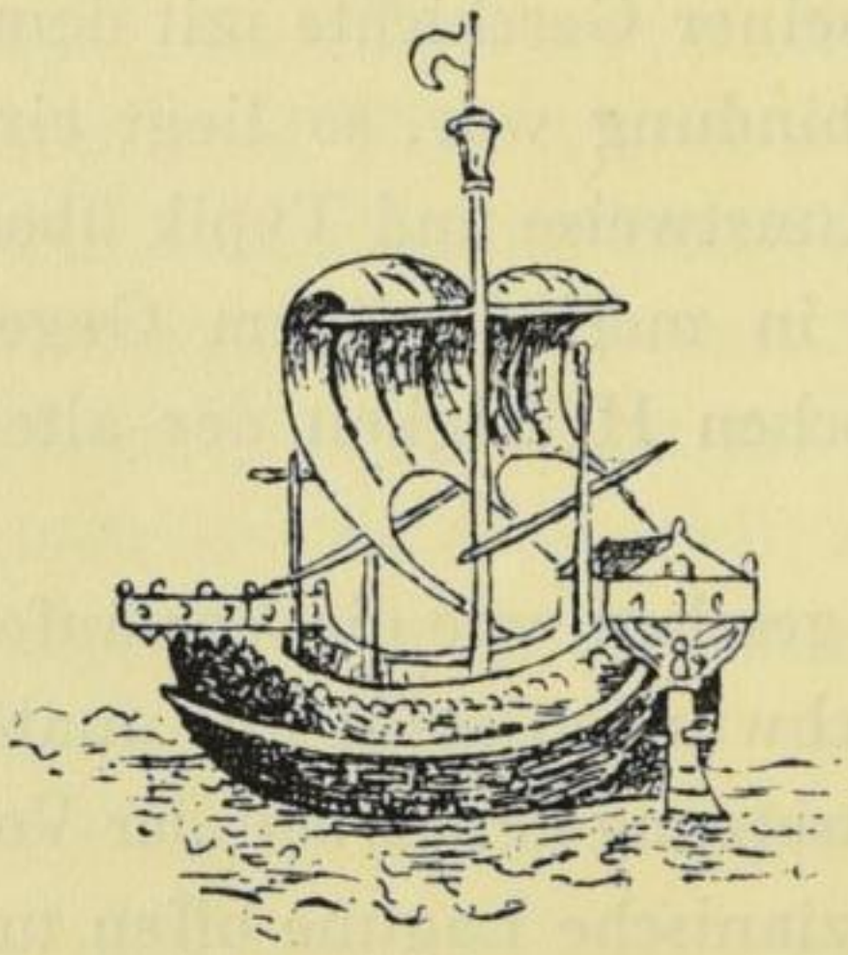
gelassen, Spolien des Ostens und der alten Lagunenstädte; diese „patere“ bilden eine charakteristische Dekoration Altvenedigs; ihre Darstellungen, in denen die letzten Erinnerungen an die Götter- und Heroenwelt der Ahnen wie nebelhafte Träume aufsteigen, hat Robert v. Schneider mit einem treffenden Worte als eine „klassische Walpurgisnacht“ bezeichnet. Auch der gotische Palast, dessen Zentrum der mächtige Portego oder Familiensaal ist, blieb im wesentlichen dem alten Schema treu. In seiner graziösen Bizarrerie der nationalste Ausdruck venezianischen Lebens, in dem altvenetisches und altrömisches Wesen so wunderbar von den Schößlingen des byzantinisch-arabischen Orients umrankt wird, hat er seine höchste Entfaltung in dem märchenhaften Herzogspalast an der Riva gefunden. Man könnte sagen, daß hier, in dem doppelten Säulenumgang, auf dem sich die wuchtige obere Masse des Oberteils so leicht und luftig erhebt, der alte Pfahlbau jene Stufe höchster künstlerischer Vollendung erreicht habe, in der sich die Form zum Symbol verklärt. So ruht die ganze Stadt auf ihren Piloten und Pfahlrosten, schwebend und doch fest in ihren heimatlichen Sumpfboden gegründet. Darum ist dies auch der nationale Stil Venedigs, keinem anderen vergleichbar, und die schweren Paläste der Renaissance- und Barockzeit, so herrlich sie sind, passen eigentlich nicht in diesen Sommernachtstraum hinein. Denn sie sind von dem festen Boden der Terra ferma hierher verpflanzt, wie exotische Treibhauspflanzen, während der romanische und gotische Palast dem schwanken Lagunenbo-

den selbst wie eine köstliche Wasserblume entsprossen ist.

So ist diese Stadt aus ihren Sümpfen hervorgegangen, ein Wunder für die Welt. Zehn Jahrhunderte ruht sie nun schon in dem Schoß ihrer Lagune, in deren Abgeschlossenheit sich ein Leben entwickelte, das an Eigentümlichkeit nicht mehr seinesgleichen hat. In dieser gabbia d'oro, diesem Goldkäfig, wie der venezianische Humor sein Wassernest nennt, leben noch heute, da ein eisernes Band Venedig an das feste Land kettet, Menschen, die niemals in ihrem Leben ein Pferd, ein Ackerfeld gesehen haben, ja die in dem engen Kreise ihres Bezirkes so eingesponnen sind, daß sie niemals die glänzende Piazza ihres hl. Markus erblickt haben. Und doch ist hier ein Volk von Seehelden und Künstlern groß geworden, das sich den goldenen Osten und die Lichtwelt der Farben, die so verschwenderisch über seinen Gewässern ausgebreitet sind, erobert hat. Hier hat das zweite große Kunstvolk Italiens seine Heimat. Wie es fast durch den ganzen Lauf seiner Geschichte mit dem griechischen Osten in Verbindung war, so liegt ein zarter Duft griechischer Kunstweise und Typik über allen seinen Schöpfungen, in merkwürdigem Gegensatz zu der individualistischen Herbigkeit der alten und neuen Etrusker.

Wir haben gesehen, wie die Vorläuferinnen Venedigs dahingeschwunden sind; nur unablässige, unermüdliche Fortsetzung der Arbeit der Vorfahren kann auch die venezianische Lagune offen und gesund erhalten. Auch im Schatten des Markusturmes gibt es

Fortschrittsmänner, die aus der Gondelstadt eine Burg des modernen Amerikanismus machen möchten, deren Zukunftstraum ein Venedig mit breiten Straßen und dem häßlichen Geräusch rollender Wagen ist. Möchten sie von ihrem neuzeitlich hohen Standpunkt aus nicht verschmähen, den Blick nach rückwärts zu wenden, so müßte das Seegespenst der verödeten Städte Torcello und Grado, der versunkenen Tribunensitze Eraclea und Jesolo, die sie nicht kennen, drohend vor ihnen aufsteigen. Venedigs Piazza verwittert, zerfallen und im Fieberhauch der Sümpfe begraben, aus denen der Kampanile über die versandende Lagune hinsieht — das ist ein Bild, das der Freund der Kunst wie ein schlimmes Fieberphantom verscheuchen möchte. Der Tag, an dem aus Venedig ein neues Torcello würde, er bedeutete einen Verlust für unsre Ideale, wie er größer nicht gedacht werden könnte!



Zweites Kapitel

Frühe Berichte

Marcus Antonius Sabellicus. Albrecht Dürer. Pietro Bembo. Richard Lassel

Nichts muß uns vorsichtiger im Urteil über die Renaissancezeit machen, als die Erkenntnis, wie wenig der Mensch um 1500 beschreiben kann.

Venedig ist damals zum größten Teil die gleiche Kunststadt in der Lagune, die wir heute sehen, — freilich ohne die Rialtobrücke und ohne die Santa Maria della Salute, dafür gewiß einheitlicher und venezianischer. Der große Vogelschau-Holzschnitt von Jacopo dei Barbari vom Jahre 1500 zeigt sie uns ausführlich in ihrer damaligen Gestalt.

Aber die alte, schön gedruckte Inkunabel des Marcus Antonius Sabellicus, De situ urbis libri III, ist merkwürdig unergiebig zu lesen, wie schon Julius von Schlosser in dem Riesenarsenale seiner Kunstliteratur (Wien 1924, 337) festgestellt hat. Sabellicus beschreibt die Regionen Venedigs in nüchterner Kleinarbeit, völlig abstrakt, mehr hörend und wissend als sehend.

Unversehens freilich blüht aus seiner Prosa der schöne Vergleich Venedigs mit der Erdscheibe inmitten des Ozeans hervor, zurückgehend auf das altgriechische Weltbild von Homer und Herodot.

SLUB
Wir führen Wissen.

Marcus Antonius Sabellicus um 1490

Wer daher die Stadt von oben betrachtete, würde glauben, ein mit Türmen versehenes Bild der Erde inmitten des Ozeans errichtet zu sehen.

Quo fit, ut qui superne urbem contempletur, turritam telluris imaginem medio Ocenano se putet inspicere.

De situ urbis libri III, o. O. u. J.
Gesamtausgabe der Opera 1502
Gesamtausgabe der Opera 1527, Bl. 202
Abdruck im Graevius, Thesaurus Antiquitatum, 1722, Band V.

SLUB
Wir führen Wissen.

Albrecht Dürer

Seltsam stumm ist Albrecht Dürer (Nürnberg 1471 bis 1528) über die Stadt Venedig, wo er 1495 und 1505 bis 1506 war. Was hören wir irgend Anschauliches über die farbige Marmorstadt in seinen Briefen an den Freund Pirkheimer? Nichts als kleinere, frühe Bildchen von den geschäftlichen Vorfällen, dem nicht leichten Aufenthalt in der Fremde, enge Kreise und vielerlei Sorgen.

Der Doge und der Patriarch haben Dürers Rosenkranzfest gesehen, der alte Meister Bellini hat ihn gelobt, ein Schadenfeuer hat ihm ein Wolltuch und beinah seinen französischen Mantel vernichtet, eine Tanzstunde sagt er auf, ein Schuldner entläuft ihm mit acht Dukaten.

Überraschend und plötzlich stehen ihm eindringliche Herzenstöne und derbe Scherze zu Gebot, wenn er mit dem väterlichen Freunde Pirkheimer „in guter Fröhlichkeit“ schreibend plaudert. Aus ähnlicher unvermittelter Sprachkunst prägt er ein klassisch gewordenes Wort. Auf seine Abreise von Venedig überträgt er das erschütternde deutsche Sprichwort seiner Zeit, das ich bei Hans Sachs (Deutsches Wörterbuch IV, 200) und in der köstlichen Oxforder Sprichwörtersammlung Martin Luthers unter Nummer 357 finde (her. von Thiele, 1900, 329): „O wie wird mich nach der Sonnen frieren.“

An Willibald Pirkheimer in Nürnberg

Venedig 7. Februar 1506

Mein willigen Dienst zuvor, lieber Herr; wenn es Euch wohl geht, das gunn ich Euch von ganzem Herzen wie mir selbs.

Ich hab Euch neulich geschrieben, versiech mich, der Prief sei Euch worden. Inmittler Zeit hat mir

1706. Venedig aus der Vogelschau

mein Mutter geschrieben und mich gescholten, daß ich Euch nit schreib, und mir zu verstehn geben, wie Ihr ein Unwillen auf mich hant, daß ich Euch nit schreib. Ich soll mich fast gegen Euch verantworten, und ist sehr bekummert, als Ihr sieht.

Ist so, weiß ich mich mitnichten zu verantworten, denn daß ich faul pin zu schreiben und daß Ihr nit doheim seid gewest; aber alsbald ich verstanden hab, daß Ihr doheim seid gewest oder heim hand wollen kummen, do hab ich Euch von Stund geschrieben, hab auch dem Kastell dornoch in Sunderheit befohlen, er soll Euch mein Dienst sagen. Dorum pitt ich Euch underdänlich, Ihr wollt mirs verzeihen, wann ich hab kein andern Freunt auf Erden denn Euch. Ich gib ihm auch kein Glauben, daß Ihr auf mich zürnt, wann ich halt Euch nit anderst denn für ein Vater.

Ich wollt, daß Ihr hie zu Venedig wärt; es sind so viel ärtiger Geselln under den Walschen, die sich je länger je mehr zu mir gesellen, daß es eim am Herzen sanft sollt dan. Vernünftig, gelehrt, gut Lautenschlacher, Pfeifer, verständig im Gemäl und viel edler Gemut, Recht, Dugend von Leuten und dund mir viel Ehr und Freundschaft.

Dorge(g)en sinter auch die untreuesten, verlogen, tiebisch Pöswicht, do ich glaub, daß die auf Erdriech nit leben und wenns einer nit west, so gedächt er, es wären die ärtigsten Leut, die auf Erdriech wären.

Ich muß ihr je selber lachen, wenn sie mit mir reden, sie wissen, daß man solich Posheit von ihnen weiß; aber sie frogen nix dornoch.

Ich hab viel guter Freund unter den Walschen, die

mich warnen, daß ich mit ihren Molern nit ess und trink; auch sind mir ihr viel Feind und machen mein Ding (Gemälde) in Kirchen ab und wo sie es mügen bekummen; noch schelten sie es und sagen, es sei nit antigisch (antikisch) Art, dorum sei es nit gut; aber Giambellini, der hätt mich vor viel Gentillomen fast sehr gelobt; er wollt geren etwas von mir haben und ist selber zu mir kummen und hat mich gepeten, ich soll ihm etwas machen, er wolls wohl zahlen.

Und sagen mir die Leut alle, wie es so ein frummer Mann sei, daß ich ihm gleich günstig pin; er ist sehr alt und ist noch der pest im Gemäl, und das Ding, das mir vor eilff Johrn so wohl hat gefallen, das gefällt mir itz nit mehr, und wenn ichs nit selbs säch, so hätt ichs keim andern geglaubt; auch laß ich Euch wissen, daß viel pesser Moler hie sind weder d(r) außen Meister Jacob ist; aber Anthoni Kolb schwört ein Eid, es lebe kein peßrer Moler auf Erden denn Jacob. Die andern spotten sein, sprechen, wär er gut, so belieb er hie etc.

Und heut hab ich erst mein Tafel angefangen zu entwerfen, wann mein Händ sind so grindig gewest, daß ich nit erbeten hab kunnen; aber ich habs vertreiben lossen.

Hiemit sind gütig mit mir und zürnt nit so bald, seid senftmutig als ich, Ihr wöllt nit von mir lernen. Ich weiß nit, wie es zugeht.

Lieber, ich wollt gern wissen, ob Euch kein Puhlschaft gestorben wär, etwas schier peim Wasser oder etwas solichs (eine Rose, eine Gerte und eine Hündin sind hier skizziert, Spitznamen von Nürnberger Mäd-

chen), auf daß Ihr ein andere an derselben Statt precht.

Geben zu Venedig neun Ohr in die Nacht am Samstag noch Lichtmeß im 1506 Johr, sagent mein Dienst Steffen Paumgartner, Herrn Hans Horstorfer und Folkamer.

Albrecht Dürer

An Willibald Pirkheimer in Nürnberg

Venedig, 8. September 1506

– Item wißt, daß mein Tafel (das Rosenkranzfest) sagt, sie wollt ein Dugaten drum geben, daß Ihrs secht; sie sei gut und schon von Farben. Ich hab groß Lob dordurch überkummen, aber wenig Nutz. Ich wollt wohl 200 Dugaten der Zeit gwunnen habn und hab groß Erbet ausgeschlagen, auf daß ich heim müg kummen, und ich hab auch die Moler all gestillt, die do sagten, im Stechen wär ich gut, aber im Molen west ich nit mit Farben umzugehn. Itz spricht jedermann, sie haben schoner Farben nie gesehen.

Item mein franzosischer Mantel läst Euch großen (grüßen) und mein welscher Rock auch.

– Lieber, es sind so leichnam viel Walschen hie, die eben sehen wie Ihr. Ich weiß nit, wie es zugeht.

Item der Herzog und der Patriarch haben mein Tafel auch gesehen. Hiermit laßt mich Euern befohlen Diener sein. Ich muß wehrlich schlafen, wann es schlägt eben sieben in der Nacht; wann ich hab auch itz dorvor geschrieben dem Prior zu den Augustinern, meinem Schwäher, der Trittrichin und meinem Weib und sind schier eitel Pogen voll, dorum hab ich geeilt.

Lest'n noch dem Sinn, Ihr wert Euch sein wohl pessern mit Fursten zu reden. Viel guter Nacht und Dag auch. Geben zu Venedig, an unser Frauen Dag im September.

Item Ihr dürft meinem Weib und Mütter nix leihen, sie haben itz Gelts genug.

Albrecht Dürer

An Willibald Pirkheimer in Nürnberg

Geben zu Fenedig, ich weiß nit, an was Dag des Monets, aber ungefähr 14 Dag noch Michaelis im 1506. Johr.

– Aber so Ihr so groß geacht doheim seid, werdt Ihr nimmer auf der Gassen mit eim ormen Moler türen (dürfen) reden; es wär Euch ein große Schand con poltrone dipintore.

O lieber Herr Pirkheimer, eben itz so ich Euch in guter frohlichkeit schreiben, so bläst man Feuer und prinnen sechs Häuser bei Peter Pender, und ist mir ein wülln Duch verprunnen. Dofür hab ich erst gester acht Dugaten geben, also pin ich auch im Schaden; es ist viel Romers hie von Feuer.

– Item wißt auch, daß ich hätt fürgenummen tanzen zu lernen und ging zwei Mol auf die Schul, do müßt ich dem Meister ein Dugaten geben, do kunnt mich kein Mensch mehr hinauf pringen. Ich wollt wohl alles das verlehrt haben, das ich gewunnen hätt und hätte da nocht auf die Letzt nix künnt.

– Item ich tu Euch zu wissen auf Euer Begehrn,

wenn ich kummen woll, donoch sich mein Herren wissen zu richten. Ich pin in zehn Dagen noch hie fertig. Dornoch wurd ich gen Polonia reiten, um Kunst willen in heimlicher Perspectiva, die mich einer lern will, do wurd ich ungefähr in acht oder zehn Dagen auf sein gen Fenedig wider zu reiten, dornoch will ich mit dem nächsten Poten kummen; o wie wird mich noch der Sunnen frieren, hie pin ich ein Herr, doheim ein Schmarotzer. — Item laßt mich wissen, wie das alt Komerle zu Prauten sei, daß Ihr mirs als wohl günnt. Ich hätt Euch noch viel zu schreiben. Ich will aber schier selbst pei Euch sein.

Albrecht Dürer

Item wenn laßt Ihr mich wissen, ob Euch auch Kint gestorben sind, auch habt Ihr mir ein Mol geschrieben, Joseff Rumell hab des — Tochter genummen, und schreibt mir nit, wes. Wie weiß ich, wie Ihrs meint.

Hätt ich mein Düch wieder. Ich furcht nun, mein Mantel sei auch verprunnen, erst wurd ich unsinnig. Ich soll Ungeluck haben; es ist mir innerhalb in drei Wochen ein Schuldner mit VIII Dugaten entloffen.

Pietro Bembo

Die Schulung an Ciceros deliziösen, vielseitigen Briefen zeigt der große Venezianer Pietro Bembo (Venedig 1470 bis 1547 Rom), aus venezianischem Patriziergeschlecht, meisterhafter politischer Briefschreiber Leos X., dann Kardinal und 1530 Staatshistoriograph der Vaterstadt geworden. Sechs Bücher Privatbriefe, sechzehn Bücher Staatsbriefe enthalten hier und da reinste Idyllen wie das Augenblicksbild von seinem Landgut im Paduanischen.

In jüngeren Jahren hat Bembo einmal in der Sehnsucht nach Rom etwas lieblos von Venedig geschrieben, er würde gern die ganze venezianische Küste für ein kleines Gärtchen auf dem Quirinal eintauschen, libenter omnem hanc Venetiae oram cum uno vestro in Quirinali hortulo commutarem (An Filippo Beroaldo, 15. Januar 1505). Die geliebte Bibliothek mit den Statuetten auf dem venezianischen Festlande und das geliebte Söhnchen erwähnt er weltoffen und sinnenfrei, die Neubauten an San Stefano in Venedig schildert er mit echter Freude am Werk. Doch auch er setzt eigentlich die Gesamtheit der Stadt voraus und nimmt ihr buntes Bild als selbstverständlich hin.

An Cola, seinen Verwalter in Padua

20. April 1525

Wir haben den Weg so eingeteilt, daß wir morgen zum Essen zu Hause sind. Ich schicke meinen Koch voraus, um es Dir zu melden und zur Hand zu sein, wenn Du ihn brauchst.

Sorge, daß alles bereit ist, uns zu empfangen. Ordne besonders die Bibliothek mit den Statuetten und den

übrigen Kunstsachen, damit ich gleich bei der Ankunft durch ihren Anblick erfreut werden kann, der mich, wie Du weißt, wunderbar entzückt.

Sage den Frauen, sie sollen Cecilia einladen, mit uns zu essen. Ich möchte sie sobald wie möglich sehen. Meinem Söhnlein Lucilio gib einen Kuß, ich höre, daß er lieb und artig ist, und weiß, daß Du ihn besonders lieb hast. Gruß an Morosina und die Marcelli.

Ich schreibe am Ufer des Po, nach dem Frühstück, während mich der Schlaf übermannt, zu dem ich fast die ganze Nacht in Ferrara bei meinem alten Gastfreunde Guido Strozzi nicht gekommen bin.

Lebe wohl, mein bester, liebster Cola.

An Gabriel, Augustiner-Eremiten-Vorsteher
in Venedig, S. Stefano

Auf dem paduanischen Gut, 20. Mai 1527,
an meinem Geburtstage.

Als ich vor einigen Tagen nach Venedig kam, wo ich fast zwei Jahre nicht war, ging ich nach S. Stefano und stieg hinauf zu Deiner Zelle, um Dich zu begrüßen. Vergeblich! Du warst nach Treviso gereist.

Trotzdem kam ich nicht vergebens. Denn als ich in die Kirche zum Gottesdienst hinunterging, führten mich Deine Diener durch Deinen Neubau, den ich mit Interesse besichtigte.

Er ist mit hervorragendem Geschick angelegt, so daß Deine Ordensbrüder, die vorher auf einem langen, öffentlichen Zugang zur Kirche hinabstiegen,

jetzt viel kürzer und ganz privat hingelangen können, da er von den Zellen direkt zur Kirche führt, und vor allem ist er mit königlichem Aufwand und besonderer Kunst erbaut.

Zunächst die Treppe aus illyrischem Stein, verborgen und leicht zugänglich von dem übrigen Gebäude aus.

Sodann die Überbrückung des Kanals durch eine steinerne, überdachte Brücke, so daß Gehen und Kommen unbemerkt bleibt.

Ferner die nicht zu große, sondern eher zierliche Säulenvorhalle, wohlproportioniert und heiter-freundlich, mit dem kleinen Hof und dem Brunnen, daran ein Waschbecken für den Gebrauch der Geistlichen, kunstreich, so daß nichts vollkommener und anmutiger sein könnte.

Schließlich die doppelte Sakristei. Der Raum selbst groß, hoch und hell, von den Fundamenten aufgeführt wie alles übrige in wunderbarer und erstaunlicher Feierlichkeit. Die Fenster und der Hostienbehälter von hervorragender und sehr schöner Arbeit. Der Fußboden mit weiß und roten Steinen belegt. Der Schrank für die Meßgewänder und das Silber, sowie die Sessel aus dem schönsten Holz, aus Deutschland eingeführt, von wunderbarer Kunst und Sorgfalt.

In der Kapelle ist ein sehr schöner Altar mit dem Grabmal, das Du Dir selbst errichtet hast. In den Einzelheiten hast Du weder Material noch Mühe gespart, so daß selbst die Republik Dich mit einem öffentlichen Grabmal nicht übertreffen und besiegen würde, sondern Dir nur mit Mühe gleichkommen könnte.

SLUB
Wir führen Wissen.

Ich wundere mich daher nicht, daß Du bei dem Unternehmen dreitausend Goldstücke ausgegeben hast, wie mir die Deinen sagen.

Während ich alles denkbar eingehend und mit großer Freude besichtigte, wurde mir klar, eine wie kluge Voraussicht Papst Leo X. hinsichtlich Deiner Person und Familie bewiesen hat, als er Dich zum Ordensvorsteher machte. Die Einkünfte und Einnahmen, die das Amt trägt, verschwendest Du nicht in ehrgeizigen geistlichen Anwerbungen, auch nicht zum Nutzen Deiner Verwandten oder zur eignen Befriedigung, wie die meisten, sondern Du hast zum Schmuck der Kirchengebäude, zum Nutzen der Ordensbrüder, zum Glanz der Stadt, Deines Vaterlandes und des Heimatbodens auf das großherzigste und großzügigste beigetragen.

Ich beglückwünsche Dich bei meiner Liebe und Neigung zu Deinen schönen Bauten, an denen Du selbst zweifellos die größte Freude hast und lebenslang haben wirst. Ruhm und Dank hast Du Dir bei Deinen Brüdern geschaffen und bei den Zeitgenossen wie den Nachfahren, die beim Anblick Dich verehren und mit hohem Lob erheben müssen, sofern sie es verdienen, Menschen zu heißen.

Richard Lassel

Für das siebzehnte Jahrhundert kann Richard Lassel als bester Vertreter der älteren Reiseliteratur gelten. Er hat die klassische Tour fünfmal mit jungen Engländern gemacht, und sein Buch ist in London 1670 und 1698 aufgelegt worden, französisch in Paris 1671 und 1682, wie schon Schlosser — in der Kunstliteratur 494 – notiert hat. Nachzutragen ist dort die deutsche Ausgabe Frankfurt am Main 1696, aus der ich zwei bezeichnende Stellen über Venedig bringe, in denen die echt englische Hochachtung vor der Persönlichkeit der venezianischen Patrizier anklingt.

Aussführliche Reise-Beschreibung durch Italien. Worin gar artig und ordentlich beschrieben wird die Natur der Einwohner / die Städte / Kirchen / Palläste / Klöster / Gräben / Bibliothecen, Höfe, Gärten, Gemälde, Bilder und allerley Antiquitäten . . . . . .

Beschrieben in Englischer Sprache durch H. Richard Lassel welcher zu fünff unterschiedlichen malen als ein Hofmeister bey fürnehmen jungen Adelichen Personen Italien gesehen und durchgereiset / nunmehr aber in unsere Teutsche Sprache übersetzet durch I. C. S. Franckfurt am Mayn. 1696

Dass Mannspersonen recht männlich sehen / und wie vor Alters ein Philosophus sagte / daß – wenn er von Corintho käm nach Sparta, meynete er er käme von Pferden zu Menschen: So düncket mich / als ich aus Franckreich nach Venedig kam / ich käme von Buben oder Knaben zu Männern. Denn ich sahe hier die schöneste / freundlichste / netteste unnd ansehn-

lichste Manner; Sie tragen (ich rede vom Adel) allzeit in der Stadt ein lang schwartz Kleid / ein schwartze Kappen / rund umbher eingefast / wie mit Fransen / ein alte und gravitätische Tracht / worinn sie daher ziehen wie Ratsherren. Ihr Haar ist so schön als ich sonst irgenden gesehen hab / denn die kleinen Kappen drucken es nicht nieder / wie unsere Hüte thun. Unter den langen Röcke haben sie so andern köstliche Zeug / tragen Schuh von Spanischen Leder. Mit einem Wort: Ich habe nirgend so wackere und verständige Leut beyeinander gesehen / wie ich zu Venedig alle Tage auff den S. Marcus Platz gefunden. Und mag künlich sagen / daß ich daselbst habe sehen fünffhundert Edelleut spatzieren gehen / und dass alle Tag da ein jedweder geschickt gewesen ein Abgesandter zu werden in Europa.

Die Weibspersonen hie betreffend / so seynd sie so wohl stämmig als die Mannspersonen / sie seynd schön und bescheiden / aber sie übermachens mit ihre Cioppini oder hohen Schuhen / worin sie Kopffs länger als die Manner scheinen. Ich verwunderte mich anfangs Weiber zu sehen die auff Steltzen gingen / und die grösser waren als Männer; Sie können aber nicht gehen / sie haben denn auff jeder Seiten eine starcke Matron worauff sie sich lehnen. Aber ich merckte entlich, daß es ein artige und gute Manier war / durch so schwäre Schuh die Weiber daheim zu behalten oder zum wenigsten / daß sie nicht allein / oder heimlich hin und her herumb schwirmen können.

. . . . . .

Letzlich sahe ich ein alt Bucentauro und gleich

Blick auf den Canal Grande

Sächs.
Landes-
Bibl.

dar hinter den neuen Bucentauro. Die letzte ist das Gallee des Staats / des Doge wenn er auff den Auffarts Tag / begleitet mit dem Rath / ihm das Meer zu vertrauwen oder zu verloben / wie sie es nennen. Diss ist eine schöne Gallee / ausswendig gantz verguldt / die Decke aber gepicht / mit verguldeten Sesselen auff beyden Seiten / und mit einem niedrigen Raum von Holtz die Lufft und Sonn hinein zulassen / ist durchaus verguldet / und kann einnehmen 500 Rathsherren welche in ihren Scharlacken Röcken ihme auffwarten. Der Doge setzt sich in das Hintertheil des Schiffs in einen statlichen Stuhl / bey des Pabsts Nuntio, der neben ihm sitzt auff einer Seiten / und der Patriarch von Venedig auf der andern / Hinter ihnen ist Platz für die Musicanten. Die Schlaven sind allzumal unter dem Boden und wird keiner gesehen / aber ihre Ruder / auff jeder Seiten 20 bewegen sich all auf einmal wie Flügel / welche dz. Schif Bucetauro sehr stattlich bewegen und fort treiben.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Drittes Kapitel

Musikalisches Settecento

Carlo Goldoni. Charles de Brosses. Johann Kaspar Goethe. Jean Jacques Rousseau

Carlo Goldoni

In lebensprühender Prosa hat Goldoni (Venedig 1707 bis 1793 Paris) seine Erinnerungen auf französisch geschrieben, nach einem Lebenswerk von einhundertfünfzig Komödien, die von Venedig im Settecento einen Lebensspiegel auf lichte venezianische Art enthalten.

Goldoni beherrscht die Kunst, ein Vielerlei von Menschen durcheinander, ein bewegtes Gruppenleben zu entwerfen, in kurzen, abgerißnen Sätzen und Worten. Es ist eine Improvisation, wie das geschilderte Leben improvisiert wurde, gleich der zeitgenössischen Malerei aus Flecken und Pinselhieben, deren Meister Guardi gewesen ist.

Die Barke der venezianischen Komödianten

Rimini 1722

Eines Freitags, dem Ruhetag in ganz Italien, außer in der Republik Venedig, machten wir eine Landpartie. Die ganze Gesellschaft war beisammen. Der Direktor verkündete, die Abreise werde in acht Tagen stattfinden, er habe bereits die Barke gemietet, die sie nach Chiozza bringen würde. – „Nach Chiozza!“ rief ich mit einem Aufschrei der Überraschung. – „Jawohl, wir gehen nach Venedig, aber wir schieben fünfzehn bis zwanzig Tage in Chiozza ein, um einige Vorstellungen zu geben.“ – „Mein Gott! Meine Mutter lebt in Chiozza, und ich würde sie für mein Leben gern sehen!“ – „Komm mit uns.“ – „Jawohl, jawohl (alle schreien durcheinander), mit uns, mit uns in unserer Barke. Da haben Sie es schön, es kostet Sie nichts. Man scherzt, man lacht, man singt, man unterhält

sich.“ Wie sollte ich einer solchen Verlockung widerstehen? Wie eine so gute Gelegenheit versäumen? —

Ich spreche davon zu meinem Pensionsvater, er widersetzt sich mit größter Lebhaftigkeit. Ich bestehe darauf, er erwähnt die Sache beim Grafen Rinalducci, alles ist gegen mich. Ich stelle mich nachgiebig, ich verhalte mich still.

Am Abfahrtstage stecke ich zwei Hemden und eine Nachtmütze in meine Taschen, gehe mit dem frühsten zum Hafen, steige an Bord der Barke, verstecke mich unter dem Vorderkastell. Ich hatte mein Taschenschreibzeug mit, und so schreibe ich an Herrn Battaglini, bitte ihn um Verzeihung. Es ist das Verlangen, meine Mutter wiederzusehen, das mich fortreißt. Ich bitte ihn, meine Kleider der Wärterin zu schenken, die mich während meiner Krankheit pflegte, ich erkläre ihm, daß ich ausreiße. Es ist ein Vergehen, ich bekenne es, bisher mein einziges, ich würde sie immer bekennen.

Die Komödianten erscheinen. Wo ist Herr Goldoni? Siehe da, Goldoni steigt aus seinem Versteck. Alles beginnt zu lachen. Sie machen ein Fest aus mir, sie umarmen mich. Die Segel werden geheißt. Rimini, lebe wohl!

Meine Komödianten waren nicht die Komödianten Scarrons. Trotzdem bot die Gesellschaft im ganzen an Bord einen anziehenden Anblick. Zwölf Personen, die gleiche Zahl Schauspieler und Schauspielerinnen, ein Souffleur, ein Maschinenmeister, acht Diener, ein Garderobier, vier Zofen, zwei Ammen, Kinder jeden Alters, Hunde, Katzen, Affen, Papageien, Singvögel, Tauben, ein Lämmchen: die Arche Noah.

SLUB
Wir führen Wissen.

Die Barke war sehr geräumig. Es gab viele Kabinen; die Frauen hatten jede ihr Kämmerchen mit einem Verhang. Mir hatten sie ein gutes Lager neben dem Direktor aufgeschlagen; jeder hatte sein Quartier.

Der Reisemarschall, der gleichzeitig selbst Koch und Kantinenwirt war, läutet eine Glocke, das Signal zum Frühstück. Alle finden sich in einer Art Saal zusammen, der in der Mitte des Schiffes über Kisten, Koffern und Ballen eingerichtet war. Auf der ovalen Tafel sind aufgetragen Kaffee, Tee, Milch, Braten, Wasser und Wein. Die Erste Liebhaberin verlangt eine Suppe. Die gibt es nicht; und sie wird zur Furie. Die Besonneren wollen sie mit einer Tasse Schokolade beruhigen. Sie wird um so wilder und unversöhnlicher.

Während des Frühstücks wurde in Erwartung des Mittagessens ein Spiel vorgeschlagen. Ich spielte das Tresette sehr gut. Es war das Lieblingsspiel meiner Mutter, die es mir beigebracht hatte. Wir waren im Begriff, ein Tresette und ein Pikett zu beginnen, als ein Tisch Pharao, auf dem Deck bereitgestellt, alle an

sich zog. Die Bank versprach einen ähnlichen Zeitvertreib als ein Spiel um Geld, und der Direktor hätte auch etwas anderes nicht erlaubt.

Man spielte, man lachte, man scherzte, man machte Späße. Die Glocke verkündete das Mittagessen; man lief von allen Seiten zusammen. Makkaroni! Jeder stürzte sich darauf; wir vertilgten drei Schüsseln. Rindfleisch nach der Mode, kaltes Huhn, Kalbslende, Früchte und vorzüglicher Wein! Ach, das gute Mittagessen! Jeder Appetit wird auf die Probe gestellt!

Wir bleiben vier Stunden bei Tisch. Mehrere Instrumente werden gespielt, man singt reihrund. Die kleine Dienerin singt, daß es ein Zauber ist; ich beobachtete sie gefesselt, und sie übt auf mich eine einzigartige Anziehung aus.

Eine Katze war aus ihrem Käfig entschlüpft. Es war die Mietze der Ersten Liebhaberin; sie ruft alle Mann zur Hilfe. Alles läuft hinterher; aber die Katze ist so wild wie ihre Herrin, entwischt, springt davon, versteckt sich überall. Entdeckt, verfolgt, klettert sie den Mast hinauf. Die Dame Clarice ist ratlos. Ein Matrose erklimmt den Mast, um die Katze zu greifen, sie springt ins Meer und begräbt sich darin. Jetzt ist die Herrin in voller Verzweiflung. Sie will alle Tiere töten, die sie entdeckt; sie will ihre Zofe in das Grab ihres Lieblings werfen. Alle übernehmen die Verteidigung des Mädchens. Alle mischen sich in den Streit. Der Direktor erscheint. Er beginnt zu lachen, zu scherzen; er liebkost die Untröstliche; und schließlich beginnt sie auch ihrerseits zu lachen. Siehe da, die vergessene Katze!

Aber genug, denke ich; es hieße wohl, die Geduld des Lesers mit diesen Kleinigkeiten zu mißbrauchen.

Der Wind war nicht günstig. Wir blieben drei Tage auf See. Stets der gleiche Zeitvertreib, die gleichen Vergnügen, der gleiche Appetit. Wir gelangen am vierten Tage nach Chiozza.

Ich hatte keine Kenntnis von der Wohnung meiner Mutter, aber ich brauchte nicht lange zu suchen. Frau Goldoni und ihre Schwester trugen die Haube, la cuffia. Sie gehörten zu dem Kreis der Vermögenden und waren jedermann bekannt. Ich bat den Direktor, mich zu begleiten; er war gern bereit. Kaum angelangt, ließ er sich melden; ich blieb im Vorzimmer.

„Gnädige Frau", sagte er zu meiner Mutter, „ich komme aus Rimini und kann Ihnen Nachrichten von Ihrem Sohne bringen."

„Wie geht's meinem Jungen?"

„Ausgezeichnet, gnädige Frau."

„Ist er zufrieden mit seiner Lage?"

„Nicht ganz, er leidet sehr."

„Woran?"

„Am Heimweh nach seiner geliebten Mutter."

„Armer Junge! Ich hätte ihn so gern bei mir."

Ich hörte alles, das Herz schlug mir.

„Gnädige Frau", fuhr der Komödiant fort, „ich habe ihm angeboten, ihn mitzunehmen."

„Und warum haben Sie es nicht getan, mein Herr?"

„Würde es denn Ihre Billigung finden?"

„Ohne Zweifel!"

„Und seine Schulstudien?"

„Seine Schulstudien! Könnte er nicht zurückkehren? Außerdem gibt es auch anderswo Lehrer."

„Sie würden ihn also mit Freuden wiedersehen?"

„Mit allergrößter Freude!"

„Hier ist er, gnädige Frau!" Er öffnet die Tür, ich trete herein, ich werfe mich zu den Knien der Mutter, sie umarmt mich, die Tränen hindern sie am Reden. Der Schauspieler, an derartige Szenen gewöhnt, sagt einige beruhigende Worte und verabschiedet sich. Ich bleibe bei ihr, beichte aufrichtig den begangenen Fehler. Sie tadelt mich und umarmt mich. So sind wir beide miteinander zufrieden. Meine Tante war ausgegangen. Nun tritt sie herein. Neue Überraschung, neue Umarmungen.

*

Venedig ist eine so außergewöhnliche Stadt, daß man sich keine richtige Vorstellung von ihr machen kann, ohne sie gesehen zu haben. Die Karten, die Pläne, die Modelle, die Beschreibungen genügen nicht. Man muß sie sehen.

Alle Städte in der Welt ähneln sich mehr oder weniger; sie gleicht keiner einzigen. Jedesmal, wenn ich sie wiedersah, nach langer Abwesenheit, war sie für mich eine neue Überraschung. In dem Maße, wie mein Lebensalter vorschritt, wie meine Kenntnisse zunahmen und ich Stoff zum Vergleich besaß, entdeckte ich in ihr neue Einmaligkeiten und neue Schönheiten.

Diesmal sah ich sie mit dem Auge eines jungen Menschen von fünfzehn Jahren, der noch nicht ergründen konnte, was an ihr besonders merkwürdig

schien, und der sie nur mit den Städten vergleichen konnte, die er bewohnt hatte.

Dies ist's, was mich am meisten gepackt hat. Ein von Anfang an überraschender Anblick, eine sehr weitläufige Ausdehnung vieler kleiner Inseln, die so eng benachbart und durch Brücken verbunden waren, daß man meinen könnte, einen Kontinent über einer Ebene erhoben und von allen Seiten von einem gewaltigen Meere bespült zu sehen, das ihn umfließt.

Es ist nicht die See, es ist eine unermeßliche Lagune, mehr oder weniger tief von Wasser erfüllt, an der Mündung mehrerer Häfen mit tiefen Kanälen, welche die großen und kleinen Fahrzeuge in die Stadt und in die Umgebung führen.

Wenn ihr im Markusviertel landet, durch eine erstaunliche Menge von Fahrzeugen jeder Art hindurch, Kriegsschiffe, Handelsschiffe, Fregatten, Galeeren, Barken, Kleinsegler, Gondeln, setzt ihr den Fuß auf ein Ufer, das die Piazzetta genannt wird, wo man auf der einen Seite den Dogenpalast und den Dom sieht, die den Glanz der Republik verkünden, und auf der andern Seite den Markusplatz, umgeben von Säulengängen, errichtet nach Plänen Palladios und Sansovinos. Man geht durch die Straßen der Merceria bis zur Rialtobrücke; man tritt auf quadratische Tafeln aus Istriamarmor, aufgeraut durch Meißelhiebe, um zu verhindern, daß man ausgleitet; man durchquert eine Gegend, die eine dauernde Messe darstellt, und erreicht jene Brücke, die in einem einzigen Bogen von neunzig Fuß Spannweite den Canal Grande überbrückt, durch ihre Höhe den Barken und Kleinseglern

auch bei höchster Flut Durchgang gewährt, den Passanten drei verschiedene Wege bietet und auf ihrem Bogen vierundzwanzig Läden mit Wohnungen trägt, die mit Bleidächern gedeckt sind.

Ich gestehe, daß mir dieser Anblick überwältigend schien. Der Wirklichkeit entsprechend, habe ich dies noch nicht in den Reisewerken beschrieben gefunden, die ich las. So bitte ich den Leser um Nachsicht, wenn ich wegen meines Wohlgefallens mich ein wenig dabei aufgehalten habe.

*

Venedig 1734

Beim Heimkehren nahm ich den längsten Weg und schlug den Bogen ein, der über die Rialtobrücke und den Markusplatz führt, und freute mich des anziehenden Schauspiels dieser Stadt, die bei Nacht noch wunderbarer ist als bei Tage.

Noch hatte ich nicht Paris gesehn; aber ich hatte viele Städte gesehen, in denen man abends im Dunkeln bleibt. Ich fand, daß die Laternen von Venedig eine Zierde bilden, nützlich und gefällig, zumal die Einwohner keine Abgabe dafür zahlen, da eine Lottoziehung im Jahre mehr dazu bestimmt ist, die Kosten zu tragen.

Unabhängig von dieser allgemeinen Illumination ist die der Läden, die zu jeder Zeit offen sind bis zehn Uhr nachts und von denen ein großer Teil nicht vor Mitternacht schließt, während einige andere überhaupt nicht schließen. Man findet in Venedig um Mitternacht wie am hellen Mittage die Eßwaren zum Kauf ausgeboten, die Wirtschaften offen, die Gast-

häuser und Lokale mit fertigen Mahlzeiten; daher sind Gesellschaften zum Frühstück und Mittag nicht in Venedig üblich, aber die Vergnügungspartien und die Gesellschaften, wo jeder die eigne Zeche bestreitet, geben zu geselligen Versammlungen von größter Freiheit und Lust Gelegenheit.

Im Sommer ist der Markusplatz und seine Umgebung nachts so belebt wie bei Tage. Die Kaffeehäuser sind voll froher Menschen, Männer und Frauen jeden Standes. Man singt auf den Plätzen, in den Straßen, auf den Kanälen. Die Ladeninhaber singen beim Verkauf ihrer Waren, die Handwerker singen bei ihrer Arbeit, die Gondoliere singen beim Warten auf ihre Fahrgäste.

Der Grundzug des Charakters der Nation ist Fröhlichkeit, und der Grundzug der venezianischen Mundart ist der Scherz.

Glücklich, meine Heimat wiederzusehen, die mir immer mehr außerordentlich und höchst interessant vorkam, kehrte ich nach Hause zurück.

SLUB
Wir führen Wissen.

Charles de Brosses

Der Präsident de Brosses aus Dijon reist 1739 bis 1740 in Italien. An seinen heimatlichen Freundeskreis schreibt dieser ungewöhnlich geistvolle Mann seine bei uns zu wenig bekannten „Vertraulichen Briefe aus Italien an seine Freunde in Dijon", die 1799 in Paris veröffentlicht wurden. Hat doch Anatole France diesen echten Zeit- und Geistesgenossen von Voltaire noch 1910 zum Reisebegleiter und Führer durch Italien gewählt. Charles de Brosses sieht scharf und klar und gibt vom bezaubernden Humor des Rokoko eine Probe in Venedig, als er die Schale seines Zornes über die Gemäldemassen der Lagunenstadt ausgießt, deren pflichtschuldige Absolvierung er höchst liebenswürdig verspottet. Er berührt sich darin fast mit dem derb-komischen „Lederkoffer des Bassano", den der Amerikaner Mark Twain in seinem „Tramp abroad" von Venedig zu erzählen weiß. Der von de Brosses erwähnte Misson ist sein damaliger Baedeker, das im Haag 1691 erschienene Buch von François Maxime Misson, Nouveau voyage d'Italie fait en l'année 1688.

Venedig, den 14. August 1739

Ehrlich gesagt, der erste Anblick dieser Stadt hat mich nicht überwältigt, wie ich erwartet hatte; sie wirkte kaum anders auf mich als irgendeine große Stadt, die am Meere liegt, und die Einfahrt auf dem Canale Grande war geradeso, wie wenn man zu Wasser nach Lyon oder Paris kommt.

Dann aber wirklich drinnen zu sein, von allen Seiten Paläste, Kirchen, Straßen, ja ganze Städte aus dem Wasser tauchen zu sehen – mit einem Worte,

SLUB
Wir führen Wissen.

Venezianische Gondel. 1610

daß man hier keinen Fuß vor den anderen setzen kann, ohne ihn im Meer zu haben, ist für mein Gefühl derart verblüffend, daß ich heute noch mehr immer wieder darüber staune als am ersten Tage.

Ebenso wundert man sich immer, sie so von allen Seiten offen, ohne Tore, Befestigungen, ja ohne einen einzigen Soldaten Besatzung zu erblicken und sich dabei zu sagen, daß sie zu Wasser wie zu Lande uneinnehmbar ist, da kein Kriegsschiff durch die flachen Lagunen heran kann. Kurz, Venedig ist so völlig eigenartig in seiner Anlage; seine Gewohnheiten und Bräuche, über die man oft bersten möchte vor Lachen, sind derart sonderbar, die Ruhe und Freiheit, die man hier genießt, ist so unvergleichlich, daß ich es wohl für die zweite Stadt in ganz Europa halten möchte und zweifle, ob ihm selbst Rom diesen Platz streitig machen wird.

Wir sind hier sozusagen dicke drin in der Rue Saint-Honoré einquartiert; wollten wir aber bis in den hellen Vormittag hinein schlafen, nicht das leiseste Geräusch würde uns aufstören. Alles geht lautlos im Wasser vor sich, und mitten auf dem Gemüsemarkt könnte man ausgezeichnet schnarchen.

Dazu kommt, daß kein Gefährt der Welt sich mit der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Gondel messen kann. Richtig beschrieben fand ich sie noch nirgends. Sie ist ein langes, schmales Fahrzeug, fischförmig, fast wie ein Hai gestaltet. In der Mitte befindet sich ein niedriger verdeckter Kutschkasten — so könnte man es nennen —, wie bei einer Berline und doppelt so lang als bei einem Viersitzer. Ein einziger

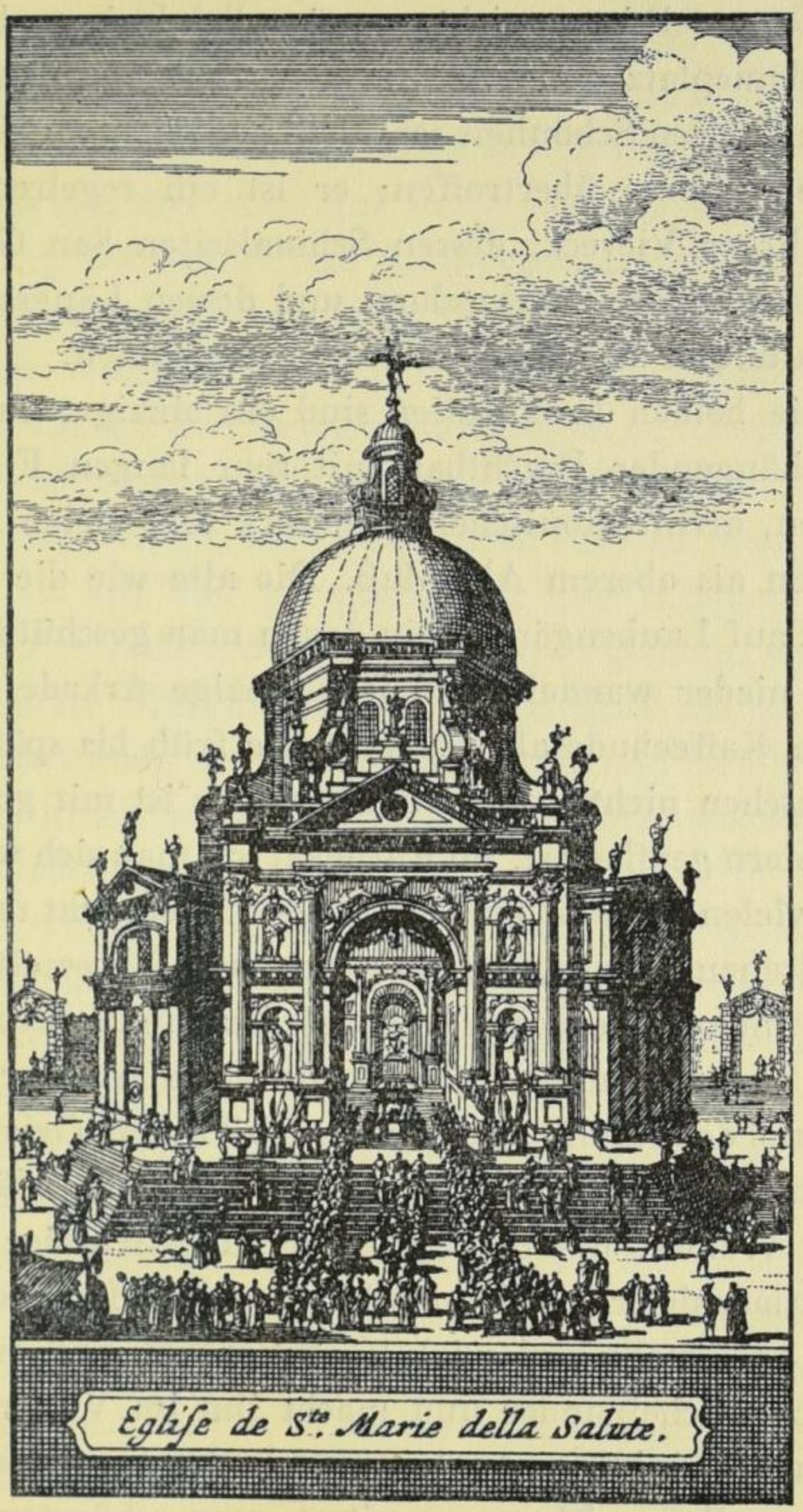
Kutschschlag dient zum Eintritt. Der Rücksitz hat zwei Plätze, noch einmal je zwei sind auf den beiden Bänkchen rechts und links; diese bleiben aber meist frei und dienen nur denen im Rücksitz als Fußlage. Dieses Räumchen ist wie unsere Kutschen nach drei Seiten offen, kann aber, wie man wünscht, durch Glasfenster oder mit schwarzem Tuch bespannte Holzrahmen geschlossen werden, die man zwischen Führungsnuten auf und nieder oder seitlich in den Gondelkasten hinein schiebt. Ich hoffe, Sie haben mich begriffen. Der Gondelkopf trägt zur Erhaltung des Gleichgewichts ein großes Eisen mit sechs breiten, waagrecht vorstehenden Eisenzähnen, so daß ich ihn mit dem aufgesperrten Haimaul vergleichen möchte, obwohl er einem Windmühlenflügel wohl geradeso ähnlich sieht.

Das ganze Boot ist schwarz bemalt und lackiert; mit schwarzem Tuch überzogen ist der Kutschkasten, mit schwarzem Samt gefüttert sein Inneres, und Kissen von schwarzem Saffian liegen auf den Sitzen. Selbst die größten Herren sind unbedingt an Schwarz gebunden und dürfen sich also nicht im geringsten von der Farbe des kleinsten Privatmannes unterscheiden. Auf die Art ist es also ganz aussichtslos, den Insassen einer geschlossenen Gondel etwa erraten zu wollen. Hier ist man ganz wie in seinem Zimmer, kann lesen, schreiben, plaudern, sein Liebchen karessieren, trinken, essen und dabei in der ganzen Stadt umher seine Besuche machen. Zwei Männer von erprobter Zuverlässigkeit bringen Sie, wenn Sie wollen, von ihnen ungesehen, wohin Sie immer wünschen. Ob

ich je wieder zufriedenen Mutes in einer Kutsche sitzen werde, nachdem ich die Annehmlichkeiten der Gondel einmal geschmeckt habe?

Daß die Gondeln sich verheddern, einander die Fahrt versperren und der Verkehr stockt, kommt freilich gerade so oft vor wie bei den Pariser Kutschen, sooft man mir auch das Gegenteil versichert hatte; besonders natürlich in den engen Kanälen und unter Brücken. Tatsächlich aber sind diese Stauungen von geringerer Dauer, da die Geschmeidigkeit des Wassers das Auseinanderkommen sehr leicht macht. Überdies aber sind unsere Gondelkutscher so gewandt, daß sie sich auf eine fast unbegreifliche Weise irgendwie durchschlängeln und manchmal mit einem Ruderschlag das ganze lange Ding wie auf der Spitze einer Nadel herumschwingen. Man kommt darin recht schnell vorwärts; so rasch wie die Wagen unserer Lebeherrchen fahren sie natürlich nicht. Den Kopf etwa aus dem Fenster herauszustecken, möchte ich Ihnen aber trotzdem lieber nicht raten, glatt wie eine Weißrübe könnte ein anderer Hairachen ihn Ihnen abschneiden. Die Zahl dieser Gefährte ist unberechenbar; nicht weniger als sechzigtausend Menschen leben nur vom Ruder. Daß sich übrigens ständig dreißigtausend Fremde in der Stadt aufhielten, wie man, um ihre Annehmlichkeit ins rechte Licht zu setzen, behauptet, mag während des sechs Monate dauernden Karnevals einigermaßen stimmen; in der übrigen Zeit halte ich die Zahl für übertrieben.

Sie meinen vielleicht, daß der Markusplatz, von dem soviel gesprochen wird, nun ganz ungeheuer



S. Maria della Salute. 1706

groß sei. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Ganz im Gegenteil ist er nicht nur räumlich kleiner als der Vendômeplatz, sondern wird auch in seinen Baulichkeiten, deren Schönheit ich nicht bestreite, von denen dieses Platzes übertroffen; er ist ein regelrechtes, längliches Viereck, dessen Schmalseiten San Geminiano und der Markusdom, und dessen Längsseiten die alte und die neue Prokuratie einnehmen.

Die beiden Prokuratien sind ein einziger zusammenhängender Prachtbau mit sehr langen Fluchtlinien, architektonischem Schmuck und vielen Bildsäulen als oberem Abschluß. Die alte wie die neue ruht auf Laubengängen, in denen man geschützt auf und nieder wandelt, und jede einzige Arkade dient einer Kaffeebude als Eingang, die früh bis spät von Menschen nicht leer wird. Der Platz ist mit großen Quadern gepflastert. Im Karneval soll man sich wegen der vielen Masken und Schaustellungen nicht darauf umdrehen können. Ich bin zu anderer Jahreszeit hier und finde, daß es schon jetzt zu jeder Stunde des Tages von ihnen wimmelt. Richterliche Talarträger, die Mäntel der Nobili, die Kaftane der Türken, Griechen, Dalmatiner und Levantiner aller Stämme, Männer und Weiber, die Schragen der Marktschreier und Taschenspieler, predigende Mönche und Marionetten, das alles steht und wirbelt allstündlich auf diesem Platz durcheinander und macht ihn im Verein mit der rechtwinkligen Ausbiegung, in die er sich bei der Chiesa di San Marco erweitert, zum schönsten und sonderbarsten Platze der Welt. Dieser „Broglio“, ein anderer und kleinerer Platz als der erste, liegt zwi-

schen dem Hakenflügel, in dem sich die neue Prokuratie fortsetzt, und dem Markuspalast und wird vom Meer geschlossen, das hier außerordentlich breit ist. Von ihm aus überblickt man dies seltsamste Gemisch, in dem sich hier Meer und Land, Gondeln und Kramläden, große Schiffe und Kirchen, Ankömmlinge und Abreisende in jedem Augenblicke mengen und entwirren. Viermal mindestens jeden Tag komme ich ihn besuchen und weide meine Augen an diesem Anblick. Eine ganze Seite dieses Platzes, die man ihnen jederzeit freiläßt, haben die Nobili für sich; hier sieht man sie auf und ab gehen und ihre Intrigen aushecken – wonach der Platz il Broglio genannt wurde. Der hohe Markusturm an einer Ecke des großen Platzes stände trotz seiner Schönheit und Größe hier besser nicht, wo er die regelrechte Form des Platzes unterbricht.

Wenn ich bei Venedig in meinen Briefen an Sie ebenso eingehend werden wollte, wie ich es bei anderen Städten getan habe, käme ich nie zu Ende; drum will ich's diesmal lieber sogar ganz kurz machen und Ihnen kein Wort darüber sagen, was mir um so leichter wird, als ich oft nur wiederholen müßte, was Misson, der sehr hinlänglich, besser als an irgendeiner anderen Stelle seines Buches, davon spricht, schon gesagt hat. Vor allem erlasse ich Ihnen die Gemälde, was Sie, wie ich Sie kenne, wahrscheinlich hoch befriedigen wird. Quintin, der mir das nie verziehe, will ich dies Unrecht nicht antun. Es heißt allgemein, in Venedig allein seien mehr als im übrigen Italien; ich kann Ihnen nur wahrheitsgetreu versichern, daß

es mehr sind als in ganz Frankreich. (Nur die Liste der in öffentlichem Besitz befindlichen gibt schon einen dicken Oktavband, ungerechnet die in Privatbesitz, mit denen man das Weltmeer auffüllen könnte.) Wie man ähnlicherweise behauptet, daß in der Christnacht zur Illumination der Prokuratiengeschosse mit weißen Wachsfackeln mehr Wachs verbrannt wird als im ganzen übrigen Italien während eines Jahres. Sainte-Palaye und ich denken nie ans Frühstück, ehe wir uns erst einmal zur Gewissensberuhigung vier Tafeln von Tizian und zwei Decken von Veronese einverleibt haben. Mit den Tintorettos ist überhaupt kein Fertigwerden, ich habe mich darauf beschränkt, ein gutes Tausend seiner Hauptwerke zu betrachten. Dieser Mann muß eine furia di diavolo gehabt haben. Auch von der Staatsform Venedigs und den hier herrschenden Sitten will ich nicht gar viel sagen, diesen Abschnitt hat Amelot gut und gründlich behandelt; alles Schlechte, was er von ihnen sagt, darf man allerdings nicht glauben, nur die größere Hälfte. Sie hätten natürlich lieber, daß ich Sie über die hier geltenden Sitten als über Gebäude und Gemälde unterhielte; bedenken Sie aber, daß ein Fremder, der sich in einer Stadt einen Monat aufhält, damit noch nicht in der Lage ist, sie wirklich zu kennen, und fast unfehlbar lauter verqueres Zeug reden wird. Wenn Sie aber durchaus von mir etwas darüber haben wollen, will ich Ihnen verraten, daß nirgend in der Welt Freiheit und Läßlichkeit unbeschränkter herrschen als hier in Venedig.

Johann Kaspar Goethe

Am ersten Tage in Venedig schreibt Goethe von einer Gondelfahrt: „Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen“, und erinnert sich beim ersten Anblick einer Gondel des Kinderspielzeugmodells, das sein Vater mitgebracht hatte.

Johann Kaspar Goethe (Frankfurt am Main 1710 bis 1782) reiste mit dreißig Jahren als vermögender Mann durch Italien. Das merkwürdige, italienisch geschriebene Brieftagebuch dieser Fahrt ist sein Lebenswerk geworden: Viaggio per l'Italia fatto nel anno 1740 ed in 42 lettere descritto. Mit Hilfe des alten Sprachlehrers Giovinazzi wurde es bis 1763 fertiggestellt. Die im Goethe-Schiller-Archiv aufbewahrte Handschrift ist erst jüngst 1937 veröffentlicht worden, nachdem der venezianische Aufenthalt — 14. Februar bis 2. März und 6. Juni bis Anfang Juli 1740 — bereits von Paul von Bajanowski im Auszuge übersetzt war (Weimars Festgrüße zum 28. August 1899).

Venedig, Juli 1740

Oper von San Crystostomo. Ich war überwältigt, als ich eingetreten war: die Musik, die Architektur, die Bühne waren großartig, das Orchester, etwa vierzig bis fünfzig gute Spieler, die Kostüme der Hauptspieler, alles auf das prächtigste und besonders wirkungsvoll der künstliche Aufbau, über den insgesamt vierzehn Tänzer und Tänzerinnen bei jedem Aktschluß von oben herab kamen, um einen Tanz auszuführen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Die Oper begann um acht Uhr nach unserer Zeit und endete gegen elf. Andere Opern wurden in St. Angelo gegeben. Es wurde „Cleonice“ gespielt, doch war die Vorstellung weniger besucht, wenn auch ihr Wert nicht geringer war. Besonders überbot die Primadonna Signora Fumagalli mit ihrem Auftreten die übrigen, nicht grade durch die Schönheit ihrer Stimme als die ihrer Person. Es ist daher nicht überraschend, daß man die andern kaum beachtete.

Klosterkirche der Incurabili. Ich fand beim Eintritt viele hübsche kleine Mädchen, die keinen anderen Vater als die Liebe haben. Sie sind streng bewacht, ohne ein Gelübde abzulegen, und dürfen sich verheiraten, wenn sie Gelegenheit finden, da einige unter ihnen angeblich mehr als zwanzigtausend Gulden besitzen, je nachdem sie von ihren natürlichen Vätern ausgestattet wurden oder eine oder die andere sich durch ihre Kunst etwas verdient hat. Denn sie werden nicht nur in der Musik unterrichtet, sondern in jeder anderen Fertigkeit junger Mädchen. Wenn sie ihre Lebensweise dort aufgeben, ist es ihnen verboten, auf den Theatern Venedigs oder eines fremden Herrschers aufzutreten.

Wenn die Mädchen musizieren, sind sie nicht sichtbar, sondern sitzen hinten auf der Empore, und wer nicht weiß, daß es Frauen sind, würde sie sicher für erste männliche Kräfte in ihrer Kunst halten.

Namentlich zwei unter ihnen sind wahre Virtuosinnen, die eine auf der Violine, die andere auf der Orgel. Auch zwei Sängerinnen verdienen ein besonderes Lob. Es ist erklärlich, daß sich viele Kunst-

freunde dort zusammenfinden, um so göttliche Musik zu hören. Auch der Kurprinz von Sachsen erschien mehrere Male und nahm stets über der Kanzel Platz, um besser zu hören und möglichst auch die Künstlerinnen zu sehen.

Zu Beginn des geistlichen Konzertes erscheint eine Art Sakristan, der etwas für den Platz verlangt, etwa zwei Soldi, während doch zwei Dukaten nicht zuviel gewesen wären. Deshalb ist es auch merkwürdig, daß der Einsammler, wenn man ihm ein größeres Geldstück reicht, den Überschuß an den Besucher herausgibt, auch wenn man es gar nicht gewünscht hat.

Die armen Mädchen im Kloster der Pietà sind legitim und werden, ohne Nonnen zu werden, dort unterhalten und erwarten nur eins: daß sich jemand in ihre Kunst oder in ihre Schönheit verliebt, da sie keine andere Mitgift haben, die sonst auch die Schlechteste und Häßlichste an den Mann bringt. Auch hier betreiben sie mit unsagbarem Eifer die Musik, zumeist Instrumentalmusik. Darin übertreffen sie bei weitem die der Incurabili, so daß nicht selten die eine oder andere großes Glück macht, denn die Italiener sind leidenschaftliche Musikliebhaber und verlieben sich leicht in solche Wunder zugleich der Kunst und der Natur, wie man sie selten im ganzen übrigen Italien antrifft.

Festball. Ich betrat gegen Mitternacht den schön ausgestatteten Saal, der mit mehr als zweihundert Wachskerzen erleuchtet war.

Zwei Orchester waren einander gegenüber auf kleinen Podien aufgereiht und spielten abwechselnd. In

der Mitte befand sich eine zahlreiche Gesellschaft von Personen beiderlei Geschlechts, die jedoch meist bereits die Masken wegen der großen Hitze abgelegt hatten.

Ich staunte in der Tat über diese prächtige Versammlung, wo alles Prunk und venezianische Festlichkeit atmete. Als ich mich ohne Maske einem Stuhle näherte, um die Geselligkeit zu beobachten und zu sehen, wie das Fest verlaufen würde, bemerkte ich unter der Menschenmenge einen mir bekannten jungen Nobile.

Auf meine Frage, wer die Persönlichkeiten alle seien, antwortete er: „Fürsten, Grafen, Marchese, Nobiles, Gelehrte und noch andere der angesehensten Bürger der Stadt mit ihren Frauen und Geliebten.“ Er bat mich, mich selbst mit einer beliebigen Dame bekanntzumachen, denn man erfreue sich großer Freiheit.

Daraufhin näherte ich mich kühn einer Dame, die mir ein Auge auf mich zu haben schien, ohne zu fragen, ob sie Fürstin oder Bürgerin, Gattin oder Geliebte sei. Ich hatte nicht zwei Worte gesprochen, als sie mir antwortete, sie habe mich schon im Vorübergehen gesehen, als ich ihren Onkel besuchte. Ich prüfte dies Entgegenkommen nicht weiter, sondern sagte, ich wäre dort gewesen und würde nicht verfehlen, sobald wie möglich wieder vorzusprechen, und wenn seine Bekanntschaft mir großes Vergnügen gemacht hätte, so bedeute die Bekanntschaft mit seiner Nichte den allergrößten Stolz.

Jetzt fing der Tanz wieder an, und ich nahm die

Gelegenheit wahr und bat sie, ein Menuett mit mir zu tanzen. Das wurde sogleich ausgeführt, und so verbrachten wir die Zeit bis zum Morgen.

Wer nicht Lust hatte, zu tanzen, konnte sich eine Spielgesellschaft aussuchen, mit der gleichen Gefahr jedoch, sich zu ruinieren wie auf dem Ridotto. In den Räumen neben dem Tanzsaal versammelten sich die Liebhaber der Karten. Es gab Erfrischungen und Getränke im Überfluß, was man wünschte, Kaffee, Schokolade, Sorbet, und man zahlte nicht mehr als drei Skudi für die Person, was nicht viel ist, bei der Art des Festes und dem Nutzen, den ein Fremder davon ziehen kann.

Jean Jacques Rousseau

Jean Jacques Rousseau (Genf 1712 bis 1778 Ermenonville) war 1743 bis 1744 bei der französischen Gesandtschaft in Venedig. Der venezianische Abschnitt seiner Bekenntnisse schildert Intrigen und einige liebliche Mädchengeschichten, mit der Bildkraft und seelischen Selbstbespiegelung, deren Meister er ist, soweit es sich um innere Vorgänge handelt. Auch ihn ergreift die Musik in der festlichen Stadt am stärksten, den musikalisch ausgerichteten Menschen in dem Jahrhundert, das zunehmend der Musik sich als letztem und höchstem Ausdrucksmittel bediente.

Venedig, 1743 bis 1744

Wir wollen nicht von Venedig scheiden, ohne ein Wort von den berühmten Lustbarkeiten dieser Stadt zu sagen, oder wenigstens von dem sehr geringen Anteil, den ich während meines Aufenthalts daran nahm. Man hat gesehen, wie wenig ich im Verlaufe meiner Jugend den Freuden dieses Alters oder wenigstens dem, was man so nennt, nachgegangen bin. Mein Geschmack änderte sich zwar in Venedig nicht, aber meine Tagesarbeit, die mich sonst von ihnen zurückgehalten hätte, machte die einfachen Erholungen, die ich mir gestattete, desto reizender.

Die vorzüglichste und mir angenehmste war der gesellige Verkehr mit geistreichen und angesehenen Männern, den Herren Le Blond, von Saint Cyr, Carrio, Altuna und einem Edelmann aus dem Friaul, dessen Namen ich zu meinem großen Bedauern vergessen habe, und dessen Liebenswürdigkeit ich nie

ohne Rührung gedenke. Von allen Menschen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe, glich er mir dem Herzen nach am meisten. Wir waren auch mit zwei oder drei Engländern von Geist und Bildung befreundet, die für die Musik ebenso begeistert waren wie wir. Alle diese Herren hatten ihre Frauen oder ihre Freundinnen oder ihre Geliebte; diese fast alle talentierte Mädchen, bei welchen man musizierte oder tanzte. Man spielte dort auch wohl, aber sehr wenig, wirklicher Sinn für Kunst, mancherlei Talente und die Liebe zum Theater machten uns diese Unterhaltung ungenießbar. Zum Spiele nehmen nur Leute, die sich langweilen, ihre Zuflucht.

Von Paris hatte ich das Vorurteil mitgebracht, das man dort gegen die italienische Musik hegt. Allein ich hatte auch von der Natur die Reinheit des Gefühls erhalten, gegen die Vorurteile nicht Bestand haben. Ich empfand für diese Musik bald die Leidenschaft, die sie allen Urteilsfähigen einflößt.

Als ich Barkarolen hörte, begriff ich, daß ich bis dahin noch keinen wahren Gesang gehört hatte, und bald schwärmte ich für die Oper derartig, daß mich, der ich nur zuhören wollte, das Plaudern, Essen und Spielen in den Logen anwiderte und ich mich oft von meiner Gesellschaft entfernte, um mir einen andern Platz zu suchen. Dort gab ich mich dann, ganz allein in meiner Loge eingeschlossen, trotz der Länge der Vorstellung dem Vergnügen hin, sie ungestört bis ans Ende zu genießen.

Eines Tages schlief ich im Theater San Crysostomo ein und schlief weit fester, als ich es im Bette getan

SLUB
Wir führen Wissen.

haben würde. Die rauschenden und strahlenden Arien weckten mich nicht; aber wer beschreibt die liebliche Empfindung, mit der mich die süße Harmonie und der himmlische Gesang, der mich aufweckte, erfüllten! Welches Erwachen, welches Entzücken, welche Begeisterung, als ich gleichzeitig Ohr und Auge öffnete! Ich wähnte mich im ersten Augenblick ins Paradies versetzt.

Die entzückende Stelle, die ich noch höre und die ich mein Leben lang nicht vergessen werde, begann wie folgt:

Conservami la bella
Che si m' accende il cor.

Ich wollte diese Arie durchaus haben; ich bekam sie und habe sie lange aufbewahrt, aber auf meinem Papiere stand sie nicht wie in meinem Gedächtnis. Es waren wohl dieselben Noten, aber nicht derselbe Klang. Nur in meinem Kopfe kann diese göttliche Melodie so aufgeführt werden, wie sie es in Wirklichkeit an jenem Tage wurde, als sie mich erweckte.

Eine Musik, die nach meinem Geschmack alle Opernmusik weit übertrifft und weder in Italien noch in der ganzen übrigen Welt ihresgleichen hat, ist die der Scuole.

Die Scuole sind Armenhäuser, eine Art Unterrichtsanstalten für mittellose junge Mädchen, denen die Republik später bei ihrer Verheiratung oder bei ihrem Eintritt in ein Kloster eine Ausstattung gibt. Unter den Talenten, die man bei diesen jungen Mäd-

chen ausbildet, nimmt die Musik den ersten Rang ein. Alle Sonntage kommen in jeder der zu diesen vier Scuolen gehörenden Kirchen während der Nachmittagsgottesdienste Motetten mit großem Chor und großem Orchester zur Aufführung, komponiert und geleitet von den größten Meistern Italiens und vorgetragen auf vergitterten Emporen ausschließlich von Mädchen, von denen die Älteste noch nicht zwanzig Jahre zählt.

Ich kann mir nichts so Liebliches, nicht so Rührendes wie diese Musik vorstellen. Die wunderbaren Leistungen der Kunst, die vortreffliche Wahl der Gesänge, die Schönheit der Stimmen, die vollendete Sicherheit der Aufführung, alles wirkt in diesen entzückenden Konzerten zusammen, einen Eindruck hervorzurufen, von dem die Welt gar nichts wissen will, gegen den sich aber schwerlich das Menschenherz verschließen kann.

Carrio und ich, wir versäumten nie diese Vesper in der Kirche der Bettelmönche, und wir waren nicht die einzigen. Die Kirche war stets voll von Musikfreunden, sogar die Opernsänger kamen, um ihren Kunstsinn an diesen vorzüglichen Mustern zu bilden.

Nur die verwünschten Gitter waren mir störend, die bloß Töne durchließen und mir die Engel von Schönheit verbargen, welche sie in entsprechendem Maße auszeichnen mußte. Ich sprach von nichts anderem. Als ich eines Tages bei Herrn Le Blond davon redete, sagte er zu mir:

„Wenn Sie so neugierig sind, diese kleinen Mädchen zu sehen, so ist es leicht, Sie zu befriedigen. Ich

SLUB
Wir führen Wissen.

bin einer der Verwalter des Hauses; ich will Ihnen Gelegenheit geben, mit ihnen das Vesperbrot zu essen.“

Ich ließ ihm keine Ruhe, bis er Wort gehalten hatte. Beim Eintritt in den Saal, der diese Schönheiten umschloß, nach deren Anblick ich so begierig war, fühlte ich einen Liebesschauer, wie ich ihn nie empfunden hatte. Herr Le Blond stellte mir eine dieser berühmten Sängerinnen nach der andern vor, deren Stimme und Namen mir bisher allein bekannt waren.

„Kommen Sie, Sophie . . .“ Sie war abschreckend häßlich.

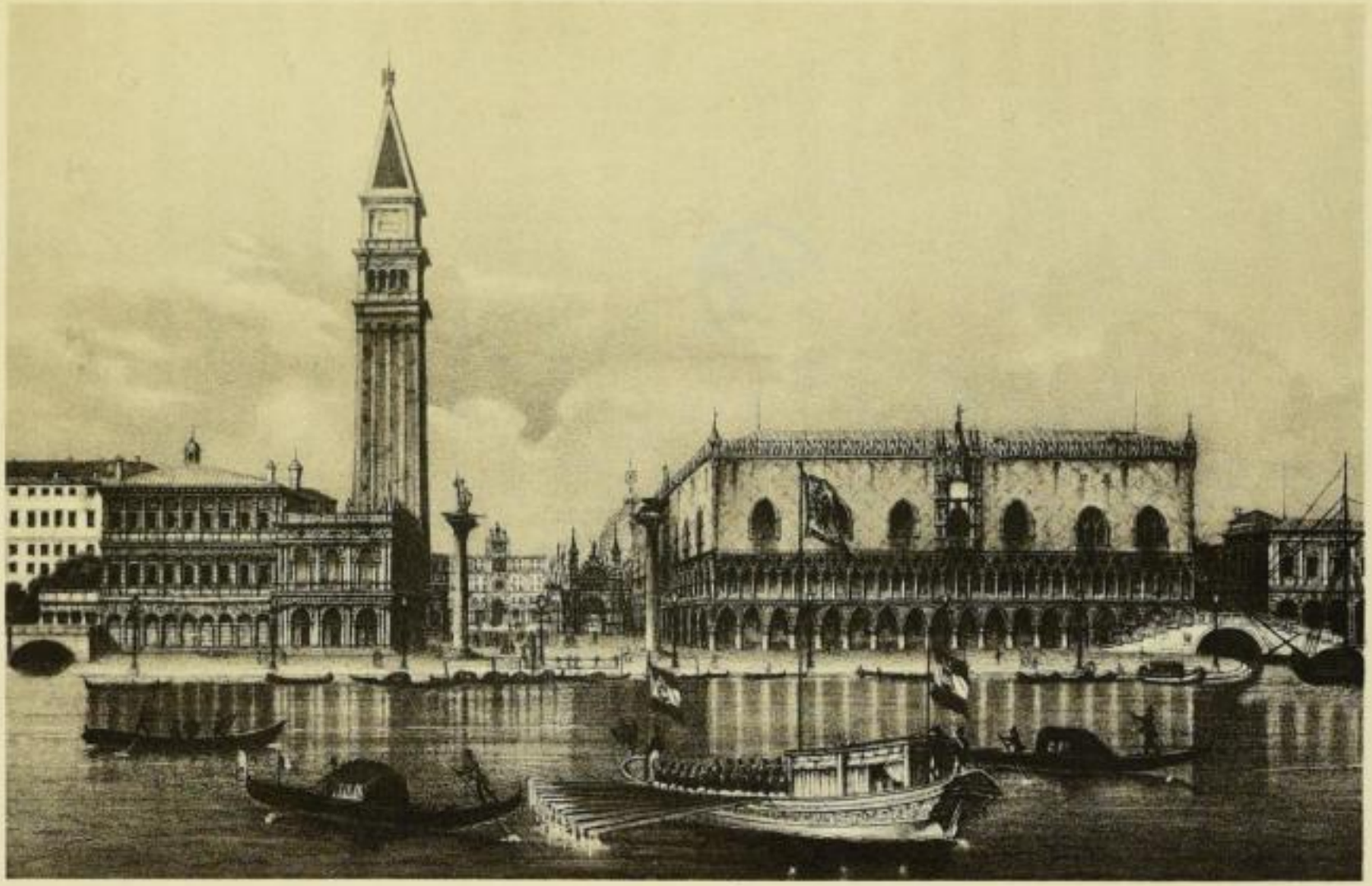
„Kommen Sie, Cattina . . .“ Sie war einäugig.

„Kommen Sie, Bettina . . .“ Blattern hatten sie entstellt.

Kaum eine einzige war ohne ein sehr hervortretendes Gebrechen. Der Schelm lachte über meine sichtliche Befremdung. Zwei oder drei kamen mir indessen leidlich vor, aber sie waren nur Choristinnen. Ich war trostlos. Während des Vesperbrotes neckte man sie; sie wurden ausgelassen. Die Häßlichkeit schloß jedoch Anmut nicht aus; ich nahm sie an ihnen jetzt wahr. Ich sagte mir:

„Man singt so nicht ohne Seele; sie ist ihnen zuteil geworden.“

Kurz, meine Anschauungsweise schlug so zu ihrem Vorteile um, daß ich beim Abschied fast in alle Fratzen verliebt war. Ich wagte kaum zu ihren Vespern zurückzukehren. Ich wußte mich jedoch zu beruhigen. Ich fand ihre Gesänge noch immer hinreißend, und ihre Stimmen verliehen ihren Gesichtern einen



Dogenpalast und Campanile

hs.
dee-
Bibl.

so lieblichen Reiz, daß ich sie, meinen Augen zum Trotz, solange sie sangen, beharrlich schön fand.

*

Carrio liebte die Frauen; überdrüssig, immer nur Mädchen zu treffen, die bereits an andere gefesselt waren, kam er auf den Einfall, auch an seine Person eines zu ketten; und da wir unzertrennlich waren, schlug er mir das in Venedig gar nicht seltene Abkommen vor, eins gemeinsam zu unterhalten. Ich willigte ein.

Es kam nun darauf an, Gefahren zu vermeiden. Er suchte so lange, bis er ein junges Mädchen von elf bis zwölf Jahren ausfindig machte, welches seine unwürdige Mutter hergeben wollte. Wir gingen zusammen, sie zu besuchen.

Es schnitt mir in das Herz, als ich dieses Kind erblickte. Es war blond und sanft wie ein Lamm; man würde die Kleine nie für eine Italienerin gehalten haben. In Venedig lebt man von sehr wenig; wir gaben der Mutter etwas Geld, um den Unterhalt des Töchterchens zu bestreiten. Es besaß Stimme; damit es später in seinem Talent eine Hilfsquelle fände, gaben wir ihm ein Spinett und einen Gesanglehrer. Dies alles kostete jedem von uns kaum zwei Zechinen monatlich und sparte uns mehr an anderen Ausgaben; da wir indessen erst das Heranwachsen abwarten mußten, so war es immerhin eine kostspielige Aussaat, ehe an die Ernte gedacht werden konnte. Zufrieden jedoch damit, die Abende dort zuzubringen und mit diesem Kinde in aller Unschuld zu plaudern und zu

spielen, unterhielten wir uns so vielleicht angenehmer, als wenn sie eine Geliebte gewesen wäre. So wahr ist es, daß das, was uns am meisten an die Frauen fesselt, weniger die Intimität der Liebe ist, als ein gewisser Reiz, den das Zusammenleben mit ihnen gewährt.

Unmerklich gewann mein Herz die kleine Angoletta immer lieber, aber mit einer väterlichen Zuneigung, an der das Begehren so wenig Anteil hatte, daß es in dem Maße, wie meine Liebe zunahm, immer mehr zurücktrat, und ich fühlte, daß ich vor einer Annäherung an dieses Mädchen, wenn es erwachsen wäre, wie bei einer Familienangehörigen zurückgeschreckt wäre.

Ich sah, wie die Gefühle des ehrlichen Carrio ihm unbewußt die gleiche Richtung nahmen. Wir erhielten uns, ohne uns dessen bewußt zu werden, nicht weniger süße, aber von den ursprünglich ersehnten sehr verschiedene Freuden, und ich bin gewiß, daß wir, wie schön diese arme Kleine auch hätte werden können, ihre Unschuld nicht verführt, sondern sie geschützt hätten. Die Katastrophe, die bald darauf in meiner Stellung eintrat, ließ mir nicht Zeit, an diesem schönen Verhältnis weiter teilzunehmen, und ich kann mir in dieser Episode über die Neigung meines Herzens nur Lob spenden.

Viertes Kapitel

Goethe

Das klassische Venedig-Erlebnis hat Goethe geschaffen, als er im Herbst 1786 mit siebenunddreißig Jahren aus Weimar entronnen ist, um seiner Wiedergeburt in Rom entgegenzupilgern.

In Venedig trifft er auf die erste große Kulturkapitale des Südens. Seine Erzählfreude ist noch frisch in dem für Frau Charlotte von Stein geschriebnen geheimen Brieftagebuch.

Italiengläubig und hoher innerer Ziele gewiß, mit offnem Weltblick nach weitesten Gesichtspunkten sich umsehend, so ist er damals umhergegangen. Er hat während der venezianischen Herbstwochen wieder einen Lebensabschnitt als Kunstwerk gelebt und hat den Abglanz zu einer unvergänglichen Gestalt umgeformt.

Der Zauber seines Erlebens und Gestaltens ist, daß ihm aus dem kleinsten Lebensdetail immer wieder ein Urerlebnis entgegenblickt, das er im Kristall seiner Sprache — groß gesehen und groß gedacht — neu verlebendigt.

Johann Joachim Winckelmann aus Stendal hatte noch unter dem 7. Dezember 1755 geschrieben: „Venedig ist ein Ort, der die ersten Tage in Erstaunen setzt, aber diese Verwunderung verschwindet bald.“ Der große Entdecker des Klassischen mußte wohl aus der rokokohaftesten Stadt des Rokokos so schreiben, die ihm allzu entgegengesetzt war.

Goethe brauchte einige Zeit, ehe er die andere Tonart fand. Die ernüchterten Briefe aus der wenig glücklichen zweiten Reise im Frühjahre 1790 geben davon Zeugnis, aber der anmutige Reiz der Stadt wird diesmal in die Venezianischen Epigramme gefaßt.

SLUB
Wir führen Wissen.

Venedig

So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786, den achtundzwanzigsten September, abends, nach unserer Uhr um fünf, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik, betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat.

Als die erste Gondel an das Schiff anfuhr (es geschieht, um Passagiere, welche Eile haben, geschwinder nach Venedig zu bringen), erinnerte ich mich eines früheren Kinderspielzeuges, an das ich vielleicht seit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater besaß ein schönes mitgebrachtes Gondelmodell; er hielt es sehr wert, und mir ward es hoch angerechnet, wenn ich einmal damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von blankem Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige, alles grüßte mich wie eine alte Bekanntschaft, ich genoß einen langentbehrten freundlichen Jugendeindruck.

Ich bin gut logiert in der „Königin von England“, nicht weit vom Markusplatze, und dies ist der größte Vorzug des Quartiers; meine Fenster gehen auf einen schmalen Kanal zwischen hohen Häusern, gleich unter mir eine einbogige Brücke und gegenüber ein schmales belebtes Gäßchen. So wohne ich, und so werde ich eine Zeitlang bleiben, bis mein Paket für

Deutschland fertig ist, und bis ich mich am Bilde dieser Stadt sattgesehen habe. Die Einsamkeit, nach der ich oft so sehnsuchtsvoll geseufzt, kann ich nun recht genießen, denn nirgends fühlt man sich einsamer als im Gewimmel, wo man sich allen ganz unbekannt durchdrängt. In Venedig kennt mich vielleicht nur ein Mensch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Venedig, den 29. September 1786
Michaelistag abends

Von Venedig ist schon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beschreibung nicht umständlich sein will, ich sage nur, wie es mir entgegenkommt. Was sich mir aber vor allem andern aufdringt, ist abermals das Volk, eine große Masse, ein notwendiges unwillkürliches Dasein.

Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet, es war keine Willkür, welche die folgenden trieb, sich mit ihnen zu vereinigen; die Not lehrte sie ihre Sicherheit in der unvorteilhaftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vorteilhaft ward und sie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düstern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichtum war notwendige Folge. Nun drängten sich die Wohnungen empor und empor, Sand und Sumpf wurden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft, wie Bäume, die geschlossen stehen, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig und gleich anfangs in enge Räume gedrängt,

ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nötig war, eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen und dem Bürger notdürftige Durchgänge zu erhalten. Übrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große, schlangenförmig gewundene Kanal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum von dem Markusplatze kann wohl nichts an die Seite gesetzt werden. Ich meine den großen Wasserspiegel, der diesseits von dem eigentlichen Venedig im halben Mond umfaßt wird. Über der Wasserfläche sieht man links die Insel St. Giorgio maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Kanal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein paar ungeheure Marmortempel entgegenleuchten. Dies sind mit wenigen Zügen die Hauptgegenstände, die uns in die Augen fallen, wenn wir zwischen den zwei Säulen des Markusplatzes hervortreten. Die sämtlichen Aus- und Ansichten sind so oft in Kupfer gestochen, daß die Freunde davon sich gar leicht einen anschaulichen Begriff machen können.

Nach Tische eilte ich, mir erst einen Eindruck des Ganzen zu versichern, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, ins Labyrinth der Stadt, welche, obgleich durchaus von Kanälen und Kanälchen durchschnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zusammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne

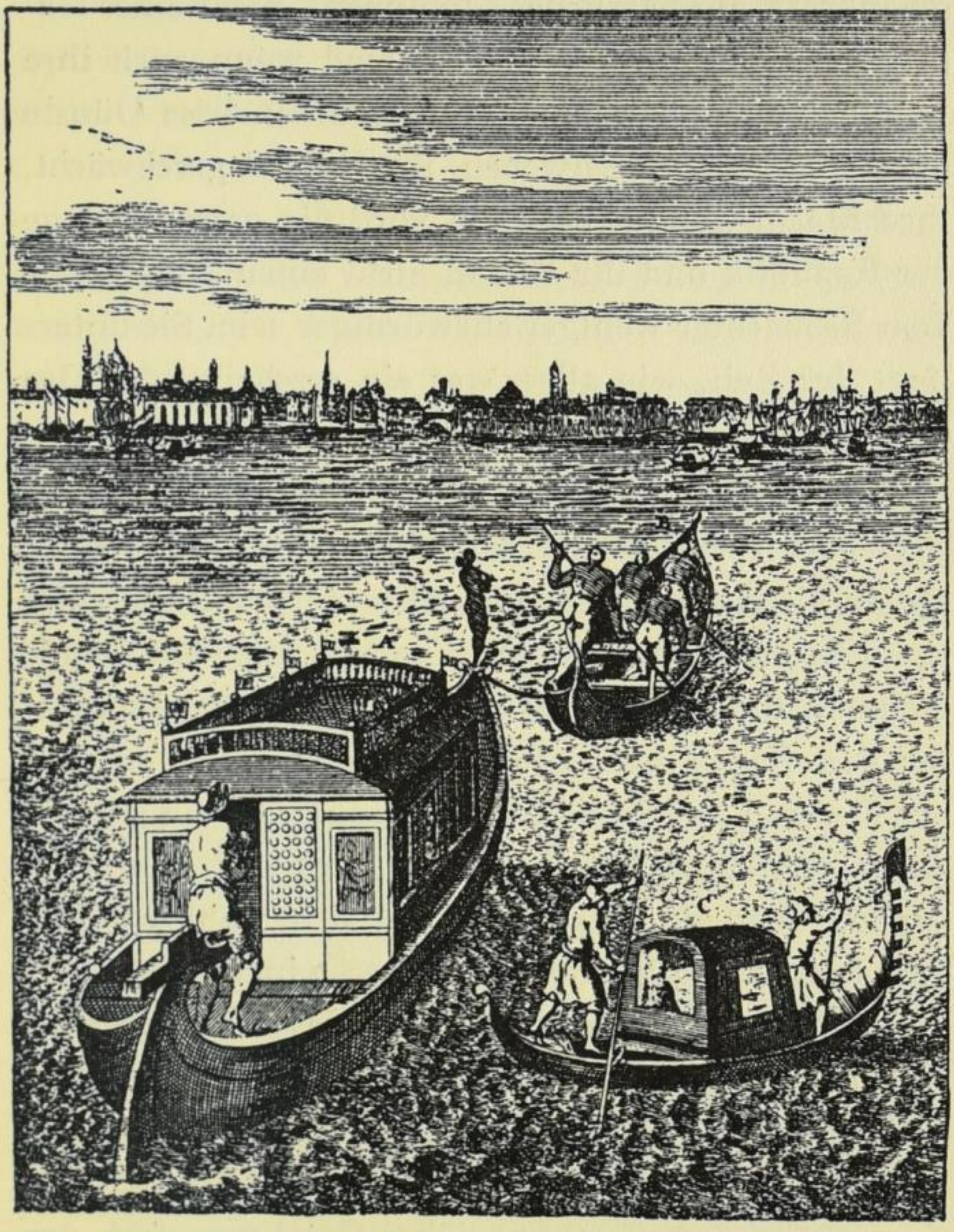
es gesehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gasse mit ausgestreckten Armen entweder ganz oder beinahe messen, in den engsten stößt man schon mit dem Ellbogen an, wenn man die Hände in die Seite stemmt; es gibt wohl breitere, auch hier und da ein Plätzchen, verhältnismäßig aber kann alles als eng genannt werden.

Ich fand leicht den Großen Kanal und die Hauptbrücke Rialto; sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter ist es eine große Ansicht, der Kanal gesät voll Schiffe, die alles Bedürfnis vom festen Lande herbeiführen und hier hauptsächlich anlegen und ausladen, dazwischen wimmelt es von Gondeln. Besonders heute, als am Michaelisfeste, gab es einen Anblick wunderschön lebendig; doch um diesen einigermaßen darzustellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Hauptteile von Venedig, welche der Große Kanal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto miteinander verbunden, doch ist auch für mehrere Kommunikation gesorgt, welche, in offenen Barken, an bestimmten Überfahrtspunkten geschieht. Nun sah es heute sehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem schwarzen Schleier bedeckten Frauen, sich viele zusammen übersetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke und begab mich an einen solchen Überfahrtspunkt, die Aussteigenden genau zu betrachten. Ich habe sehr schöne Gesichter und Gestalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, setzte ich mich in

eine Gondel, die engen Gassen verlassend, und fuhr, mir das entgegengesetzte Schauspiel zu bereiten, den nördlichen Teil des Großen Kanals durch, um die Insel der heiligen Klara, in die Lagunen, den Kanal der Giudecca herein, bis gegen den Markusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr des Adria-



G. van der Gucht, Postboot (A) geschleppt von der Ruderbarke (B) mit Gondel (C)

tischen Meeres, wie jeder Venetianer sich fühlt, wenn er sich in seine Gondel legt. Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Wird mir's nicht auch so gehen? Alles, was mich umgibt, ist würdig, ein großes, respektables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, sondern eines Volkes. Und wenn auch ihre Lagunen sich nach und nach ausfüllen, böse Dünste über dem Sumpfe schweben, ihr Handel geschwächt, ihre Macht gesunken ist, so wird die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdiger sein. Sie unterliegt der Zeit, wie alles, was ein erscheinendes Dasein hat.

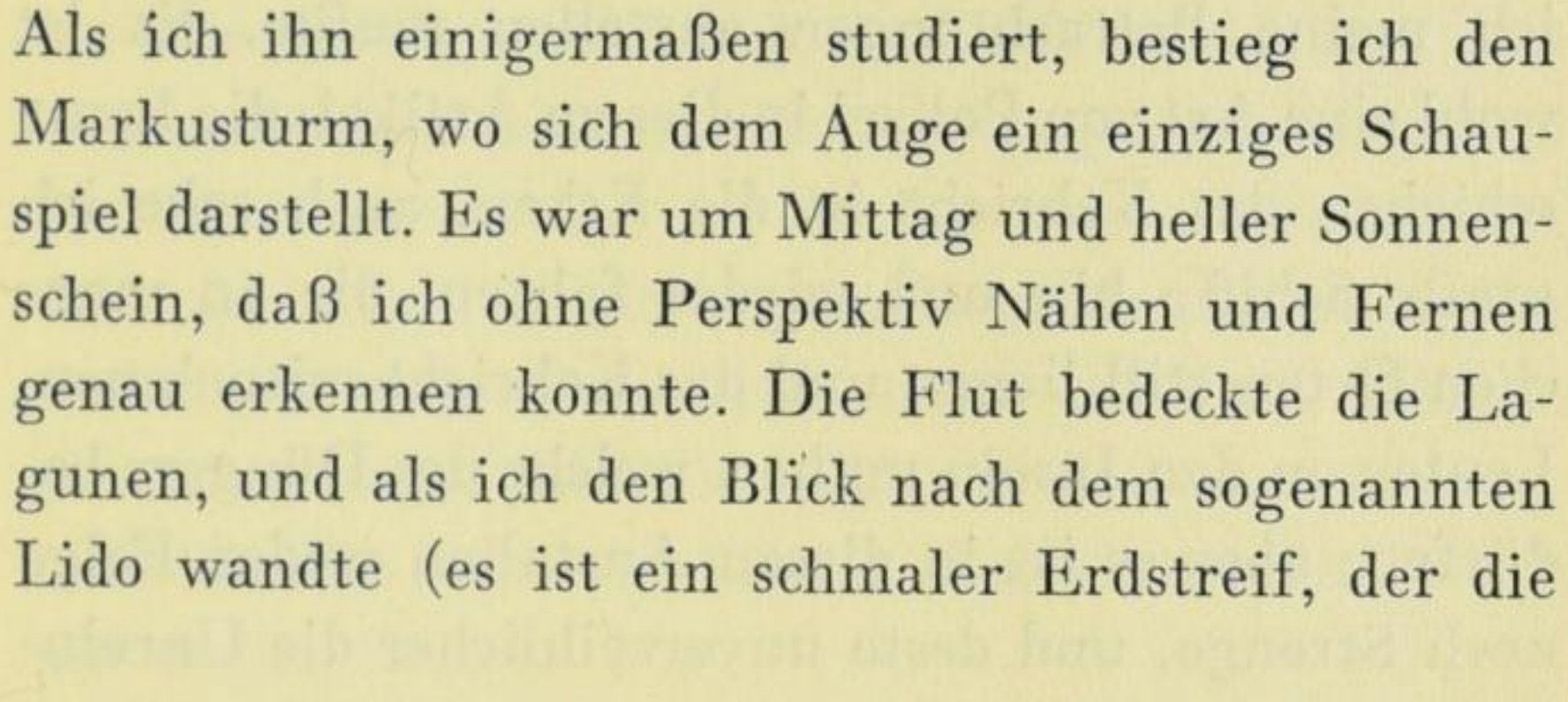
Venedig, den 30. September 1786

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entferntesten Quartiere der Stadt. Die hiesigen Brücken sind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wohl größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich suchte mich in und aus diesem Labyrinthe zu finden, ohne irgend jemand zu fragen, mich abermals nur nach der Himmelsgegend richtend. Man entwirrt sich wohl endlich, aber es ist ein unglaubliches Gehecke ineinander, und meine Manier, sich recht sinnlich davon zu überzeugen, die beste. Auch habe ich mir, bis an die letzte bewohnte Spitze, der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Wesen gemerkt; in jedem Quartier sind sie anders beschaffen. Du lieber Gott! was doch der Mensch für ein armes, gutes Tier ist!

Sehr viele Häuserchen stehen unmittelbar in den Kanälen, doch gibt es hier und da schön gepflasterte Steindämme, auf denen man zwischen Wasser, Kirchen und Palästen gar angenehm hin und wieder spaziert. Lustig und erfreulich ist der lange Steindamm an der nördlichen Seite, von welchem die Inseln, besonders Murano, das Venedig im kleinen, geschaut werden. Die Lagunen dazwischen sind von vielen Gondeln belebt.

Den 30. September 1786. Abends

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verschaffte. Als ich ihn einigermaßen studiert, bestieg ich den Markusturm, wo sich dem Auge ein einziges Schauspiel darstellt. Es war um Mittag und heller Sonnenschein, daß ich ohne Perspektiv Nähen und Fernen genau erkennen konnte. Die Flut bedeckte die Lagunen, und als ich den Blick nach dem sogenannten Lido wandte (es ist ein schmaler Erdstreif, der die



Lagunen schließt), sah ich zum erstenmal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen selbst liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo stoßen sollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünstiger Winde liegenbleiben. Die Paduanischen und Vicentinischen Berge und das Tiroler Gebirge schließen, zwischen Abend und Mitternacht, das Bild ganz trefflich schön.

Venedig, den 1. Oktober 1786

Ich ging und besah mir die Stadt in mancherlei Rücksichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich meine Betrachtungen anstellen mußte. Es ist wohl eine Art von Polizei in diesem Artikel, die Leute schieben das Kehricht in die Ecken, auch sehe ich große Schiffe hin und wieder fahren, die an manchen Orten still liegen und das Kehricht mitnehmen, Leute von den Inseln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es ist in diesen Anstalten weder Folge noch Strenge, und desto unverzeihlicher die Unreinlichkeit der Stadt, da sie ganz zu Reinlichkeit angelegt worden, so gut als irgendeine holländische.

Alle Straßen sind geplattet, selbst die entferntesten Quartiere wenigstens mit Backsteinen auf der hohen Kante ausgesetzt, wo es nötig, in der Mitte ein wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen, das Wasser aufzufassen und in bedeckte Kanäle zu leiten. Noch andere architektonische Vorrichtungen der ersten wohlüberdachten Anlage zeugen von der Absicht trefflicher Baumeister, Venedig zu der reinsten Stadt zu

machen, wie sie die sonderbarste ist. Ich konnte nicht unterlassen, gleich im Spazierengehen eine Anordnung deshalb zu entwerfen, und einem Polizeivorsteher, dem es Ernst wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Lust, vor fremden Türen zu kehren.

Venedig, den 3. Oktober 1786

Den Plan in der Hand suchte ich mich durch die wunderlichsten Irrgänge bis zur Kirche der Mendicanti zu finden. Hier ist das Konservatorium, welches gegenwärtig den meisten Beifall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Musik sehr schön, und herrliche Stimmen. Ein Alt sang den König Saul, die Hauptperson des Gedichtes. Von einer solchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff; einige Stellen der Musik waren unendlich schön, der Text vollkommen singbar, so italienisch Latein, daß man an manchen Stellen lachen muß; die Musik aber findet hier ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß gewesen, wenn nicht der vermaledeite Kapellmeister den Takt mit einer Rolle Noten, wider das Gitter, und so unverschämt geklappt hätte, als habe er mit Schuljungen zu tun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt, sein Klatschen war ganz unnötig und zerstörte allen Eindruck, nicht anders als wenn einer, um uns eine schöne Statue begreiflich zu machen, ihr Scharlachläppchen auf die Gelenke klebte. Der fremde Schall hebt alle Harmonie auf. Das ist

nun ein Musiker und er hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man seine Gegenwart durch eine Unschicklichkeit vernehmen soll, da es besser wäre, er ließe seinen Wert an der Vollkommenheit der Ausführung erraten. Ich weiß, die Franzosen haben es an der Art, den Italienern hätte ich es nicht zugetraut, und das Publikum scheint daran gewöhnt. Es ist nicht das einzige Mal, daß es sich einbilden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt.

Den 5. Oktober 1786

Um mit einem Worte den Begriff des Buzentaur auszusprechen, nenne ich ihn eine Prachtgaleere. Der ältere, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt diese Benennung noch mehr als der gegenwärtige, der uns durch seinen Glanz über seinen Ursprung verblendet.

Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künstler ein echter Gegenstand gegeben ist, so kann er etwas echtes leisten. Hier war ihm aufgetragen eine Galeere zu bilden, die wert wäre die Häupter der Republik, am feierlichsten Tage, zum Sakrament ihrer hergebrachten Meerherrschaft zu tragen, und diese Aufgabe ist vortrefflich ausgeführt. Das Schiff ist ganz Zierat, also darf man nicht sagen: mit Zierat überladen; ganz vergoldetes Schnitzwerk, sonst zu keinem Gebrauch, eine wahre Monstranz, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wissen wir doch: das Volk, wie es gern seine Hüte schmückt, will auch seine Obern prächtig und geputzt sehen. Dieses Prunkschiff ist ein rechtes Inventarienstück,

woran man sehen kann, was die Venetianer waren und sich zu sein dünkten.

Den 6. Oktober 1786

Heute früh war ich bei dem Hochamte, welchem der Doge alljährlich an diesem Tage, wegen eines alten Siegs über die Türken, in der Kirche der heiligen Justina beiwohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürsten und einen Teil des Adels bringen, seltsam gekleidete Schiffer sich mit rotgemalten Rudern bemühen, am Ufer die Geistlichkeit, die Brüderschaften mit angezündeten auf Stangen und tragbare silberne Leuchter gesteckten Kerzen stehen, drängen, wogen und warten, dann mit Teppichen beschlagene Brücken aus den Fahrzeugen ans Land gestreckt werden, zuerst die langen violetten Kleider der Savj, dann die langen roten der Senatoren sich auf dem Pflaster entfalten, zuletzt der Alte mit goldener phrygischer Mütze geschmückt, im längsten goldenen Talar, mit dem Hermelinmantel aussteigt, drei Diener sich seiner Schleppe bemächtigen, alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor deren Türen die Türkenfahnen gehalten werden, so glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu sehen, aber recht gut gezeichnet und koloriert. Mir nordischem Flüchtling hat diese Zeremonie viele Freude gemacht. Bei uns, wo alle Feierlichkeiten kurzröckig sind, und wo die größte, die man sich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte so etwas nicht am Ort sein. Aber hierher gehören diese Schlepproecke, diese friedlichen Begehungen.

Der Doge ist ein gar schön gewachsener und schön gebildeter Mann, der krank sein mag, sich aber nur noch so, um der Würde willen, unter dem schweren Rocke gerade hält. Sonst sieht er aus wie der Groß-papa des ganzen Geschlechts und ist gar hold und leut-selig; die Kleidung steht sehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es, ganz fein und durchsichtig, auf dem weißesten, klarsten Haar von der Welt ruht.

Etwa fünfzig Nobili in langen dunkelroten Schlepp-kleidern waren mit ihm, meist schöne Männer, keine einzige vertrakte Gestalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperücken wohl ziem-ten; vorgebaute Gesichter, weiches, weißes Fleisch, ohne schwammig und widerwärtig auszusehen, viel-mehr klug, ohne Anstrengung, ruhig, ihrer selbst ge-wiß, Leichtigkeit des Daseins und durchaus eine ge-wisse Fröhlichkeit.

Wie sich alles in der Kirche rangiert hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderschaften zur Haupt-türe herein und zur rechten Seitentüre wieder hinaus, nachdem sie, Paar für Paar, das Weihwasser emp-fangen und sich gegen den Hochaltar, den Dogen und den Adel geneigt hatten.

Auf heute abend hatte ich mir den famosen Gesang der Schiffer bestellt, die den Tasso und Ariost auf ihre eignen Melodien singen. Dieses muß wirklich bestellt werden, es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondenschein bestieg ich eine Gondel,

den einen Sänger vorn, den andern hinten; sie fingen ihr Lied an und sangen abwechselnd Vers für Vers. Die Melodie, welche wir durch Rousseau kennen, ist eine Mittelart zwischen Choral und Rezitativ, sie behält immer denselbigen Gang, ohne Takt zu haben; die Modulation ist auch dieselbige, nur verändern sie, nach dem Inhalt des Verses, mit einer Art von Deklamation, sowohl Ton als Maß; der Geist aber, das Leben davon, läßt sich begreifen wie folgt.

Auf welchem Wege sich die Melodie gemacht hat, will ich nicht untersuchen, genug, sie paßt gar trefflich für einen müßigen Menschen, der sich etwas vormoduliert und Gedichte, die er auswendig kann, solchem Gesang unterschiebt.

Mit einer durchdringenden Stimme – das Volk schätzt Stärke vor allem – sitzt er am Ufer einer Insel, eines Kanals, auf einer Barke, und läßt sein Lied schallen so weit er kann. Über den stillen Spiegel verbreitet sich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte versteht, und mit dem folgenden Verse antwortet; hierauf erwidert der erste, und so ist einer immer das Echo des andern. Der Gesang währt Nächte durch, unterhält sie ohne zu ermüden. Je ferner sie also von einander sind, desto reizender kann das Lied werden: wenn der Hörer alsdann zwischen beiden steht, so ist er am rechten Flecke.

Um dieses mich vernehmen zu lassen, stiegen sie am Ufer der Giudecca aus, sie teilten sich am Kanal hin, ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte, und

SLUB
Wir führen Wissen.

mich demjenigen wieder näherte, der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Gesangs erst aufgeschlossen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchst sonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es ist darin etwas Unglaubliches, bis zu Tränen Rührendes. Ich schrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter sagte: è singolare, come quel canto intenerisce, e molto più quando è pi ben cantato. Er wünschte, daß ich die Weiber vom Lido, besonders die von Malamocco und Pelestrina hören möchte, auch diese sängen den Tasso auf gleiche und ähnliche Melodien. Er sagte ferner: sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer aufs Fischen ins Meer sind, sich ans Ufer zu setzen und mit durchdringender Stimme abends diese Gesänge erschallen zu lassen, bis sie auch von ferne die Stimme der Ihrigen vernehmen und sich so mit ihnen unterhalten. Ist das nicht sehr schön? Und doch läßt sich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude an solchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menschlich aber und wahr wird der Begriff dieses Gesanges, lebendig wird die Melodie, über deren tote Buchstaben wir uns sonst den Kopf zerbrochen haben. Gesang ist es eines Einsamen in die Ferne und Weite, damit ein anderer, gleichgestimmter, höre und anworte.

Zum 8. Oktober 1786

Meine alte Gabe, die Welt mit Augen desjenigen Malers zu sehen, dessen Bilder ich mir eben eingedrückt, brachte mich auf einen eignen Gedanken. Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen

bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der venezianische Maler alles klarer und heiterer sehn als andere Menschen. Wir, die wir auf einem bald schmutzkotigen, bald staubigen, farblosen, die Widerscheine verdüsternden Boden, und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen solchen Frohblick aus uns selbst nicht entwickeln.

Als ich bei hohem Sonnenschein durch die Lagunen fuhr und auf den Gondelrändern die Gondoliere, leicht schwebend, buntbekleidet, rudernd, betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeichneten, so sah ich das beste, frischeste Bild der venezianischen Schule. Der Sonnenschein hob die Lokalfarben blendend hervor, und die Schattenseiten waren so licht, daß sie verhältnismäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein Gleiches galt von den Widerscheinen des meergrünen Wassers. Alles war hell in hell gemalt, so daß die schäumende Welle und die Blitzlichter darauf nötig waren, um die Tüpfchen aufs i zu setzen.

Tizian und Paul hatten diese Klarheit im höchsten Grade, und wo man sie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren oder ist aufgemalt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Markuskirche, nebst ihren Seitenflächen, alles ist bilderreich, alles bunte Figuren auf goldenem Grunde, alles musivische Arbeit; einige sind recht gut, andere gering, je nachdem die Meister waren, die den Karton verfertigten.

Es fiel mir recht aufs Herz, daß doch alles auf die erste Erfindung ankommt, und daß diese das rechte Maß, den wahren Geist habe, da man mit viereckten

SLUB
Wir führen Wissen.

Stückchen Glas, und hier nicht einmal auf die sauberste Weise, das Gute sowohl als das Schlechte nachbilden kann. Die Kunst, welche dem Alten seine Fußboden bereitete, dem Christen seine Kirchenhimmel wölbte, hat sich jetzt auf Dosen und Armbänder verkrümelt. Diese Zeiten sind schlechter als man denkt.

Den 8. Oktober 1786

Ich fuhr heute früh mit meinem Schutzgeiste aufs Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen schließt und sie vom Meere absondert. Wir stiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein starkes Geräusch, es war das Meer, und ich sah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen, und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünscht, um der Muscheln willen; ich habe, selbst kindisch, ihrer genug aufgelesen; doch widme ich sie zu einigem Gebrauch, ich möchte von der Feuchtigkeit des Tintenfisches, die hier so häufig wegfließt, etwas eintrocknen.

Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben, und weiterhin Juden, die beiderseits in geweihtem Boden nicht ruhen sollten. Ich fand das Grab des edlen Konsul Smith und seiner ersten Frauen; ich bin ihm mein Exemplar des Palladio schuldig und dankte ihm auf seinem ungeweihten Grabe dafür.

Und nicht allein ungeweiht, sondern halbverschüt-

tet ist das Grab. Das Lido ist immer nur wie eine Düne anzusehen, der Sand wird dorthin geführt, vom Winde hin und her getrieben, aufgehäuft, überall angedrängt. In weniger Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wieder finden können.

Das Meer ist doch ein großer Anblick! Ich will sehen, in einem Schifferkahn eine Fahrt zu tun; die Gondeln wagen sich nicht hinaus.

Venedig, den 9. Oktober 1786

Ein köstlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Pelestrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue sind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie sind von gehauenen Steinen, und sollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor diesem wilden Elemente schützen.

Die Lagunen sind eine Wirkung der alten Natur. Erst Ebbe, Flut und Erde gegeneinander arbeitend, dann das allmählige Sinken des Urgewässers waren Ursache, daß am obern Ende des adriatischen Meeres sich eine ansehnliche Sumpfstrecke befindet, welche von der Flut besucht, von der Ebbe zum Teil verlassen wird. Die Kunst hat sich der höchsten Stellen bemächtigt, und so liegt Venedig, von hundert Inseln zusammengruppiert, und von Hunderten umgeben. Zugleich hat man, mit unglaublicher Anstrengung und Kosten, tiefe Kanäle in den Sumpf gefurcht, damit man auch zur Zeit der Ebbe mit Kriegsschiffen an die Hauptstellen gelangen könne. Was Menschen-

witz und Fleiß vor alters ersonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdstreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwei Orten hineintreten kann, bei dem Castell nämlich, und am entgegengesetzten Ende bei Chiozza. Die Flut tritt gewöhnlich des Tages zweimal herein, und die Ebbe bringt das Wasser zweimal hinaus, immer durch denselben Weg in denselben Richtungen. Die Flut bedeckt die innern morastigen Stellen und läßt die erhöhteren, wo nicht trocken, doch sichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer sich neue Wege suchte, die Erdzunge angriffe, und nach Willkür hinein- und herausflutete. Nicht gerechnet, daß die Örtchen auf dem Lido, Pelestrina, St. Peter und andere untergehen müßten, so würden auch jene Kommunikationskanäle ausgefüllt und, indem das Wasser alles durcheinander schlemmte, das Lido zu Inseln, die Inseln, die jetzt dahinter liegen, zu Erdzungen verwandelt werden. Dieses zu verhüten, müssen sie das Lido verwahren, was sie können, damit das Element nicht dasjenige willkürlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menschen schon in Besitz genommen, dem sie schon zu einem gewissen Zweck Gestalt und Richtung gegeben haben.

Bei außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächst, ist es besonders gut, daß es nur an zwei Orten hereindarf und das übrige geschlossen bleibt, es kann also doch nicht mit der größten Gewalt eindringen und muß sich in einigen Stunden dem Gesetz der Ebbe unterwerfen und seine Wut mindern.

Übrigens hat Venedig nichts zu besorgen; die Langsamkeit, mit der das Meer abnimmt, gibt ihr Jahrtausende Zeit, und sie werden schon, den Kanälen klug nachhelfend sich im Besitz zu erhalten suchen.

Wenn sie ihre Stadt nur reinlicher hielten, welches so notwendig als leicht ist, und wirklich, auf die Folge von Jahrhunderten, von großer Konsequenz. Nun ist zwar bei großer Strafe verboten, nichts in die Kanäle zu schütten, noch Kehricht hineinzuwerfen; einem schnell einfallenden Regenguß aber ist's nicht untersagt, alles das in die Ecken geschobene Kehricht aufzurühren, in die Kanäle zu schleppen, ja, was noch schlimmer ist, in die Abzüge zu führen, die nur zum Abfluß des Wassers bestimmt sind, und sie dergestalt zu verschlemmen, daß die Hauptplätze in Gefahr sind, unter Wasser zu stehen. Selbst einige Abzüge auf dem kleinen Markusplatze, die, wie auf dem großen, gar klug angelegt sind, habe ich verstopft und voll Wasser gesehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfällt, ist ein unleidlicher Kot, alles flucht und schimpft, man besudelt, beim Auf- und Absteigen der Brücken, die Mäntel, die Tabarros, womit man sich ja das ganze Jahr schleppt, und da alles in Schuh und Strümpfen läuft, bespritzt man sich und schilt, denn man hat sich nicht mit gemeinen, sondern beizendem Kot besudelt. Das Wetter wird wieder schön, und kein Mensch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr ist es gesagt: das Publikum beklagt sich immer, daß es schlecht bedient sei, und weiß es nicht anzufangen, besser bedient zu

werden. Hier, wenn der Souverän wollte, könnte alles gleich getan sein.

Venedig, den 9. Oktober 1786

Heute abend ging ich auf den Markusturm: denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Flut, von oben gesehen, wollt' ich sie auch zur Zeit der Ebbe in ihrer Demut schauen, und es ist notwendig, diese beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es sieht sonderbar aus, ringsum überall Land erscheinen zu sehen, wo vorher Wasserspiegel war. Die Inseln sind nicht mehr Inseln, nur höher bebaute Flecke eines großen graugrünlichen Morastes, den schöne Kanäle durchschneiden. Der sumpfige Teil ist mit Wasserpflanzen bewachsen und muß sich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Flut beständig daran rupfen und wühlen, und der Vegetation keine Ruhe lassen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals ans Meer; dort habe ich heute die Wirtschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse gesehen, und mich herzlich darüber gefreut. Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend! Wieviel nützt mir nicht mein bißchen Studium der Natur, und wie freue ich mich, es fortzusetzen! Doch ich will, da es sich mitteilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegengebauten Mauerwerke bestehen erst aus einigen steilen Stufen, dann kommt

eine sacht ansteigende Fläche, sodann wieder eine Stufe, abermals eine sanft ansteigende Fläche, dann eine steile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Diese Stufen, diese Flächen hinan steigt nun das flutende Meer, bis es, in außerordentlichen Fällen, endlich oben an der Mauer und deren Vorsprung zerschellt.

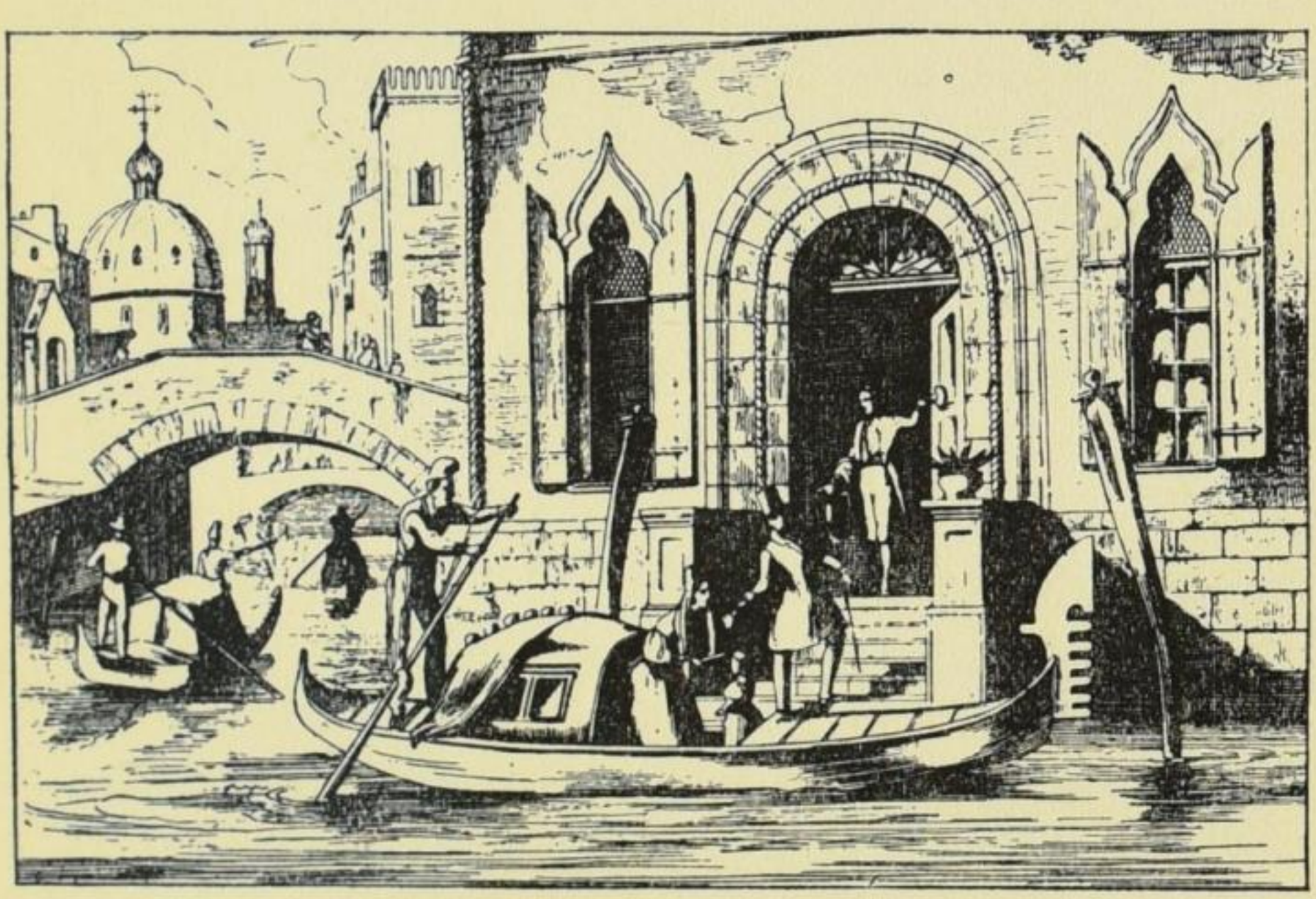
Dem Meere folgen seine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einschalige Patellen, und was sonst noch beweglich ist, besonders die Taschenkrebse. Kaum aber haben diese Tiere an den glatten Mauern Besitz genommen, so zieht sich schon das Meer, weichend und schwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht woran es ist und hofft immer, die salzige Flut soll wiederkehren; allein sie bleibt aus, die Sonne sticht und trocknet schnell, und nun geht der Rückzug an. Bei dieser Gelegenheit suchen die Taschenkrebse ihren Raub. Wunderlicher und komischer kann man nichts sehen, als die Gebärden dieser aus einem runden Körper und zwei langen Scheren bestehenden Geschöpfe: denn die übrigen Spinnenfüße sind nicht bemerklich. Wie auf stelzenartigen Armen schreiten sie einher, und sobald eine Patelle sich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren sie zu, um die Schere in den schmalen Raum zwischen der Schale und den Boden zu stecken, das Dach umzukehren und die Auster zu verschmausen. Die Patelle zieht sachte ihren Weg hin, saugt sich aber gleich fest an den Stein, sobald sie die Nähe des Feindes merkt. Dieser gebärdet sich nun wunderlich um das Dächelchen herum, gar zierlich und

affenhaft; aber ihm fehlt die Kraft, den mächtigen Muskel des weichen Tierchens zu überwältigen, er tut auf diese Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erste setzt ihren Zug sachte fort. Ich habe nicht gesehen, daß irgendein Taschenkrebs zu seinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieses Gewimmels stundenlang, wie sie die beiden Flächen und die dazwischen liegenden Stufen hinabschlichen, beobachtet habe.

Venedig, den 11. Oktober 1786

Und weil die Einsamkeit in einer so großen Menschenmasse denn doch zuletzt nicht recht möglich sein will, so bin ich mit einem alten Franzosen zusammengekommen, der kein Italienisch kann, sich wie verraten und verkauft fühlt und mit allen Empfehlungsschreiben doch nicht recht weiß woran er ist. Ein Mann von Stande, sehr guter Lebensart, der aber nicht aus sich heraus kann; er mag stark in den Fünfzigern sein und hat zu Hause einen siebenjährigen Knaben, von dem er bänglich Nachrichten erwartet. Ich habe ihm einige Gefälligkeiten erzeigt, er reist nach Italien bequem, aber geschwind, um es doch einmal gesehen zu haben und mag sich gern im Vorbeigehen soviel wie möglich unterrichten; ich gebe ihm Auskunft über manches. Als ich mit ihm von Venedig sprach, fragte er mich, wie lange ich hier sei? Und als er hörte, nur vierzehn Tage und zum erstenmal, versetzte er: il parait que vous n'avez pas perdu votre tems. Das ist das erste Testimonium meines Wohlverhaltens, das ich aufweisen kann. Er ist

nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köstlich, einen recht eingefleischten Versailler in der Fremde zu sehen. Der reist nun auch! Und ich betrachtete mit Erstaunen wie man reisen kann, ohne etwas außer sich gewahr zu werden, und er ist in seiner Art ein recht gebildeter, wackerer, ordentlicher Mann.



Fünftes Kapitel

Die Erkenntnis der historischen Größe

Johann Gottfried Herder. Ernst Moritz Arndt. Carl Woyda. Elisabet Vigée-Le Brun. Johann Gottfried Seume. Anne Louise Germaine von Staël-Holstein, geb. Necker. Franz Grillparzer. Silvio Pellico. Lord Byron

Johann Gottfried Herder

Der große Kulturforscher Herder (Mohrungen, Ostpreußen, 1744 bis 1803 Weimar) reist, als Goethes Entdeckung Italiens in Weimar Nachfolge fand, 1788 bis 1789 als Begleiter mit der Herzoginmutter Amalie nach Italien. Der große Preuße mit dem empfindenden Gemüt hat von Venedig einige treffende Gedanken und einen allerliebsten Brief an seine Kinder geschrieben, das Herz bereits, da er auf der Heimkehr ist, erfüllt von der Heimat, „Deutschland, ein Land und Volk, das ich jetzt noch mehr schätze und liebe, seit ich Italien kenne“ (10. Februar 1789 an Frau von Diede in Regensburg).

Venedig, 6. Juni 1789

Ich bin sehr gesund und habe abermals das Erfrischende des See-Elementes gefühlt, das mich in meiner Jugend, da mich vorher jeder Wind umwerfen wollte, neu stärkte.

Den dritten Pfingstfeiertag abends ging ich mit dem Kurier von Bologna zu Schiff nach Venedig; es war ein schöner Mondabend; in der Nacht schlief alles wie und so gut es konnte. Ich gar schön.

Gegen Mittag waren wir in Ferrara. Ich begrüßte Ariostos Grab. Nachmittags ging's weiter, und gestern zwischen zwei bis drei waren wir in Venedig.

Nachdem ich mich erholt und die Sachen abgemacht hatte, die eine Last der Reisen sind, sah ich den Markusplatz und alle Gebäude desselben von außen, die Brücke Rialto und so fort, kaufte mir den Ariost, sah den Markusplatz nachher erleuchtet und ging abends zwischen zehn bis elf Uhr in die Oper, die gegen zwei aus war.

SLUB
Wir führen Wissen.

Heute sah ich die Bibliothek, und will nun noch einen Giro um Venedig in einer Gondel machen, und, wenn's Zeit ist, den Kindern noch etwas von dieser Seestadt schreiben. Das ist keine Parthenope wie Neapel mit sanften, lockenden Armen, sondern ein Seeungeheuer mit zehntausend Händen, das in jedem Gliede lebt und auf Nutzen bedacht ist. Es reuet mich indessen nicht, daß ich auch diese Nymphe der Lagunen hinter Rohr und Schilf gesehen habe.

Es ist ein ganz eignes Universum in ihr; in allem das Gegenteil von Rom und von allen Landstädten. Selbst Amsterdam ist an Seltenheit nichts gegen sie: es ist eine Seespinne mit hundert Füßen und Millionen Gelenken. Die Luft bekommt mir sehr wohl; und die Unruhe, in der alles ist, teilt sich mit, wie auch dieser Brief zeiget.

Lieben Kinder!

Nun bin ich in solch einem kleinen, schwarzen Hause geschwommen, da man eine Gondel nennt. Es ist lang und schmal, vorn und hinten spitz und sieht wie ein Frauenpantoffel aus; das viereckte Kämmerchen darauf mit vier Sitzen ist mit schwarzem Tuch beschlagen, so wie auch die Gondel schwarz ist. Der Gondolier steht hinten drauf und lenkt die Gondel mit seinem Ruder so geschickt, daß man es sich kaum denken kann, wenn man's nicht gesehen hat.

Man schwimmt dicht auf den Wellen so sanft wie in einer Wiege und sieht an beiden Seiten große, hohe Paläste, einer dicht am andern; unter den Brücken fährt man durch; zwischen Gondeln, Schiffen, Barken fährt man wie auf einem Pfeil hin, daß im größ-

Francesco Guardi, Regatta auf dem Kanal

Sächs.
Landes-
Bibl.

ten Gedränge eine Gondel die andre kaum berührt. In manchen ziemlich engen Kanälen gehen drei Gondeln nebeneinander so schnell vorbei, als wenn man einander vorüberflöge. Die Damen sitzen mit ihren Herren drin, und sie haben es zehnmal bequemer, als wenn sie in den Kutschen gerüttelt würden. In Venedig sind keine Kutschen, alles wiegt sich in Gondeln, was nicht über die Brückentreppe auf und ab laufen will.

Es ist eine sonderbare Stadt, die gleichsam aus der See emporsteigt, voll Gedränges von Menschen, voll Fleiß und Betrügerei. Es ist mir lieb, daß ich sie gesehen habe.

Morgen geht's nach Padua auch zu Wasser fort: dann weiter hin zu Lande und endlich zweimal über die Berge bis ich bei Euch bin und Euch wiedersehe. Lebt wohl Ihr Lieben, lebt wohl; ich sehe Euch bald: behaltet mich lieb, wie ich Euch liebhabe. Gebt alle sechs der Mutter einen Kuß in meinem Namen und seid hübsch artig und ihr gehorsam. Lebt wohl, Ihr Lieben.

Ernst Moritz Arndt

Arndt hat im dreißigsten Lebensjahre seine Ausbildung mit einer großen europäischen Reise erweitert und abgeschlossen. Er durchwanderte 1798 und 1799 zunächst Deutschland, sodann das alte Österreich und Oberitalien und ging darauf, weil ihm Rom und Neapel durch die Kriegswirren versperrt waren, über Südfrankreich und die Niederlande zurück. Den ausführlichen Bericht veröffentlichte er 1801 in vier Bänden: „Reisen durch einen Teil Teutschlands, Italiens und Frankreichs.“

Arndt (1769 Schoritz auf Rügen bis 1860 Bonn) sah Venedig mit den Augen der Generation, die von 1790 eine Wende herbeiführte. Seine begeisterten Ausrufe zwar sind noch ein wenig in der Konvention des 18. Jahrhunderts gehalten. Die Untergangsstimmung ist schon neu. Der echte Arndt aber spricht aus einem frischen Tatsachensinn, einem wachen Blick und einer deutlich offnen Sprache. Er durchstreifte Venedig in der Gesellschaft eines Salzburgers, „der gut italienisch sprach und ein wackerer Bursche war“.

Venedig, 1798

So habe ich dich denn gesehen, wunderbare Stadt, von der die Fabeln und Geschichten, die meine Kindheit lüstern empfing, so oft mit den Flügeln der Feerei um meine Stirne spielten. Ich habe dich gesehen, die man unter die Wunder der Neuen Welt zählte, und die der holde Dichtermund des Mittelalters die Schöne nannte. Ach! sie ist nicht mehr, die alte Venezia, die Tochter und die Beherrscherin des Meers, deren Töchter sich in Gold und deren Söhne sich in Purpur klei-

SLUB
Wir führen Wissen.

deten, deren siegreiche Flaggen im Orient und Okzident wehten und dem finstern Abendlande die Schätze Indiens und Sabas und die Künste und Weisen des Morgenlandes zuführten. Sie ist nicht mehr und ist seit Jahrhunderten nicht mehr gewesen. Ihre Flotten haben lange nicht mehr gesiegt, und ihre Helden und Gesetzgeber sind alte Namen. Ein späteres und entartetes Geschlecht schlief auf den Lorbeeren der großen Väter und beherrschte tyrannisch die schwächere und des Joches geduldigere Nachkommenschaft. Aber die Stadt sank nicht bloß durch die Tyrannei der Patrizier, nein, durch ein größeres Gesetz, durch das der Notwendigkeit. Man fand einen Weg nach den beiden Indien; andre Völker wurden groß und reich. Das Venetische, das nur einen zufälligen, keinen nationalen Reichtum hatte, mußte sinken. Jetzt hat es selbst aufgehört, als Gespenst, als ehrwürdiger Schatten eines alten Heldenkörpers dazustehen. Die Zeit, die alles Große und Kleine umwälzt, und der mächtige Geist des Jahrhunderts hat diesen Staat, wie so viele andre, in seinen Grundfesten erschüttert. Aber auch in seinen besten und schönsten Zeiten, in der Blüte seiner Taten und seiner Macht, hat dies Volk nie eine schöne Stadt bewohnt. Es ist noch das alte Venedig, so wie es dasteht; nur die Zeit und die Menschen sind anders. Dieses Volk, das einst in echt römischem Geist dachte und handelte, das Männer hatte, groß daheim und im Kriege, edle Männer, die alles ertrugen, nur nicht die Schmach des Vaterlandes; das im Glücke nicht vermessen, im Unglücke stolz und ungebrochen war, dieses Volk hat auch seine Stadt in diesem Charakter auf

den Wellen des Meeres gegründet. Es baute die eignen Wohnungen schlecht und unansehnlich, aber dem Einen Ewigen und dem Vaterlande, das jedes edle Volk nie anders als unsterblich denken soll, diesem errichtete es Paläste und Tempel, die noch unsre Bewunderung erregen. Ein Mann hat gesagt: Es erweckt billig einen größern und schmerzhaften Gedanken, wann ein Mensch stirbt; ich sage: Es erweckt einen größern und schmerzlichern, wann ein Volk stirbt. Doch es leben die Taten des einzelnen wie des Volkes, und wohl ihnen, wenn sie welche hatten!

Das Wort Venezia la bella kommt der Stadt nur an wenigen Stellen zu. Es gibt wohl keine, wo die Straßen, die man richtig calli oder Fußsteige nennt, so eng wären und so kreuzend krumm durcheinanderliefen, keine, wo die Häuser ein so räucheriges und altgotisches Ansehen hätten. Viele haben statt der Fenster bloße Luken mit hölzernen Läden oder allenfalls papierne Fenster nach den abgewandten Seiten, und selten findet man sie in dem netten und geputzten Gewande, worin die meisten deutschen Städte so freundlich erscheinen, sondern selbst die bessern, selbst die in einem großen Stil erbauten Paläste haben von außen ein ödes und totes Ansehen. Das Pflaster ist freilich gut und erhält sich gut, weil kein Pferdehuf darauf kommt, aber es sollte und könnte reinlicher sein und würde es in einer deutschen und holländischen Stadt sein, wo immer Pferde und Räder darauf rasseln. Es ist meistens aus Quadern. Diese Stadt nun ist durch die Menge Kanäle in viele Inseln zerschnitten, die durch Brücken miteinander zusam-

menhängen. Sie streichen gewöhnlich an den Häusern hin und lassen bei wenigen Kallen so viel Raum zum Gehen. Wann die Flut ist, tritt das Wasser über die Türschwellen und selbst in die untern Teile der Häuser. Es ist überall ein ganz eignes Gefühl, wenn man in den Gondeln unter den Häusern hinschifft und ihre unteren Quader tief ins Wasser versenkt und keine Spur von Land sieht, worauf sie ruhten. Auch diese Kanäle macht man gewöhnlich zu was Herrlichem. Sie sind ein Werk der Notwendigkeit und als solches ganz gut, aber wahrhaftig kein Werk der Schönheit. Wenn man den Großen Kanal und den Rio dell' arsenale ausnimmt, so sind die meisten eng und laufen nach allen Krümmungen und Wendungen mit den Gassen fort. Dies hat freilich in Rücksicht der Fahrt keine Unbequemlichkeit, denn da verstehen die Gondolieri das Ding; aber es hat eine große für die Augen und Nasen. Da man alle Unreinigkeiten, alles Geschabte und Gekratzte und Gefegte und Gerupfte in die Kanäle wirft und so den weiten Fluten des Meeres überantwortet, da ferner die Kloake und Kommoditäten und wie die Dreckschlünde alle heißen mögen, in diese Kanäle führen, so hat man oft ebenso widerliche Anblicke als Gerüche, die in den heißesten Monaten des Jahres noch ärger sein müssen. Diese Kanäle nun machen die Gassen so eng und schief und sperren sie oft ganz, so daß man weite Umwege machen muß, wenn grade keine Gondel bei der Hand ist oder der Marschierende nicht von der Art ist, daß er seine fünf, zehn, zwanzig Soldi aus der Tasche hervorlangen kann. Für den Fremden vollends ist es äu-

SLUB
Wir führen Wissen.

ßerst schlimm, sich in diesem Chaos zurechtzufinden, obgleich alle Kanäle und Gassen reichlich mit Namen versehen sind. Nirgends kann man empor und um sich sehen, um durch einen Turm oder desgleichen seine Richtung zu bestimmen, die sich bei dem vielen Hinundhergehen nur zu leicht verliert. Oft kommt man in eine calle, wo man nicht weiter kann, oder an einen Kanal, der den Weg sperrt; doch warnen einen die Leute durch ein non puo passar qui. So liegt denn die schöne Venezia gleich einem Klumpen Antiquitäten auf den Wellen zusammengedrängt. Nirgends in der Stadt ist ein großer Platz, der einen Ruhepunkt gebe. Die kleinen, die man bei Kirchen und andern großen Gebäuden findet, sind nicht zu rechnen; sie sind überdem häßlichen Geschäften gewidmet. Schmutzige und zerrissene Wäsche hängt dort an langen Seilen oder man brät Kürbisse, Kastanien, rührt und kocht Polenta, klopft alte Kleider und Lumpen aus und was der widerlichen Dinge mehr sind. Auf zerfressene Gesichter, Lahme und Krüppel und solche, die ins Spital der Incurabili gehören, darf man zu dem immer rechnen, wo irgendein Platz für sie ist.

Für alles dieses nun, was in andern Städten ist und nicht in Venedig, gibt es einen Platz, den es jeder Stadt kühn unter die Augen stellen kann, dies ist der Sankt-Markus-Platz. Dies ist ein schönes Oblongum, das doch an einem Ende etwas schmäler ausläuft. Auf dem breiteren Ende steht die prächtige Sankt-Markus-Kirche mit ihren fünf Kuppeln, ihr gegenüber die niedliche, kleine Kirche Sankt Geminian. Zu beiden Seiten laufen die schönen Staatsgebäude hin, die un-

ter dem Namen Prokuratorien bekannt sind. Rechts sind die neuen, links die alten Prokuratorien. Sie sind zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Meistern, aber doch meistens in einem Geiste gebaut und geben dem Platze eine herrliche Zierde. Unten sind Loggien oder Portikus, wo man alle Tage und alle Stunden des Tages Spazierende findet, und zu ebener Erde hinter diesen trifft man die niedlichen Casini und Kaffeehäuser, die vielleicht keine Stadt an einem so schönen Platz nebeneinander hat. Sie sind fast alle sehr artig und manche schimmernd und prächtig möbliert und geben, da sie bis in die sinkende Nacht erleuchtet sind, dem Platze gar ein heiteres Ansehen. Doch nicht bei Tage, sondern des Abends muß man diesen einzigen Platz in der Welt zuerst sehen, um den ganzen großen Eindruck mitzunehmen. An der linken Seite steht der Kampanile oder Glockenturm von St. Marko, dem man dreihundertdreißig Fuß Höhe gibt. Unten sind hübsche, kleine Gemächer, die man aber in gemeine Krambuden verwandelt und unten umher mit Unrat recht italienisch besudelt hat. Dieser Turm würde an einer andern Stelle sehr hübsch sein, aber hier taugt er nicht, weil er die Aussicht und Symmetrie des Platzes stört. Gleich von dem Platze geht man an der Markuskirche vorbei, zwischen dem Palaste des Dogen und der Münze und Bibliothek über einen andern feinen Platz, den Broglio, ans Meer. Hier stehen zwei prächtige Granitsäulen. Auf der einen prangt der venezianische Löwe, auf der andern der Schutzheilige der Stadt. Ebenso stehen am Ende des großen Platzes vor der Markuskirche drei gewal-

tige Masten mit großen Flaggen auf einem Fußgestell aus Bronze, worauf man sehr feine Hautreliefs sieht. Ich fragte, was dies bedeute, aber man wußte nichts. Vielleicht spielt es auf die ehemalige Meeresherrlichkeit der Stadt an. Hier sieht man auch am Ende der Prokuratorien eine große Uhr, worauf wieder der goldene Löwe prangt.

Dieser Platz ist unstreitig durch seine Lage und seine Umgebung einer der ersten in der Welt und auch das Schönste, was Venedig aufweist. Seine zweite beste Gegend ist der Ponte rialto über dem Großen Kanal, aus einem Bogen über dreißig Fuß offen geführt. Für einen Architekten indessen mag diese Brücke wohl viel mehr sein als für den bloßen Zuschauer. Die gewöhnlichen Beschreibungen sind offenbar zu pomphaft. Man mag darauf stehen oder darunter durchfahren, es erregt kein Gefühl des Erhabenen wie andre große Kunstwerke. Ich denke, die meisten Beschreiber haben in der Idee des Meisters geschrieben, der den weiten Bogen wölbte und der Schwierigkeit der Arbeit das gegeben, was die Größe des Anblicks nicht hervorbringt. Immer hat man eine feine Aussicht von der Brücke über den Großen Kanal, der mit einer Menge Schiffe, Boote, Barken und Gondeln bedeckt ist. Zu beiden Seiten dieses Kanals läuft auch eine schmale Straße hin, die man an den kleinen Kanälen nicht findet. An diesem Großen Kanal stehen die besten Häuser und viele Paläste Venedigs, und von hier an bis zum Markusplatz ist das lustigste und lebendigste Gewimmel des Handels und Gewerbes der Stadt. In dieser Gegend ist die Börse

und das sogenannte Deutsche Haus, ein Denkmal des alten, blühenden Handels der germanischen Nation. Man sieht noch viele Überreste der prächtigen alten Zimmerverzierung, woran die besten Maler der Zeit mitgearbeitet hatten. Aber diese Gemälde sind unverantwortlich gemißhandelt und vernachlässigt, beschmutzt und zerrissen, so daß man, wie vom alten Handel, so von der alten Kunst nur die traurigen Ruinen sieht. Diesen Großen Kanal entlang zu fahren, ist eine rechte Lust, und wenn der Reisende dieses fleißig getan hat und am Meere und auf dem Markusplatz sich herumtummelt, so kann er das beste Tote und Lebendige in Venedig zu sehen bekommen. Die Gegend am Meer vom Palast des Dogen bis zum Rio dell' arsenale ist noch ganz hübsch und ein muntrer Spaziergang, wo man die Tätigkeit und das Gewimmel des Seelebens sieht. Denn dort liegen eine Menge Schiffe am Bollwerke, und Boote, Nachen und Gondeln fahren hin und her über das Meer und von und nach den Schiffen und Inseln. Diese Meerseite heißt Il rio de' Schiavoni.

Carl Woyda

Der Autor der 1802 anonym erschienenen „Briefe über Italien, geschrieben in den Jahren 1798 und 1799“ ist Carl Woyda, der Verfasser der Vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris. Er gibt als erster überschwängliche Begeisterung und ausgesprochene Untergangsstimmungen in seltsamer Verbindung mit trivialem Realismus. Es ist alles bei ihm ein wenig überhöht und gleichsam durch eine farbige Brille gesehen, von einem wahren Vorläufer des 19. Jahrhunderts. Auch dieses Porträt Venedigs darf im vollständigen Gesamtbilde nicht fehlen. Es ist leicht zu bemerken, daß Woyda die Briefe des Präsidenten de Brosses gekannt und benutzt hat, jedoch ohne einen Funken seines überlegenen Humors.

Venedig 1798

Der Große Kanal ist eine der breitesten, schönsten und volkreichsten Straßen von Venedig. Von unsern Fenstern kann ich ihn beinah ganz übersehen; rechts erblicke ich die Rialtobrücke mit ihren kühnen Schwibbogen, und links sehe ich hinunter bis in den Punkt, wo sie sich mit einer Querstraße verbindet. Die meisten ansehnlichen Wirtshäuser liegen an derselben, mehrere Paläste und Kirchen. Sie nehmen sich aber alle nicht gut aus, denn ihre Bauart ist entweder sehr altväterisch, oder sie sind zu dunkel angestrichen, welches ihnen ein düsteres Ansehen gibt. Der Kanal ist unaufhörlich mit Gondeln bedeckt, die sich alle Augenblicke kreuzen, ohne sich im größten Gedränge zu berühren. Dies gewährt ein sonderbares Schauspiel, dem ich vom Fenster stundenlang zusehen

SLUB
Wir führen Wissen.

kann. Bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit der Gondolieri, und die Beispiele von Unglück sind weit seltener als in Städten, wo man alle Augenblicke gerädert zu werden befürchten muß. Die Gondeln sind alle schwarz bedeckt, so verlangten es ehemals die Gesetze des Staates; nur den fremden Gesandten stand es frei, sie mit Tüchern von andern Farben zu behängen. Ich weiß nicht, ob die österreichische Regierung auch noch darauf besteht, aber bis jetzt erinnere ich mich nicht, eine andere gesehen zu haben. Sie sind auch fast alle von gleicher Größe, zu zwei oder vier Personen. Die Sitze im Innern sind ebenfalls schwarz und mit einer Lehne versehen, daß man bequem darin liegen kann. Zu beiden Seiten derselben sind Schieber, die man nach Willkür offen oder zu halten kann, je nachdem man sich umsehen oder nicht erkannt sein will. Zu geheimen Avantüren sind die Gondeln weit geschickter wie unsere Wagen, und ich bin überzeugt, hätte der Herzog von Richelieu in Venedig gelebt, er würde weit besser seine Rechnung dabei gefunden haben als bei den Pariser Fiacres. Dürften und wollten die Gondolieri erzählen, von wo sie Augenzeugen und Handlanger gewesen sind, wieviel Geschichten würden alsdann nicht an den Tag kommen, die mancher gute, ehrliche Ehemann für ganz unmöglich halten mag. Aber Verschwiegenheit und Treue gehören zu ihren Haupttugenden und ein Fremder so gut wie ein Einheimischer darf nicht befürchten, von ihnen verraten zu werden – er müßte denn etwas gegen den Staat zu unternehmen im Sinne führen.

Auch die Kleidung der Venezianerinnen schützt sie

sehr vor Entdeckungen. In ihren Zendalo gehüllt, der oft das ganze Gesicht bedeckt und dessen Enden hinten auf dem Rücken in einen Knoten zusammengeschürzt werden, hält es sehr schwer, sie auf den Straßen zu erkennen. Die höheren Klassen, habe ich bemerkt, tragen ihn jedoch entweder gar nicht oder, wenn sie es tun, so geschieht es nur bei den Morgenvisiten. Diese Beobachtung kann ich von meinem Fenster alle Augenblicke machen; wer von jenseits dem Großen Kanale auf dem Markusplatze, in dessen Nähe alle Märkte gehalten werden, etwas einzukaufen oder im Hafen Geschäfte hat oder in die Markuskirche gehen will, läßt sich dem Cassino de Pommi gegenüber einschiffen und steigt neben demselben wieder aus. Da sehe ich Mönche und Nonnen, Mägde und Bediente, Herren in Mäntel gehüllt und Frauen mit dem Zendalo verschleiert, alte Koketten und junge Weiber in bunter Mischung, bald einzeln, bald mehrere zusammen über den Kanal setzen und entweder dem Markusplatze oder ihren Wohnungen zueilen. Sie sind, dies bilde ich mir ein, von niemand erkannt, wenigstens scheinen sie alle mehr oder weniger maskiert zu sein.

Dieses war bis jetzt noch meine gewöhnliche Morgenunterhaltung; den Tag über erlaubt es nicht die Hitze und noch mehr der üble Geruch, den der Kanal ausdünstet, an dem Fenster zu liegen. Dieses ist eine Unbequemlichkeit, an welcher man gegenwärtig, wo die Kanäle schon lange nicht gereinigt worden sind, außerordentlich leidet und die der Gesundheit sehr nachteilig ist. Zur Zeit der Ebbe ist der Geruch am

stärksten. Das Wasser tritt alsdann um mehrere Schuhe von den Häusern zurück, und da man alle Unreinigkeiten nur zur Haustür hinauszuschütten pflegt, so geschieht es nicht selten, daß sie das seichte Wasser nicht sogleich wegspült, wo sie alsdann, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, bis die Flut wieder eintritt, ganz frei liegen bleiben. Diese findet sich alle vierundzwanzig Stunden sehr regelmäßig ein, und wenn man Zeit und Geduld dazu hat, so kann man ihren allmählichen Eintritt an dem Steigen des Wassers sehr genau bemerken.

Elisabet Vigée-Lebrun

Neben der Venezianerin Rosalba Carriera und der Deutschen Angelika Kauffmann ist Elisabet Vigée-Lebrun (Paris 1755 bis 1842) die dritte bedeutende Malerin des 18. Jahrhunderts.

Sie erlebt Venedig in Gesellschaft von Denon, der bald als napoleonischer Kunstkommissar einen bösen Ruhm gewinnen sollte. In ihren „Souvenirs de ma vie", die 1835 bis 1837 erschienen, bringt sie mit Anmut kleine Szenen und Vorfälle graziös ausgestaltet, als eine echte Pariserin des alten Regimes.

Ich brannte vor Verlangen, Venedig kennenzulernen und traf am Vorabend des Himmelfahrtstages dort ein. Wieviel man mir auch von dem seltsamen Anblick der Stadt erzählt hatte, nur die eigene Anschauung konnte mir erst einen richtigen Begriff davon geben, und ich bekenne, daß mich der Anblick ebensosehr überraschte als bezauberte. Im ersten Augenblick denkt man nur eine überschwemmte Stadt zu sehen, doch die herrlichen, im gotischen Stil erbauten Paläste, deren Mauern von schönen Kanälen umspült werden, bringen durch ihre Eigentümlichkeit eine großartige, entzückende Wirkung hervor. Die Rialtobrücke vor allem erregte mein Staunen; sie besteht aus einem einzigen Bogen und hat eine Länge von neunundachtzig Fuß. Ich erinnere mich noch, als ich hinüberging, einen armen, sehr alten Mann gesehen zu haben, der auf einer schlechten Violine herumkratzte und einen kleinen fünf- oder sechsjährigen Jungen dazu singen ließ, der schluchzte. Vielleicht leidet das arme Kind Hunger, dachte ich, und beeilte mich, ihm eine kleine Summe einzuhän-

digen, denn ich wünschte, jeder möchte unter diesem blauen Himmel und in dieser schönen Stadt fröhlich sein. Es bedurfte einiger Zeit, bevor ich mich an die Menge schwarzer Barken, die man an Stelle von Wagen benutzt, und in denen man sich an den Türen der Häuser ein- oder ausschifft, gewöhnen konnte. Es hätte mir besser gefallen, wenn ihre Farbe weniger trübselig gewesen wäre, aber nur die Gesandten dürfen sich farbiger Barken bedienen.

M. Denon, den ich von Paris her kannte, suchte mich sogleich auf, als er von meiner Ankunft hörte. Sein Geist und seine bedeutenden Kenntnise auf allen Gebieten der Kunst machten ihn zum liebenswürdigsten Cicerone, und ich war sehr glücklich über diese Begegnung. Gleich am folgenden Morgen, am Himmelfahrtstage, nahm er mich auf den Kanal mit, wo sich die Vermählung des Dogen mit dem Meere vollzog. Der Doge sowie alle Senatsmitglieder befanden sich auf einem innen und außen vergoldeten Fahrzeuge, Bucentoro genannt, von vielen Barken umgeben, von denen einige mit Musikern besetzt waren. Der Doge und die Senatoren waren schwarz gekleidet und trugen weiße Allongeperücken. Als der Bucentoro an der für die Vermählungsfeier bestimmten Stelle angekommen war, zog der Doge einen Ring von seinem Finger und warf ihn in das Meer; in demselben Augenblick verkündeten tausend Kanonenschläge der Stadt und ihrer Umgebung die feierlich vollzogene Vermählung, die mit einer Messe endet.

Eine große Menge Fremder wohnte der Zeremonie bei. Unter anderen fand ich dort den Prinzen August

von England sowie die reizende Prinzessin Joseph de Monaco, die im Begriff stand, nach Frankreich zu ihren Kindern zurückzufahren und die ich in Venedig zum letztenmal sah.

Am Abend dieses Festtages sahen wir dem Ringkampf der Gondelführer zu. Man kann sich keinen Begriff von der Geschicklichkeit und Lebhaftigkeit dieser Art Leute machen, es ist sehr amüsant, sie zu beobachten. Später wurde der Sankt-Markus-Platz und der Markt festlich erleuchtet. Illumination und Jahrmarkt dauerten vierzehn Tage lang.

Den nächsten Tag stellte M. Denon mich seiner Freundin, Madame Marini, vor, die in der Folge den Grafen Albridgi heiratete. Sie war liebenswürdig und geistvoll. Noch an demselben Abend schlug sie mir vor, sie ins Café zu begleiten; ich war einigermaßen überrascht, da ich den Brauch des Landes nicht kannte, aber ich wurde es noch viel mehr, als sie zu mir sagte: „Haben Sie denn keinen Freund, der Sie begleitet?“ und auf meine Antwort, daß ich allein mit meiner Tochter und ihrer Gouvernante hier sei, erwiderte: „Nun, es muß wenigstens den Anschein haben, als ob Sie einen hätten, ich werde Ihnen also M. Denon überlassen, der Ihnen den Arm geben wird, und ich werde den Arm eines andern nehmen. Man wird dann freilich glauben, ich hätte mich mit ihm überworfen, und das wird so lange dauern, als Sie hier bleiben, doch können Sie nicht ohne Freund hinkommen.“

So befremdlich mir auch dies Abkommen erschien, paßte es mir doch sehr gut, denn ich erhielt auf diese Art einen der angenehmsten Franzosen als Führer,

angenehm zwar nicht in bezug auf sein Gesicht, denn M. Denon ist immer, auch als er sehr jung war, ziemlich häßlich gewesen, doch hat ihn das, wie man sagt, nicht gehindert, einer großen Anzahl hübscher Frauen zu gefallen. Wie dem auch sei, „mein Freund“ führte mich zuerst nach dem Palast, um die Meisterwerke, die Venedig in bedeutender Anzahl besitzt, kennenzulernen. In dem größten Saal der Gebäude der Brüderschaft verweilte ich voller Entzücken vor den Alfreskomalereien Tintorettos. Besonders die Kreuzigung Christi ist wundervoll, und gerade in Venedig lernt man den großen Maler schätzen, der in seinen schönen Entwürfen Zeichnung, Farbe und Ausdruck zu vereinen versteht. Im ersten Saal ist die Flucht nach Ägypten sehr bemerkenswert, die Landschaft ist herrlich gemalt.

Darauf besuchten wir die mit den schönsten Arbeiten von Tintoretto, Paolo Veronese, Bassano und Tizian angefüllten Kirchen. In der Kirche Sankt Johannes und Sankt Paulus befindet sich der Märtyrertod des heiligen Petrus; die fünf Gestalten des Bildes, von denen zwei Engel darstellen, sind alle höchst ausdrucksvoll, und die Gegend ist ganz entzückend. Die im gotischen Stile erbaute Sankt-Markus-Kirche hat als Sinnbild den Löwen. Die Bogen der Vorderseite werden von einer Menge Marmor- und Porphyrsäulen getragen; die berühmten vergoldeten Pferde vollenden den Schmuck; aber die Pferde, obgleich antike Arbeit, sind reichlich unvollkommen. Sie waren auch in Paris.

Es ist unmöglich, all die verschiedenen Schätze, die

in der Kirche sind, einzeln zu erwähnen; die goldenen Wölbungen, die Scheidewände von Jaspis, Porphyr, Alabaster und grünem Marmor, die Bilder und Basreliefs machen aus der Markuskirche eine wahre Schatzkammer.

M. Denon führte mich auch zu einem alten Senator, bei dem ich eine schöne Danae von Correggio sah, ein Stoff, den der Maler mehrfach ausgeführt hat, und zwölf Pastellporträts von der Rosalba, die durch Farbe und Naturtreue in Erstaunen setzen. Die Porträts stellen Familienmitglieder des Senators dar, sie sind niemals von ihrer Stelle gerückt worden und so gut erhalten, daß sie noch ihre volle Frische besitzen. Ein einziges würde genügen, um einen Maler berühmt zu machen.

Am meisten verkehrte ich in Venedig mit der spanischen Gesandtin, die mir sehr viel Freundlichkeiten erwies. Sie nahm mich ins Theater mit, wo wir dem ersten Auftreten einer schönen, höchstens fünfzehn Jahre alten Schauspielerin beiwohnten, die in Gesang und Ausdrucksfähigkeit Erstaunliches leistete. Auch bei dem letzten Konzert war ich zugegen, das Paccherotti, der berühmte Sänger, ein Muster italienischer Sangeskunst, gab. Er war noch in voller Kraft, aber seit dem Tage, von dem ich spreche, hat er nie mehr öffentlich gesungen. Dennoch muß ich sagen, daß keine Musik der gleichkam, die ich in einer Kirche Venedigs hörte. Die einfachen, melodiösen Gesänge wurden von ganz jungen Mädchen ausgeführt, deren frische, schöne Stimmen wahrhaft himmlisch klangen. Die Sängerinnen standen auf erhöhten, vergitterten

Tribünen, so daß man sie nicht sehen konnte; mir erschien es, als käme die Musik vom Himmel und würde von Engeln gesungen.

Nach dem Konzert von Paccherotti teilte man uns mit, daß sich in einem nahe dem Theater gelegenen Saal ein Improvisator von Ruf hören ließe; ich hatte dergleichen noch nie vernommen, daher gingen wir hin; aber der Mensch machte auf mich den Eindruck eines Besessenen, er lief hin und her und schrie seine Stegreifdichtungen überlaut ins Publikum hinein, so daß ihm große Schweißtropfen herabperlten, außerdem trug er sie so schnell vor, daß meine Tochter, die sehr gut italienisch sprach, nicht ein Wort von dem, was er sagte, verstand. Er flößte uns Angst ein, so wütend sah er aus. Ich für mein Teil hielt ihn für toll, und sein ganzes Talent schien sich darauf zu beschränken, Schrecken zu erregen.

Als M. Denon meine Sybille gesehen hatte, bat er mich dringend, sie bei ihm auszustellen, um sie seinen Bekannten zu zeigen. Daraus folgte, daß sehr viele Fremde hingingen, um sich das Gemälde anzusehen, das zu meiner lebhaften Befriedigung viel Beifall in Venedig fand.

M. Denon bat mich dann noch, das Porträt seiner Freundin, Madame Marini, zu malen, es machte mir ein großes Vergnügen, die hübsche Frau mit dem überaus lebhaften Gesicht zu porträtieren.

Bevor ich Venedig verließ, wollte ich noch den berühmten, in der Nähe liegenden Friedhof kennenlernen. Ein Freund M. Denons erbot sich, mich dorthin zu begleiten, und wir beschlossen, die Fahrt bei Mond-

schein zu unternehmen. Noch an demselben Abend bestiegen wir eine Barke, die uns nach dem Friedhof der Engländer brachte; er ist sehr einfach, die Leichensteine sind meist von weißem Marmor und alle aufrecht stehend. Der Mond wurde ab und zu durch darüber hinziehende Wolken verdunkelt; dann schien es, als ob die Grabsteine sich bewegten.

Unser Hauptzweck aber war es, in die Einfriedigung zu kommen, in der die venetianischen Gräber liegen; ein großer Teil davon stammt noch aus der Zeit der Gründung Venedigs, doch leider war das Tor verschlossen. Wir umgingen einen Teil der Ringmauer und hatten das Glück, ein Stück eingefallen zu finden. Die herabgefallenen Steine benutzten wir als Stufen, die uns den Eintritt in den unermeßlich großen Aufenthaltsort der Toten erleichterten. Der Anblick des ehrwürdigen Ortes ließ uns in tiefes Schweigen versinken. Wir schritten nach allen Richtungen quer durch die kolossalen Grabsteine hin, doch konnten wir bei dem schwachen Mondlicht nicht die Einzelheiten würdigen, und als wir alles, was uns zu erkennen nur irgend möglich war, gesehen hatten, gedachten wir, nach Venedig zurückzukehren, mußten dazu aber unsere Öffnung in der Mauer wiederfinden. Fast eine ganze Stunde lang suchten wir sie vergeblich. In der Nähe des Friedhofs gibt es keine Wohnungen, wir hörten nur die Glocke einer ziemlich fern liegenden Kirche, die einen sehr melancholischen Klang hatte. Wir fanden es indes nicht sehr heiter, die ganze Nacht hier zuzubringen. Endlich entdeckte ich den Durchbruch in der Mauer, und wir waren

glücklich, den Weg zu den Lebenden wiedergefunden zu haben. Nur zwei Schildwachen begegneten wir, die uns vorbeigehen ließen, ohne „Wer da!“ zu rufen. Ohne Zweifel hielten sie uns für zwei Liebende, die man in Italien stets mit Rücksicht behandelt. Wir beeilten uns, unsere Barke wieder zu erreichen und kamen erst um drei Uhr morgens nach der Stadt zurück.

Venedig ist mir in sehr angenehmer Erinnerung geblieben, obgleich ich dort fünfunddreißigtausend Franks verlor, und zwar auf folgende Art: ich hatte auf der Bank meine Ersparnisse von Rom und Neapel niedergelegt, die ich aus Nachlässigkeit nicht rechtzeitig abhob. M. Sacaut, den ich in Neapel als Sekretär der Gesandtschaft bei Baron de Talleyrand kennenlernte und der unter der Republik französischer Minister in Florenz war, hatte die Freundlichkeit, sich mit meinen Geldangelegenheiten zu beschäftigen, damit ich mich ausschließlich meiner Kunst hingeben konnte. Da er besser als ich voraussah, was sich bald in Europa ereignen würde, hörte er nicht auf, mir anzuraten, ich möge meine Gelder aus Venedig zurückziehen. „Ach!“ sagte ich zu ihm, „Republikaner werden doch nicht eine Republik angreifen.“ Er kam eines Morgens zu mir und sah auf meinem Tisch mehrere Briefe liegen, die ich eben nach Paris geschrieben hatte. „Ich hoffe sehr“, sagte er, „daß Sie darunter einen Brief für Venedig haben?“ – „Meiner Treu, nein!“ – „An wen schreiben Sie denn das alles?“ – „Nun, an meine Freunde.“ – „Gibt es denn Freunde?“ antwortete er, indem er mißbilligend den Kopf schüttelte. Wie man daraus ersieht, war der

gute M. Sacaut nicht gerade gefühlvoll, aber er war in der Vorsicht wie in der Politik mir überlegen. Damals, als die französische Armee unter dem General Bonaparte sich Venedigs bemächtigt hatte, wurden die goldenen Pferde, die Gemälde, der Staatsschatz ebenso wie die Bank fortgenommen. Ich hörte, Bonaparte habe zu M. Haler, dem Bankier gesagt, er wünsche, daß man meine Gelder aufhebe und mir eine Rente davon zahle; aber wie das so oft in solchen Fällen geschieht, sobald Bonaparte fort war, konnten die wiederholten Beteuerungen von M. Haler doch nicht dem Befehl des Generals Anerkennung verschaffen; mein Geld wurde nach Mailand überführt, und ich habe nichts davon gehabt als ein Einkommen von zweihundertfünfzig Franks für ein Kapital von vierzigtausend. Venedig ist darum aber nicht weniger merkwürdig, und ich bin glücklich, es gesehen zu haben.

Johann Gottfried Seume

Den Zusammenbruch der längst zerbröckelten Weltmacht unter dem Hammer Napoleons erlebt der sächsische Spaziergänger nach Syrakus, Johann Gottfried Seume (Poserna bei Weißenfels 1763 bis 1810 Teplitz). Er ist gut gegenwartsverbunden, hat ein gesundes Soldaten- und Wandererherz, das er in romantischer Liebe an die Hebe von Canova verliert. Er sieht sie im Palazzo der geistvollen Gräfin Isabella Teotochi-Albrizzi, der Gönnerin Canovas, die dessen Opere di scultura e di plastica in Florenz 1809 herausgegeben hat.

3. bis 12. Februar 1802

Den dritten Februar, wenn ich mich nicht irre, kam ich in Venedig an und lief sogleich den Morgen darauf mit einem alten, abgedankten Bootsmanne, der von Lissabon bis Konstantinopel und auf der afrikanischen Seite zurück die ganze Küste kannte und jetzt den Lohnbedienten machen mußte, in der Stadt herum, sah mehr als zwanzig Kirchen in einigen Stunden, von der Kathedrale des Heiligen Markus herab bis auf das kleinste Kapellchen der ehemaligen Beherrscherin der Adria.

Wenn ich Künstler oder nur Kenner wäre, könnte ich Dir viel erzählen von dem, was da ist und was da war. Aber das alles ist Dir wahrscheinlich schon aus Büchern bekannt; und ich würde mir vielleicht weder mit der Aufzählung noch mit dem Urteile große Ehre erwerben.

Der Palast der Republik sieht jetzt sehr öde aus, und der Rialto ist mit Kanonen besetzt. Auch am Ende

des Markusplatzes, nach dem Hafen zu, haben die Österreicher sechs Kanonen stehen, und gegenüber auf Sankt George hatten schon die Franzosen eine Batterie angelegt, welche die Kaiserlichen natürlich unterhalten und erweitern.

Die Partie des Rialto hat meine Erwartung nicht befriedigt; aber der Markusplatz hat sie, auch so, wie er jetzt noch ist, übertroffen.

Das Traurigste ist in Venedig die Armut und Bettelei. Man kann nicht zehn Schritte gehen, ohne in den schneidendsten Ausdrücken um Mitleid angefleht zu werden, und der Anblick des Elends unterstützt das Notgeschrei des Jammers. Um alles in der Welt möchte ich jetzt nicht Beherrscher von Venedig sein; ich würde unter der Last meiner Gefühle erliegen. Schon Küttner hat viele Beispiele erzählt, und ich habe die Bestätigung davon stündlich gesehen.

Die niederschlagendste Empfindung ist mir gewesen, Frauen von guter Familie in tiefen, schwarzen, undurchdringlichen Schleiern knieend vor den Kirchtüren zu finden, wie sie, die Hände gefaltet auf die Brust gelegt, ein kleines hölzernes Gefäß vor sich stehen haben, in welches die Vorübergehenden einige Soldi werfen. Wenn ich länger in Venedig bliebe, müßte ich notwendig mit meiner Börse oder mit meiner Empfindung Bankrott machen.

*

Jetzt ist meine Seele voll von einem einzigen Gegenstande, von Canovas Hebe. Ich weiß nicht, ob Du die liebenswürdige Göttin dieses Künstlers schon

kennst; mich wird sie lange, vielleicht immer beherrschen.

Fast glaube ich nun, daß die Neuen die Alten erreicht haben. Sie soll eins der jüngsten Werke des Mannes sein, die ewige Jugend. Sie steht in dem Hause Alberici, und der Besitzer scheint den ganzen Wert des Schatzes zu fühlen. Er hat der Göttin einen der besten Plätze, ein schönes helles Zimmer nach dem großen Kanal angewiesen.

Ich will, ich darf keine Beschreibung wagen; aber ich möchte weissagen, daß sie die Angebetete der Künstler und ihre Wallfahrt werden wird. Noch habe ich die Mediceerin nicht gesehen; aber nach allen guten Abgüssen von ihr zu urteilen, ist hier für mich mehr als alle veneres cupidinesque.

— Du denkst wohl, daß ich bei dem marmornen Mädchen etwas außer mir bin; und so mag es allerdings sein. Der Italiener betrachtete meine Andacht ebenso aufmerksam wie ich seine Göttin. Diese einzige Viertelstunde hat mir meine Reise bezahlt; so ein sonderbar enthusiastischer Mensch bin ich nun zuweilen. Es ist die reinste Schönheit, die ich bis jetzt in der Natur und in der Kunst gesehen habe, und ich verzweifle, selbst mit meinem Ideale höher steigen zu können. Ich muß Canovas Hände küssen, wenn ich nach Rom komme, wo er, wie ich höre, jetzt lebt.

Das goldene Gefäß, die goldene Schale und das goldene Stirnband haben mich gewiß nicht bestochen; ich habe bloß die Göttin angebetet, auf deren Antlitz alles, was der weibliche Himmel Liebenswürdiges hat, ausgegossen ist. In das Lob der Gestalt und Glieder

und des Gewandes will ich nicht eingehen; das mögen die Geweiheten tun.

In dem nämlichen Hause steht auch noch ein schöner Gipsabguß von des Künstlers Psyche. Sie ist auch ein schönes Werk; aber meine Seele ist zu voll von Hebe, um sich zu diesem Seelchen zu wenden. In dem Zimmer, wo der Abguß der Psyche steht, sind rund an den Wänden Reliefs in Gips von Canovas übrigen Arbeiten.

Eine Grablegung des Sokrates durch seine Freunde. Die Szene, wo der Verurteilte den Becher nimmt. Der Abschied von seiner Familie. Der Tod des Priamus nach Virgil. Der Tanz der Phäaken in Gegenwart des Odysseus, wo die beiden tanzenden Figuren vortrefflich sind; und die opfernden Trojanerinnen vor der Minerva unter Anführung der Hekuba.

Alles ist eines großen und weisen Künstlers würdig; aber Hebe hat sich nun einmal meines Geistes bemächtigt, und für das übrige nichts mehr übriggelassen. Wenn der Künstler, wie man glaubt, nach einem Modell gearbeitet hat, so möchte ich für meine Ruhe das Original nicht sehen. Doch, wenn dieses auch ist, so wird seine Seele gewiß es erst zu diesem Ideal erhoben haben, das jetzt alle Anschauer begeistert.

Da meine Wohnung hier nahe am Markusplatz ist, habe ich fast stündlich Gelegenheit, die Stellen zu sehen, auf welchen die berühmten Pferde standen, die nun, wie ich höre, den konsularischen Palast der Gallier bewachen sollen. Sonderbar; wenn ich nicht irre, erbeuteten die Venezianer in Gesellschaft mit den

Franzosen diese Pferde nebst vielen andern gewöhnlichen Schätzen. Die Venezianer ließen ihren Verbündeten die Schätze und behielten die Pferde; und jetzt kommen die Herren und holen die Pferde nach.

Wo ist der Bräutigam der Braut, der jährlich sein Fest auf dem Adriatischen Meere feierte? Die Briten gingen seit ziemlich langer Zeit schon etwas willkürlich und ungebührlich mit seiner geliebten Schönen um; und nun ist er selbst an der Apoplexie gestorben, und ein Fremder nimmt sich kaum mehr Mühe, seinen Bucentaur zu besehen.

Venedig wird nun nach und nach von der Kapitale eines eigenen Staats zur Gouvernementsstadt eines fremden Reichs sich modifizieren müssen; und desto besser für den Ort, wenn dieses sanft, von der einen Seite mit Schonung und von der andern mit gehöriger Resignation geschieht.

Frau von Staël

Frau von Staël (Paris 1766 bis 1817) schreibt ihr Italienbuch, das meisterhaft von ihrem Freunde Friedrich Schlegel verdeutscht worden ist, als politische Schrift in freiheitlich-aufklärendem Sinne. Sie mischt die düsteren Stimmungen ein, die seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts und der österreichischen Fremdherrschaft den Reisenden als traditionelle Lokalfärbung umgeben.

Corinna oder Italien 1807

Man schifft sich auf der Brenta ein, um nach Venedig zu gelangen; von beiden Seiten des Kanals stehen die Paläste der Venetianer, die groß sind und ein wenig verfallen, wie die italienische Pracht überhaupt. Ihre wunderlichen Verzierungen erinnern durch nichts an den antiken Geschmack. In der venezianischen Architektur merkt man den Verkehr mit dem Orient; es ist eine Vermischung des maurischen und gotischen Geschmacks, der die Neugierde reizt, ohne der Phantasie gefällig zu sein.

Die Pappel, dieser architektonisch-regelmäßige Baum, umfaßt beinah überall den Kanal. Das tiefe Blau des Himmels macht einen lebhaften Gegensatz mit dem glänzenden Grün der Landschaft; der übermäßige Überfluß des Wassers unterhält dieses Grün; Himmel und Erde haben so schneidende Farben, daß diese Natur selber das Ansehen einer eigentlichen Zubereitung hat; das Geheimnisvolle, Unbestimmte, das wir im südlichen Italien so lieben, trifft man hier nicht an.

Der Anblick Venedigs ist mehr erstaunenswür-

SLUB
Wir führen Wissen.

dig als angenehm. Anfangs glaubt man, eine überschwemmte Stadt zu sehen, und es bedarf des Nachdenkens, um den Geist der Sterblichen zu bewundern, welche diesen Wohnort den Gewässern entrissen.

Neapel ist am Ufer des Meeres im Amphitheater erbaut, Venedig aber steht auf völlig plattem Boden, und die Türme sind wie Mastbäume eines Schiffes, das sich unbeweglich mitten in den Wellen hält.

Eine Traurigkeit bemächtigt sich unsrer bei der Ankunft zu Venedig. Man nimmt Abschied von der Vegetation; kein Fliege ist sichtbar; alle Tiere sind daraus verbannt, der Mensch allein ist da, um gegen das Meer zu ringen.

Eine tiefe Stille herrscht in der Stadt, deren Straßen Kanäle sind, das Geräusch der Ruder ist die einzige Unterbrechung dieser Stille; es ist nicht das Land, denn man sieht keinen Baum; es ist nicht die Stadt, denn man vernimmt nicht die mindeste Bewegung; es ist auch nicht ein Schiff, denn man geht nicht weiter; der Sturm macht ein Gefängnis aus diesem Wohnort, es gibt Augenblicke, wo man weder aus der Stadt noch aus dem Haus gehen kann. Es gibt zu Venedig Leute aus dem geringen Volke, welche nie von einem Viertel der Stadt zum andern gegangen sind, die den St. Markusplatz nicht gesehen haben, für die der Anblick eines Pferdes oder eines Baumes ein wahres Wunder sein würde.

Die schwarzen Gondeln, welche über die Kanäle hingleiten, sehen dem Sarge gleich oder der Wiege, der ersten und der letzten Behausung des Menschen. Des Abends sieht man bloß den Widerschein der La-

SLUB
Wir führen Wissen.

ternen, welche diese Gondeln erhellen, sie selber kann man wegen ihrer schwarzen Farbe nicht unterscheiden. Man möchte sie für Geister halten, die von einem kleinen Stern geleitet über das Wasser hingleiten.

Alles ist geheimnisvoll an diesem Ort, die Regierung, die Gebräuche und die Liebe. Gewiß gibt es viele Freuden für Herz und Geist darin, wenn man es so weit bringt, alle diese Geheimnisse zu durchdringen; die Fremden aber müssen den ersten Eindruck ungemein traurig finden.

Corinna, die an Ahnungen glaubte, und deren erschütterte Phantasie in allem eine Vorbedeutung sah, sagte zu Lord Nelvil:

„Woher die tiefe Melancholie, die mich beim Eintritt in diese Stadt ergreift? Ist es nicht ein Zeichen, daß mir irgendein großes Unglück darin zustoßen wird?“

Indem sie diese Worte sagte, hörte sie aus einer der Inseln der Lagunen drei Kanonenschüsse fallen. Corinna erschrak und fragte ihre Gondelführer, was die Schüsse bedeuten.

„Eine Nonne nimmt heute den Schleier“, antworteten sie, „in einem der Klöster mitten im Meer. Bei uns ist der Gebrauch, daß die Mädchen in dem Augenblick, da sie das geistliche Gelübde ablegen, einen Blumenstrauß hinter sich werfen, den sie während der Zeremonie trugen. Das ist das Zeichen der Entsagung der Welt; und die Kanonenschüsse, die Sie gehört haben, verkündigten diesen Augenblick, indem wir in Venedig einfuhren.“

*

In den letzten Jahren ihrer Existenz erhielt sich die Macht der venezianischen Regierung beinah ganz durch die Macht der Gewohnheit und der Einbildung. Sie war meist furchtbar und war sehr sanft geworden; sie war beherzt gewesen und war jetzt schüchtern. Der Haß gegen sie ward leicht aufgeweckt, weil sie ehedem fürchterlich war; man hat sie mit Leichtigkeit umgeworfen, weil sie es aufgehört hatte zu sein.

Es war eine Aristokratie, welche sich um die Volksgunst bemühte, aber nach der Weise des Despotismus, indem sie dem Volk nicht Aufklärung, sondern Zerstreuung verschaffte.

Indessen machen Zerstreuungen den Zustand eines Volkes ziemlich angenehm, vorzüglich in den Ländern, wo der Sinn für die Freuden der Einbildungskraft sowohl durch Klima als durch die Kunst bis zu der letzten Klasse der Gesellschaft entwickelt worden ist.

Man gab dem Volke nicht die gröberen herabwürdigenden Lustbarkeiten, sondern Musik, Gemälde, Improvisatoren, Feste; die Republik verpflegte ihre Untertanen, wie ein Sultan sein Serail. Man verlangte bloß, was man von Frauen fordert, sich nicht in die Politik zu mischen, nicht die Machthaber zu beurteilen; dafür aber versprach sie ihm viele Ergötzlichkeiten und sogar auch recht viel Ruhm, denn die Beute aus Konstantinopel, womit die Kirchen bereichert sind, die Fahnen von Zypern und Kreta, die auf dem Markte wehen, die korinthischen Pferde ergötzen die Augen des Volkes, und den geflügelten Löwen des heiligen Markus hält es für das Sinnbild seines Ruhmes.

SLUB
Wir führen Wissen.

Da der Grundsatz der Regierung dem Volke alle Beschäftigung mit den politischen Angelegenheiten untersagt, und die Lage der Stadt den Landbau, die Spaziergänge und die Jagd unmöglich machen, so bleibt den Venezianern nichts übrig als Lustbarkeiten; auch ist es wirklich eine Stadt der Lustbarkeiten.

Der venezianische Dialekt ist sanft und leicht wie ein lieblicher Hauch; man begreift nicht, wie die, welche dem Bunde von Cambray Widerstand leisteten, eine so biegsame Sprache reden konnten. Das Italienische ist die einzige europäische Sprache, deren verschiedene Dialekte einen eigenen Geist haben. Man kann Gedichte machen und Bücher schreiben in jedem dieser Dialekte, die sich mehr oder weniger vom klassischen Italienisch entfernen. Unter den mannigfachen Sprachen der verschiedenen Staaten Italiens erzeigt man jedoch nur dem Neapolitanischen, dem Sizilianischen und dem Venezianischen die Ehre, sie zu rechnen; und das Venezianische wird für das originellste und anmutigste unter allen gehalten.

Dieser Dialekt ist sehr lieblich im scherzhaften oder anmutigen Stil; gebraucht man ihn aber in einem ernsthaften Sinn, hört man Verse auf den Tod in diesen zarten, beinah kindlichen Tönen, so glaubt man, das so besungene Ereignis sei nur eine poetische Erfindung.

*

Es sind auch noch Volkssitten und alte Gebräuche übrig; diese Gebräuche setzen immer Ehrfurcht für die Voreltern voraus und eine innere Jugend, die der Vergangenheit und ihrer Rührung nicht müde wird.

Außerdem ist der Anblick der Stadt an sich selbst besonders geeignet, eine Menge von Erinnerungen und Gedanken zu wecken.

Der St. Markusplatz ist ganz von blauen Zelten umgeben, unter denen eine Menge Türken, Griechen und Armenier ruhen, und wird an einer Seite von der Kirche begrenzt, deren Äußeres mehr einer Moschee als einem Christentempel ähnlich ist; dieser Ort gibt uns einen Begriff von dem trägen Leben der Morgenländer, die ihre Tage in den Kaffeehäusern mit Sorbettrinken oder mit Rauchen von allerhand wohlriechenden Dingen verbringen. In Venedig sieht man oft Türken und Armenier in einer offnen Gondel fahren, nachlässig hingelehnt und Töpfe mit Blumen zu ihren Füßen.

Männer und Frauen der vornehmsten Klasse gehen nie aus ohne einen schwarzen Domino übergeworfen zu haben.

Die Gondeln, die immer schwarz sind, wie denn das System der Gleichheit in Venedig vorzüglich bei äußern Dingen stattfindet, werden von Seeleuten gerudert, die weiß gekleidet sind, mit rosenfarbnen Gürteln. Dieser Kontrast hat etwas Auffallendes; als ob die festlichen Kleidungen dem Volke überlassen wären, wären die Großen des Staates sich einer immerwährenden Trauer weihen.

In den meisten Städten Europas muß die Phantasie der Schriftsteller sorgfältig alles aus dem Wege räumen, was dem täglichen Leben angehört, weil unsere Gebräuche und selbst unser Luxus nichts Poetisches hat. Aber hier in der Tat ist nichts der Art gleich-

SLUB
Wir führen Wissen.

gültig; die Kanäle und Gondeln machen ein Gemälde aus den gewöhnlichsten Begebenheiten des Lebens.

Auf der Riva degli Schiavoni begegnet man beständig Marionetten, Marktschreiern oder Erzählern, die sich auf verschiedene Weise an die Phantasie des Volks wenden; besonders verdienen die Erzähler Aufmerksamkeit; gewöhnlich sind es Episoden aus dem Tasso oder Ariost, die sie in Prosa hersagen zur Bewunderung aller, die es anhören. Die Zuhörer sitzen im Kreise um den Redenden her, meistenteils halb nackt, und unbeweglich aus übermäßiger Aufmerksamkeit, man bringt ihnen von Zeit zu Zeit ein Glas Wasser, das sie bezahlen, wie an andern Orten den Wein, und diese einfache Erfrischung ist alles, was diese Leute stundenlang bedürfen, so sehr ist der Geist bei ihnen beschäftigt.

Der Erzähler macht die lebhaftesten Gebärden; er spricht mit lauter Stimme, er gerät in Zorn, in Leidenschaft, und doch sieht man, daß er im Grunde ruhig ist; man könnte ihm zurufen wie Sappho der Bacchantin, die mit kaltem Blute bewegt scheinen wollte: „Nüchterne Bacchantin, was willst du von mir?“

Jedoch ist es nicht Affektation, was in den lebhaften Gebärden der Südländer liegt; es ist eine besondere Gewohnheit, die ihnen von den Römern ist überliefert worden, die auch viel Gebärdensprache hatten, sie hängt zusammen mit ihrer lebhaften, glänzenden und poetischen Gemütsart.

Die Phantasie eines in Lustbarkeiten gefangenen Volkes konnte leicht vom Blendwerk der Macht er-

schreckt werden, womit die Regierung von Venedig sich umgab. Ein Soldat wurde nie gesehen; man drängte sich nach dem Schauspielhause, wenn etwa in einer Komödie einer vorkam mit einer Trommel; ein einziger Häscher von der Staats-Inquisition, mit dem Dukaten an der Mütze, war hinreichend, um dreißigtausend Menschen, die bei einem öffentlichen Feste versammelt waren, zur Ordnung zu verweisen.

Eine schöne Sache wäre es, wenn diese einfache Macht von der Ehrfurcht für die Gesetze herrührte; sie war aber von den geheimen Maßregeln verstärkt, welche die Regierung anwandte, um Ordnung im Staate zu erhalten.

Die Gefängnisse — eine unerhörte Sache — waren im Palast des Dogen selbst; es gab welche unter und über seinem eigenen Gemache.

Das Löwenmaul, worein alle Denunziationen geworfen wurden, befindet sich gleichfalls in dem Palast, in dem das Haupt der Regierung wohnte. Der Saal, in welchem die Staats-Inquisitoren saßen, war schwarz behangen, das Licht fiel bloß von oben hinein; das Urteil glich zum voraus schon der Verurteilung; die Seufzerbrücke, so ward sie genannt, führte vom Palast des Dogen nach dem Gefängnis der Staatsverbrecher.

Indem man über den Kanal fuhr, der unter diesen Gefängnissen hinläuft, hörte man rufen: „Gerechtigkeit! Hilfe!“ und diese ächzenden verworrenen Stimmen konnten nicht erkannt werden.

Wenn ein Staatsverbrecher verurteilt ward, so holte ihn bei Nacht eine Barke ab; aus einer kleinen Tür, die auf den Kanal hinausging, kam er heraus, wurde

SLUB
Wir führen Wissen.

in eine Entfernung von der Stadt gebracht und an einer Stelle der Lagunen ertränkt, wo es verboten war zu fischen. Entsetzlicher Gedanke, wo das Geheimnis noch jenseits des Todes hinausreicht, und dem Unglücklichen nicht einmal die Hoffnung läßt, daß sein Leichnam wenigstens seinen Freunden verkünden werde, daß er gelitten hat und nicht mehr ist!

*

Die Luft und die Lebensart von Venedig sind sonderbar geeignet, die Seele mit Hoffnungen einzuschläfern; das ruhige Schaukeln der Barken macht zu Träumereien und zur Trägheit geneigt.

Oft hört man einen Gondelführer an der Brücke des Rialto eine Stanze aus dem Tasso singen, worauf ein anderer Gondolier ihm am andern Ende des Kanals mit der darauffolgenden Stanze antwortet. Die sehr alte Musik dieser Stanzen gleicht dem Kirchengesange; in der Nähe merkt man das Eintönige darin, aber in freier Luft des Abends, wenn die Töne lange über den Kanal nachhallen, wie der Widerschein der untergehenden Sonne und die Verse des Tasso ihre gefühlvolle Schönheit zu dem Ganzen des harmonischen Gemäldes hinzufügen, dann flößen diese Gesänge eine süße Schwermut ein.

SLUB
Wir führen Wissen.

Franz Grillparzer

Vom jungen Erfolg der Ahnfrau und der klassischen Sappho beschwingt, zugleich durch den Verlust der Mutter erschüttert, tritt Franz Grillparzer (Wien 1791 bis 1872) als Achtundzwanzigjähriger Ende März 1819 seine Italienreise an. „Gelobt sei Gott! Die Stund ist da! | Den Wanderstab in die Hand, | Zu Dir hin geht's, Italia, | Du hochgelobtes Land!"

Reisebegleiter ist der junge Graf Franz Deym. Von allen Stimmen über Venedig, die wir besitzen, klingen Grillparzers Worte am leidenschaftlichsten über das große Weltgeschichtsschicksal des Stadtstaates. Sie sind den Versen Byrons im vierten Gesang des Childe Harold ebenbürtig. Wie aber der feinnervige Dichter in höchster persönlicher Erschütterung zu Weimar bei Goethe in Tränen ausbrechen sollte, so schreckt er in Venedig vor einem Zusammentreffen mit Byron, dessen Ruhm damals Europa widerhallte, in persönlicher Scheu zurück.

Triest, 27. März 1819

Jetzt ist's Nacht; das Meer rauscht still unter meinen Fenstern. Auch der Mond ist untergegangen, und nur die Sterne schauen, sich spiegelnd, in die stille See. Die Schifferjungen singen mehrstimmige Gesänge, kunstlos und zum Teil mit gellenden Stimmen, aber so rein und harmonisch, daß man staunen muß. Eine oft wiederkehrende Diskantpassage klingt äußerst lieblich. Der Gesang hört auf, ich will es auch tun und schlafen gehn.

28. März 1819

Montag abends schifften wir uns um acht Uhr während eines leichten Landwindes ein, der, wenn er

SLUB
Wir führen Wissen.

anhielt, uns eine leidliche Reise versprach. Es war ein kleines Trabaccolo, einem Römer gehörig, das uns aufnahm.

Wir betraten die Kajüte. Gott im Himmel, welch ein Ort! Höchstens sechs Fuß Länge und etwa fünf Fuß Höhe und Breite, dabei ein Teergestank zum Ersticken, und zwei Betten oder vielmehr Hundepolster, auf denen wir zwei Nächte zubringen sollten, denn der Wind, der bei unserer Abreise uns zu begünstigen schien, hörte bald ganz auf und beschränkte uns bloß auf den Gebrauch der Ruder, mit denen wir uns kaum von der Stelle bewegten.

Wie unerträglich die Nacht in unserer Kajüte war, läßt sich mit Worten nicht beschreiben.

29. März 1819

Endlich brach der Morgen an. Taumelnd, schlaftrunken, die Eingeweide umgekehrt von dem unablässigen Schaukeln des Schiffes, trat ich aufs Verdeck und sah die majestätische Sonne hinter den Bergen von Istrien hervorsteigen, aber beinahe ohne Seelenerhebung, so sehr wird das Innere durch den Körper bestimmt.

So ging es fort einen langweiligen Vormittag. Mein ganzes Leben wird es mir gegenwärtig bleiben, wie wir zur Mittagszeit uns alle auf Matten aufs Verdeck lagerten und nun, den Himmel über und die spielende See unter uns, das frugale Schiffermahl verzehrten in recht patriarchalischer Einfachheit.

Endlich erhob sich ein Lüftchen. Alle Segel werden aufgespannt, und jetzt ist die Spitze von Friaul er-

SLUB
Wir führen Wissen.

reicht und mit ihr die Hälfte des Weges. Gegen Abend erblickten wir den Glockenturm von St. Markus in neblichter Ferne, aber eine neue Windstille ließ uns nicht hoffen, ihn sobald zu erreichen. Noch einmal mußten wir hinab in unser Gefängnis, und schlafend trug uns die Barke wie den Ulyß in die Heimat nach Venedig.

Venedig, 30. März 1819

Als wir erwachten und aufs Verdeck traten, lagen wir schon in den Lagunen, der Dogana gegenüber. Man hat oft den ersten Anblick von Venedig als so wunderbar beschrieben, ich habe es kaum so gefunden. Es hat zwar allerdings etwas Befremdendes, Häuser und Paläste gerade aus dem Meere heraufsteigen zu sehen, aber die Phantasie ersetzt leicht das fehlende Erdreich, und man glaubt eher einen breiten Fluß mit vielen Inseln vor sich zu sehen.

Auch fehlt es in solcher Nähe, als ich beim Anbruch des Tages die Stadt bereits sah, dem Anblick an Einheit und Umfang; in einer größeren Entfernung mag das anders sein. Der erste Eindruck, den Venedig auf mich machte, war befremdend, einengend, unangenehm. Diese morastigen Lagunen, diese stinkenden Kanäle, der Schmutz und das Geschrei des unverschämten, betrügerischen Volkes geben einen verdrießlichen Kontrast mit dem kaum verlassenen, heiteren Triest. Wenn man sich aber erst ein wenig erholt hat und den Totaleindruck dieser schwarzen Steinmassen gesondert auf sich einwirken läßt, dann wird man ebenso ergriffen, als man vorher verstimmt war.

SLUB
Wir führen Wissen.

Es ist vielleicht kein Ort in der Welt, wo das Altertum mit solcher Lebendigkeit den Menschen anspräche. Rom ist tot, ein herrlicher Leichnam, aber Venedig regt sich noch und dehnt seine Riesenglieder zum unfreiwilligen Abschied aus dem Leben.

Wer nicht sein Herz stärker klopfen fühlt, wenn er auf dem Markusplatze steht, der lasse sich begraben, denn er ist tot, unwiderbringlich tot. Dieser Palast des Dogen, ein Bild der Republik und der Stadt, mit seinem unförmlichen Körper auf den Stützen wunderlicher Säulen und Bögen ruhend, vereinend die Starrheit in seinen ungefügen, unbeworfenen Wänden mit aller Zierlichkeit der Kunst in seinen Arkaden und Zinnen. Ich weiß nicht warum, aber mir fiel ein Krokodil ein, als ich ihn sah, obschon seine Form nicht die geringste Ähnlichkeit mit diesem Tiere hat.

Was da beschlossen wird, denkt man, muß geheimnisvoll sein und klug und unerschütterlich und hart. Wie ein Rätsel sieht er aus, dieser Palast, und scheint Rätsel zu beherbergen. Auf der andern Seite die Prokuratien, schön, herrlich, aber sie gleichen andern Gebäuden, und andere Gebäude gleichen ihnen: hier wohnt das Sichtbare, in jener Höhle brütete das unsichtbare Prinzip, das sich nur bemerkbar machte durch seine Wirkungen.

Als ich in der Nacht beim Mondschein in der Gondel an diesem Palast hinum fuhr, bei den Staatsgefängnissen vorbei und nun in dem durch Streiflichter manchmal unterbrochenen Schatten, welchen diese Riesengebäude einander geheimnisvoll zuwerfen, der

Ponte dei sospiri über mir schwebte, über den die Staatsverbrecher einst aus dem Gefängnis zum Tode geführt wurden, da überfiel es mich mit Fieberschauer.

All die Gewesenen und all die Verblichenen, all die Verfolger und Verfolgten, Mörder und Gemordete schienen aufzusteigen vor mir mit verhüllten Häuptern. Auf dieser Brücke ging Marin Falieri, ging vor ihm und nach ihm so mancher dem Tode entgegen, und dort erwarteten sie Henker und Richter, die Menschenleiden nicht beben machte und ein Mord nicht zittern.

Schaut hin, Unbeugsame, Starre, Unmenschliche! Das, wofür ihr gemordet habt und gerichtet, es ist nicht mehr. In Schutt liegt eure Größe, euren Abgott hat die Zeit verschlungen, eure Taten sind zur Fabel geworden und euer Streben zum Märchen. Über euren Gräbern wandelt eine entartete Menge, die bald den Namen vergessen wird, für den ihr starbet.

Noch einmal: Wer am Markusplatz sein Herz nicht schlagen fühlt, hat keines. Hier die drei Säulen mit den drei Kronen der drei Königreiche, die sich dienstbar nannten der stolzen Republik, dort die Pferde, Siegeszeichen aus dem eroberten Konstantinopel, und außer jenen zwei Säulen im Canal grande das Meer, das gebändigt statt zu grollen, schmeichelnd die Füße leckt der es beherrschenden Stadt. Steh auf aus deinem Grabe, entschlafener Doge, und wirf deinen Ring hinab, deine Braut hat andere Bräutigame gefunden, seit du schläfst.

Man durchwandelt die Stadt: überall Größe, Stolz, Reichtum, Weltherrschaft. Palast an Palast, fast alle

gleich gebaut. Zwei Eingänge, einer auf den Kanal, der andere ans Land. Im ersten Geschosse ein großer, mit Marmor gepflasterter Saal, dessen eine Wand ganz aus Fenstern besteht, von außen mit Säulen geziert, wert, breitere Straßen zu zieren, alles düster, ernst, streng. Die Massen tragen den Charakter der Republik.

Man möchte weinen, wenn man die Namen hört und die Reste sieht. Das Hotel all' Europa, wo ich wohnte, war einst das Haus der uralten Giustiniani, und in dem Saale, wo der alte Badoar seine Siegesfeste feierte, putzt der Bediente meine Schuhe und hängt meinen Rock dahin, wo sonst eroberte Fahnen hingen.

Als ich in den Laden des Buchhändlers Fuchs trat, um nach etwas zu fragen, stand ich in dem Zimmer, wo Bianca Capello geboren ist, kurz, für einen, der ein Gemüt hat, gibt's keinen zweiten Ort wie Venedig.

Abends im Theater S. Simone, wo Oper war: Der erste Akt vom Barbiere di Seviglia und der zweite der Capriciosa. Die Gesellschaft ist äußerst mittelmäßig, es sang jedoch eine Madame Fodor, die im Begriffe stand, nach Paris zu gehen und die wirklich beinahe alles übertraf, was ich bis daher gehört hatte.

Wir haben Pässe erhalten und werden morgen nach Rom abgehen, drum schnell noch im Fluge kosten, da es zum Genießen zu kurz ist.

Donnerstag, am 31. März 1819

Ich war auf dem Torre di S. Marco. Ein herrlicher Überblick. Die Stadt liegt vor dem Blicke wie ein ge-

öffneter Bienenstock voll summender Bienen (Drohnen?) und voll Zellen, aber der Honig ist ausgenommen.

Ponte di Rialto. Schön ist die Brücke nicht, wenngleich von Marmor, aber grandios wie alles in Venedig.

Meine Gedanken drehten sich, solange ich in dieser Stadt bin, immer um den Palast S. Marco, ich ging daher hin, ihn von innen zu besehen. Gerichtsbehörden und Stellen haben darin ihren Wohnsitz aufgeschlagen und treiben darin ihr Wesen, als ob es so sein müßte. Die Leute müssen sich offenbar nicht vor Gespenstern fürchten, sonst könnten sie nicht in diesen Sälen ihr Handwerk ausüben.

In der Sala dei dieci hält der Appellationshof seine Sitzungen, und die toten Dogen sehen von den Wänden herab, lebendiger als die lebenden Appellationsräte. Der Ratssaal des Dogen, ernst und würdig, die Sitze mit rotem, am Rande vergoldeten Leder beschlagen.

Die Sala dei Pregadi macht eine außerordentliche Wirkung mit ihren schwarzen Tribünen und Sitzen. Hier ward der Untergang der Republik entschieden, zwischen entarteten Nobilis und ein paar Adjutanten Bonapartes. Alle diese Zimmer sind mit unaussprechlich schönen Gemälden, vorzüglich von Paul Veronese, Tizian und Tintoret verziert, die Gegenstände teils aus der heiligen, teils aus der venezianischen Geschichte genommen. Vorzüglich schön fand ich eine Verlobung der Hl. Katharina und eine Europa, beide, glaube ich, von Veronese.

Der Saal der Bibliothek von S. Marco zeichnet sich

vorzüglich durch seine Gemälde aus der venezianischen Geschichte von den berühmtesten Meistern, durch das Paradies von Tintoret und durch eine Suite von Porträts aller venezianischen Dogen aus. Erschütternd ist die schwarze Decke, die an der Stelle des Porträts von Marin Falieri hingemalt ist, mit den Worten: Hic locus Marini Falieri occisi propter peccata.

Das Paradies von Tintoret kann mir nicht recht gefallen. Es wimmelt von Figuren, die kaum ein Ganzes ausmachen, auch kam mir die Verteilung der dunklen und lichten Tinten widerlich vor. Die historischen Gemälde sind größtenteils vortrefflich. Ich danke Gott, daß ich kein Venezianer bin, der Anblick dieses Saales und dieses Palastes könnte einen wahnsinnig machen.

Von den Antiken, unter denen eine Danae und ein Ganymed die berühmtesten sind, konnte ich dem letzteren keinen Geschmack abgewinnen. Gewiß ist er aus keiner guten Zeit der Kunst, denn abgesehen von der geringen Reinheit der Form und der Ausdruckslosigkeit des Gesichts, ist auch die Idee, einen fliegenden Adler mit einem Jungen in den Klauen darzustellen, der also als fliegend nicht aufgestellt, sondern aufgehangen werden muß, der guten Zeit der Kunst unwürdig und vielleicht ohne Beispiel im Altertum. Die Leda hat einen außerordentlichen, beinahe malerischen Ausdruck. Ob Correggio diese Statue gekannt hat, da er seine Leda malte? Stellung und Ausdruck haben viel Ähnliches.

Endlich die Stunde der Abreise. Nicht als ob Venedig mich nicht festgehalten hätte mit seinen Herrlich-

keiten, im Gegenteil zweifle ich, ob ich je etwas sehen werde, was ich ihnen an die Seite stellen könnte, aber der Zweck meiner Reise war denn doch Rom, und die nächste Absicht, noch in der Osterwoche dort zu sein, daher war mir jede Stunde der Verzögerung eine Marter.

Endlich eingepackt, die Gondel bestiegen und verlassen die Meeresbraut mit all ihrem Schmucke.

*

Aus der Selbstbiographie

Ich kam halb krank in Venedig an, was mich aber nicht hinderte, die wundervolle Stadt, diese versteinerte Geschichte, mit all ihrem Zauber in mich aufzunehmen. Auch für den Rest meiner Reise sollte hier gesorgt werden, da der Gouverneur von Venedig, Graf Goëss, ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher Mann, sich bereit erklärte, mir meinen Paß auszufertigen, was auch geschah.

Er lud uns wiederholt zu Tische, ja, er erbot sich sogar, mir die Bekanntschaft von Lord Byron zu verschaffen, der sich damals eben in Venedig befand. Er wollte ihn über den dritten Tag zu sich laden, da die andern Tage mit offiziosen Diners besetzt waren. Unter allen anderen Umständen, sagte er, würde Lord Byron die Einladung ausschlagen, aber eben jetzt ist er mir großen Dank schuldig, weil ich ihn in der Entführungsgeschichte mit jener Bäckersfrau vor der Wut des Pöbels geschützt habe. Er wird kommen, freilich

so wenig als möglich sprechen, aber Sie werden ihn wenigstens sehen, und wer weiß, ob Sie ihm nicht denn doch Rede abgewinnen.

Nun hatte ich Lord Byron gewissermaßen schon gesehen, im Theater nämlich. Da setzte er sich aber geflissentlich in den Schatten der Logenwand, so daß mein schlechtes, obgleich bewaffnetes Auge von ihm nichts unterscheiden konnte, als daß er beleibter war, als ich ihn mir vorgestellt hatte.

Das Anerbieten des Grafen Goëss setzte mich in große Verlegenheit. Einerseits hätte ich alles darum gegeben, mit Lord Byron beisammen zu sein, andererseits rückte die Osterwoche heran, und die kirchlichen Feierlichkeiten in Rom ließen sich nicht nachtragen. Da nun zugleich mein Reisegefährte wenig Lust hatte, um Lord Byrons willen die Osterzeremonien zu versäumen, so mußte ich auf die interessante Bekanntschaft Verzicht leisten, und wir reisten desselben Abends weg.

Lord Byron

George Noël Gordon Lord Byron (London 1788 bis 1824 Missolunghi) ist seit 1816 länger und wiederholt in Venedig.

Seit 1817 wohnt er in dem mittleren Mocenigo-Palast am Canal Grande und sommers in der Villa Foscarini in La Mira an der Brenta. Über seinen Aufenthalt in Venedig, seine Beziehungen zum Salon der Gräfin Albrizzi, seine Rolle in der Frauenwelt Venedigs hat N. Meneghetti 1910 in seinem Buche „Lord Byron a Venezia" ausführliches Material beigetragen. Während Byron in dichterisch verklärten Stanzen Venedigs Schicksal besingt mit dem berühmten Hinweis auf Englands zukünftige ähnliche Lage als Herrin der Meere — im vierten Gesang des Childe Harold —, schreibt er seine meisterhaften Plauderbriefe, deren überlegne, kühne, witzelnde Tonart unübersetzbar ist, an den Freund Thomas Moore und den Verleger-Freund John Murray. Byron verdankt Venedig den „Beppo" und als größeren Nachfolger des Beppo den gewaltigen Wurf des „Don Juan", dessen erste Teile in Venedig entstehen. Und Venedig verdankt Byron die große Tragödie des „Marino Faliero".

An Thomas Moore

Venedig, 17. November

Ich schrieb Dir kürzlich aus Verona, fast schon auf der Abfahrt hierher, und hoffe, Du wirst diesen Brief erhalten.

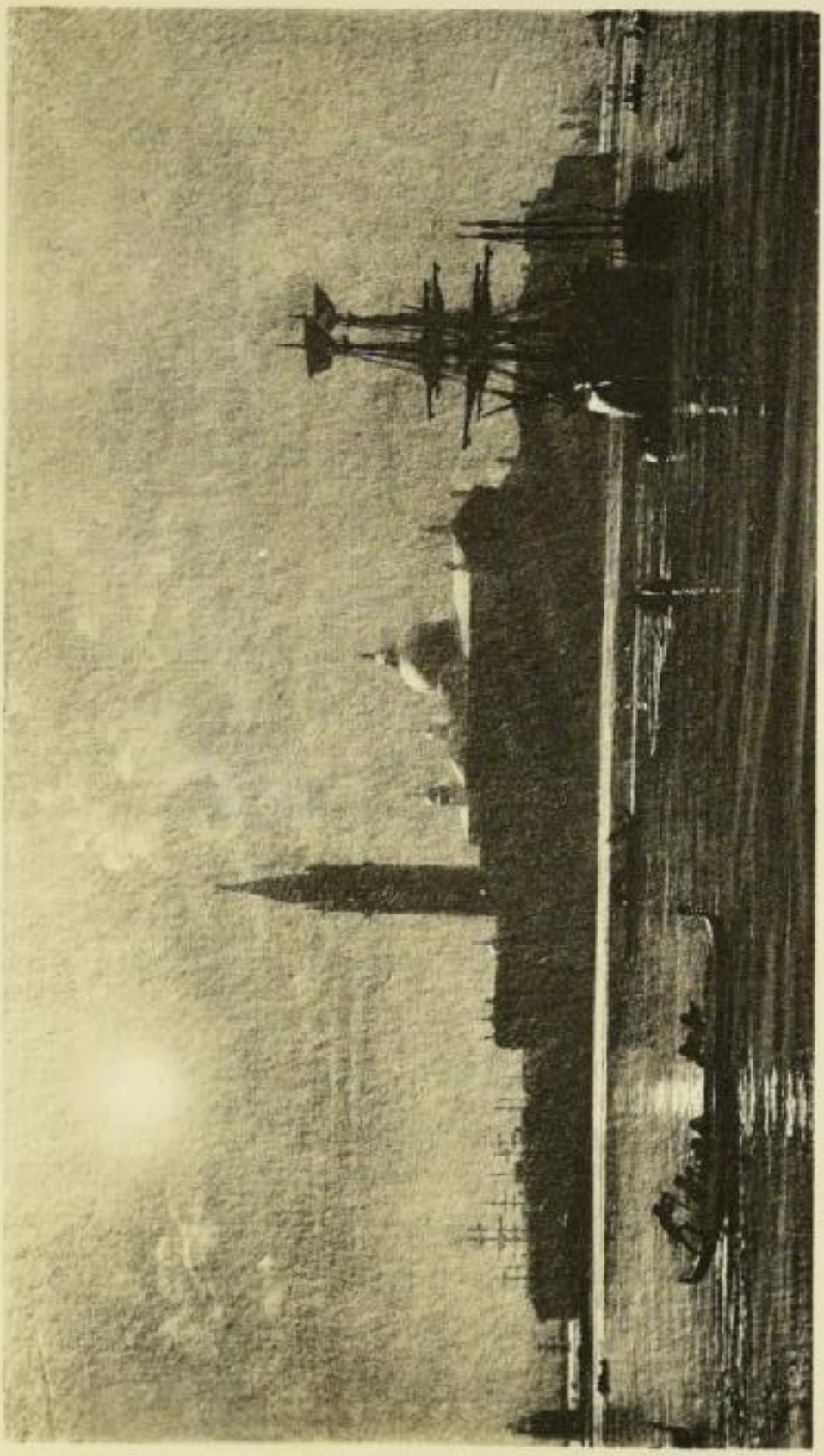
Vor etwa drei Jahren oder auch länger erzähltest Du mir mal von einem Brief, den unser Freund Sam „An Bord seiner Gondel" verfaßte. Meine Gondel wartet auch augenblicklich auf mich, aber ich ziehe

es vor, Dir im Hause zu schreiben, weil es Herbst ist, — und ziemlich englischer Herbst.

Meine Absicht ist, den Winter über wahrscheinlich in Venedig zu bleiben, weil es nach dem Orient immer die grünste Insel meiner Phantasie gewesen ist. Es hat mich nicht enttäuscht, obgleich sein offensichtlicher Verfall vielleicht so auf andere wirken könnte. Ich bin jedoch zu lange mit Ruinen vertraut gewesen, als daß mir Untergehendes mißfallen könnte.

Außerdem habe ich mich verliebt, was nächst einem Sturz in den Kanal, — der nutzlos wäre, weil ich schwimmen kann —, das beste oder schlimmste sein dürfte, was mir übrigbleibt. Ich habe im Hause eines „Kaufmanns von Venedig", der geschäftlich sehr in Anspruch genommen ist und eine zweiundzwanzigjährige Frau besitzt, einige außergewöhnlich gute Zimmer bekommen. Marianna — so heißt sie — gleicht in ihrer ganzen Erscheinung einer Antilope. Sie hat die großen, schwarzen, orientalischen Augen, mit jenem sonderbaren Ausdruck, der so selten bei Europäerinnen und selbst bei Italienerinnen vorkommt. Viele Türkinnen verschaffen sich ihn durch Färben des Augenlides, eine Kunst, die man, glaube ich, nur dort sieht. Sie hat diesen Ausdruck jedoch von der Natur und noch manches andere dazu. Kurz, ich kann die Wirkung eines derartigen Auges, wenigstens auf mich, nicht beschreiben.

Ihre Züge sind regelmäßig und ziemlich kühn, der Mund klein, die Haut klar und mild mit einer Art fieberhafter Farbe, die Stirn hervorragend schön, ihr Haar von einem dunklen Glanz, lockig und von Farbe



Friedrich Nerly, San Giorgio Maggiore im Mondschein

hs.
Landes-
Bibl.

wie das der Lady Jane Jersey. Ihre Gestalt ist leicht und hübsch, und sie ist eine hervorragende, vollständig ausgebildete Sängerin. Ihre natürliche Stimme klingt – in der Unterhaltung – sehr süß, und die Naivität der venezianischen Mundart ist auf den Lippen einer Frau immer reizend.

23. November

Wie Du bemerken wirst, ist meine Schilderung, die mit der Genauigkeit eines Passes verfuhr, mehrere Tage unterbrochen worden. Indessen – –

An Thomas Moore

Venedig, 24. Dezember 1816

Ich bin von Schreibwut für Dich besessen, was Porto vorbedeutet, – einmal hörtest Du aus Verona, dann aus Venedig und nochmals aus Venedig, – macht dreimal im ganzen. Dafür hast Du Dir selbst zu danken, denn ich erfuhr, daß Du Dich über mein Schweigen beklagtest, – also los mit der Redseligkeit!

Ich verlasse mich darauf, daß Du meine beiden andern Briefe bekamst. Mein Lebenseinerlei oder Lebensmai – wie werden es wohl die Philologen bezeichnen? –, also mein Lebenseinerlei verläuft streng geregelt. Frühmorgens fahre ich mit der Gondel hinüber, um mit den Brüdern des St. Lazarus-Klosters armenisch zu plaudern und um einem von ihnen bei der Korrektur seines Englisch in einer englisch-armenischen Grammatik, die er herausgibt, zu helfen.

Abends tue ich eins der vielen Nichts, – entweder in den Theatern oder bei den Conversazioni, die wie unsere Gesellschaftszusammenhäufungen oder noch

schlimmer sind, weil die Frauen im Halbkreis um die Damen des Hauses sitzen und die Männer im Zimmer herumstehen. Ein Vorzug ist es ohne Frage, daß sie bei den Eisgerichten einen steifen Rumpunsch, meinem Geschmack nach jedenfalls Punsch, herumreichen, und das halten sie für englisch. Ich möchte sie wegen eines so angenehmen Irrtums nicht tadeln, „nein, nicht für Venedig!“

Gestern abend war ich beim regierenden Grafen, wo sich natürlich die beste Gesellschaft einfindet. Es geht dort sehr ähnlich wie bei den andern herdenartigen Ansammlungen jedes Landes zu – genau wie bei uns zu Hause –, nur daß man statt des Bischofs von Winchester den venezianischen Patriarchen und eine bunte Schar Österreicher, Deutscher, Nobiles von Venedig und Fremder trifft. Und wenn Dir ein Spaßvogel begegnet, ist es sicher ein Diplomat. –

Übermorgen – morgen ist Weihnachten – beginnt der Karneval. Ich bin zum Abend in einer Gesellschaft bei der Gräfin Albrizzi und danach in der Oper. An diesem Tage wird der Phönix – nicht die Versicherungsgesellschaft, sondern das gleichnamige Theater – eröffnet. Ich habe mir dort eine Loge für die Saison genommen und zwar aus zwei Gründen, einer ist, daß die Musik ungewöhnlich gut ist.

Die Gräfin Albrizzi, die ich eben erwähnte, ist die Staël Venedigs, nicht jung, aber eine hochgebildete, ungekünstelte und gütige Frau. Zu Fremden ist sie sehr liebenswürdig und ich glaube, ganz und gar nicht zu frei wie die meisten Frauen. Sie hat über Canovas Werke sehr gut geschrieben, auch einen

Band Charakterbilder und andere gedruckte Sachen. Korfu ist ihre Heimat, aber sie heiratete einen verstorbenen Venezianer, das heißt, er starb nach der Heirat.

Meine Verehrung, – meine „donna" –, von der ich in früheren Briefen sprach, meine Marianna ist noch meine Marianna, und ich ihr – was Ihr wollt. Sie ist die weitaus hübscheste Frau, die ich hier gesehen habe, und die liebenswerteste, die mir je begegnete, wie auch die allermerkwürdigste. Ich glaube, ich erzählte die Entstehung und Entwicklung unserer Neigung in einem früheren Brief.

An John Murray

Ravenna, 1. August 1819

(Adressieren Sie Ihre Antwort jedenfalls nach Venedig)

– Daß sie (Margarita Cogni) in ihrer wilden Art eine ernstliche Neigung für mich hatte, ließ sich aus manchen Gründen glauben. Ich will einen angeben.

Als ich eines Tages im Herbst mit meinen Gondolieren nach dem Lido fuhr, überraschte uns ein schweres Gewitter. Die Gondel kam in Gefahr, – Hüte flogen fort, das Fahrzeug füllte sich, Ruder verschwanden, tosende See, Donner, Regen in Strömen, hereinbrechende Nacht und zunehmende Windstärke.

Bei unserer Rückkehr nach einem tüchtigen Kampfe fand ich sie auf den offnen Stufen des Hauses – Palazzo Mocenigo am Canal Grande. Ihre großen, schwarzen Augen blitzten durch Tränen, und das lange, dunkle Haar hing vom Regen durchtränkt über

ihre Stirn und Brust. Um ihre große schlanke Gestalt blähte der Wind Haar und Kleid, nur der Blitz umleuchtete sie. Zu ihren Füßen rollten die Wogen, und das alles ließ sie wie eine Medea aussehen, die vom Wagen gesprungen war, oder wie die Sibylle des Sturmes, der sie umtobte. Sie war in diesem Augenblick außer uns selbst das einzige lebende Wesen in Hörweite.

Als sie mich in Sicherheit sah, rief sie mir keinen Gruß zu, wie man erwarten sollte, sondern sie schrie:

„Ah! Can' della Madonna, cé esto il tempo per andar' al Lido?" (O Hund der Madonna, ist das ein Wetter, nach dem Lido zu fahren?)

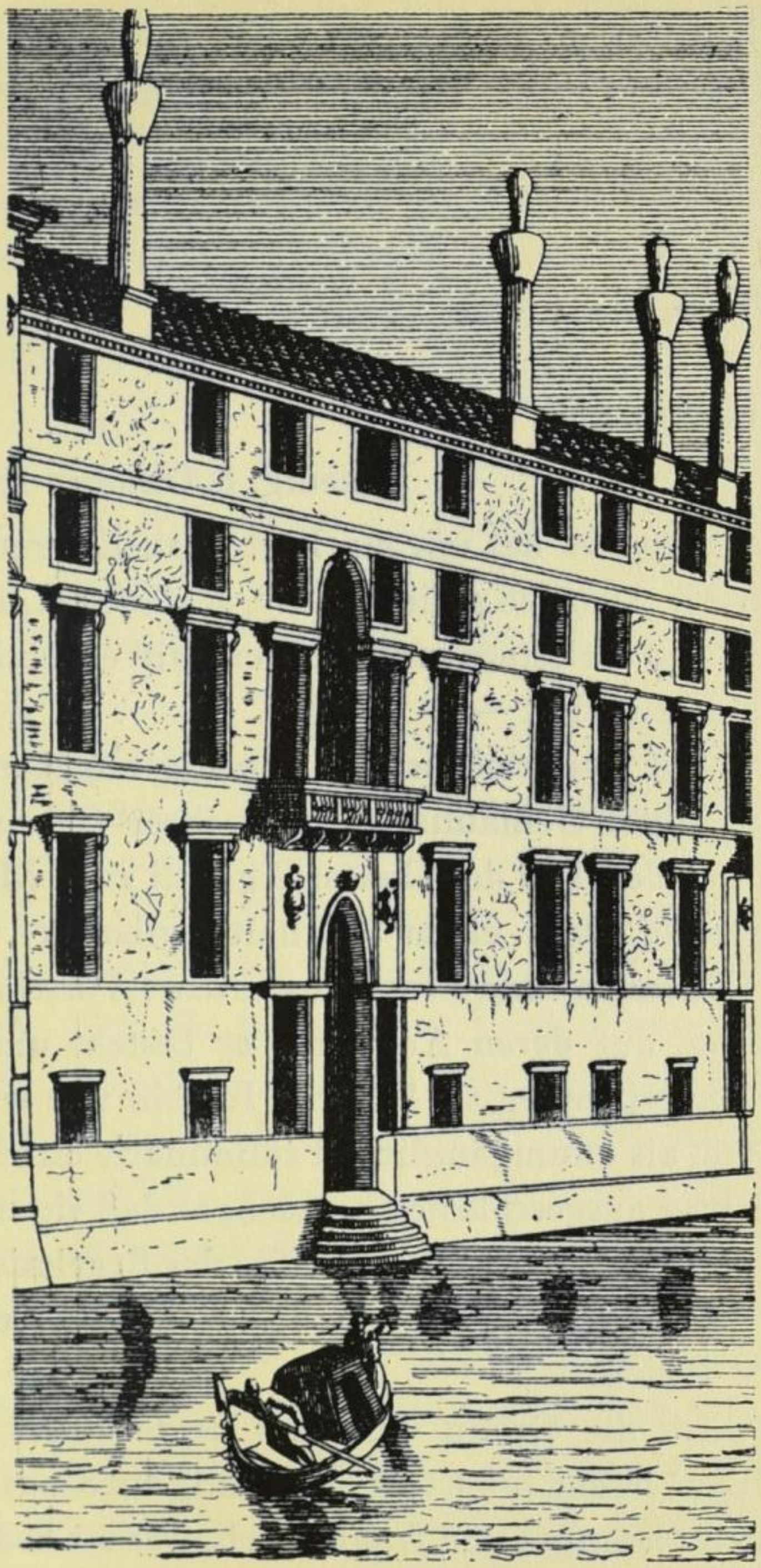
Dann rannte sie ins Haus und tröstete sich, indem sie die Ruderer schalt, daß sie den temporale (Gewitter) nicht vorhergesehen hätten.

Die Dienstboten erzählten mir, daß nur die Weigerung sämtlicher Gondoliere des Kanals, bei solchem Wetter über den Hafen zu fahren, sie verhindert habe, mir im Boot nachzukommen. Dann habe sie sich trotz des heftigsten Gewitters auf die Stufen gesetzt und sei weder fortzubringen noch zu trösten gewesen. Ihre Freude bei meinem Wiedersehen war einigermaßen mit Wildheit gemischt, ich mußte an eine Tigerin mit ihrem wiedergefundenen Jungen denken.

An Hoppner

Venedig, 29. Oktober 1819

Vielleicht sehen Sie mich nächste Woche. Ich habe ein oder zwei Pferde mehr – im ganzen fünf – und werde wieder den Lido in Besitz nehmen. Auch früher



Palazzo Mocenigo
Wohnung Lord Byrons

aufstehen werde ich, und wir wollen wieder gemeinsam über den Strand wandern und unsere Lebenskräfte auffrischen und wie bisher, wenn's Ihnen recht ist, das Adriatische Meer widerhallen lassen von unserm Grimm über die jetzt leere Austernschale ohne ihre Perlen – die Stadt Venedig.

An John Murray

Venedig, 8. Oktober 1819

Herr Hoppner hat mir ein Don-Juan-Exemplar in der Pariser Ausgabe geliehen, die, wie er sagt, in der Schweiz von Priestern und Frauen mit erheblichem Eifer gelesen wird. –

Der Graf Guiccioli ist in Venedig angekommen und hat seiner Gemahlin, die ihm ihrer Gesundheit wegen auf den Rat des Doktor Aglietti zwei Monate vorangereist war, einen Verhaltungsbogen voller Zeit-, Führungs- und Moral- usw. usw. Vorschriften übergeben, auf deren Annahme er besteht und auf deren Verweigerung sie beharrt. Ich bin wie sehr zu vermuten, als unumgängliche Präliminarie durch diesen Vertrag ausgeschlossen worden, so daß sie sich in lebhafter Diskussion befinden. Wie das Ergebnis ausfallen wird, ahne ich nicht, besonders da sie Freunde zu Rate ziehen.

Als mich die Gräfin Guiccioli heute abend über „Don Juan" lesend fand, traf sie zufällig auf Stanze 137 des ersten Gesanges und fragte mich, was sie bedeute. Ich sagte: „Nichts als – der Gatte kommt." Da ich es mit einigem Nachdruck italienisch sagte, sprang sie erschreckt auf und rief: „O mein Gott, kommt er

wirklich?“, weil sie an ihren eignen dachte, der im Theater war oder sein sollte. Sie können sich vorstellen, daß wir lachten, als der Irrtum erkannt wurde. Es wird Ihnen Spaß machen, wie mir selber, es passierte vor noch nicht drei Stunden.

An Thomas Moore

Ravenna, 31. August 1820

Zum Teufel mit Deinem „mezzo cammin“ – Du solltest es mit Blüte des Lebens oder sonst einer tröstlicheren Redensart bezeichnen. Außerdem stimmt es nicht. Ich bin 1788 geboren und folglich zweiunddreißig. –

Ich glaube wirklich, daß weder Du noch irgendein Mensch mit poetischem Temperament eine starke Leidenschaft gewisser Art vermeiden kann. Es ist die Poesie des Lebens. Was hätte ich wissen oder schreiben können, wenn ich ein gesetzter, gewerbetreibender Politiker oder ein bediensteter Lord gewesen wäre? Ein Mann muß reisen und Unruhen durchkosten, sonst ist's kein Leben. Außerdem beabsichtigte ich nur, ein cavaliere servente zu sein und hatte keine Ahnung, daß es ein Roman werden könnte, so einer in englischer Form.

Ich glaube deshalb, jenes oder dieses von Italien zu verstehen, jedenfalls mehr als Lady Morgan bei ihrem Umherreisen auffangen konnte. Was kennen die Engländer von den Italienern außerhalb ihrer Museen und Restaurants – und einiger Mädchen, en passant? Dagegen habe ich im Herzen ihrer Häuser gelebt und in Teilen Italiens, die noch am ursprünglichsten und

SLUB
Wir führen Wissen.

am unberührtesten von Ausländern sind. Ich sah und wurde ein Teil ihrer Hoffnungen, Befürchtungen und Leidenschaften und bin gleichsam in eine Familie hineinokuliert. Das nenne ich die Menschen und die Dinge sehen, wie sie sind.

Silvio Pellico

Byrons und Grillparzers italienischer Altersgenosse ist der Piemonteser Silvio Pellico (Saluzzo 1788 bis 1854 Turin). Er teilt ihren Weltschmerz nicht, trotz schwerstem Lebensgang, der ihm zehn Jahre Kerkerhaft in Venedig und in der Festung Spielberg von 1820 bis 1830 auferlegt, wegen Verbindung mit den Carbonari.

Die bewundernswerte Elastizität seines südländischen Charakters läßt ihn in seinem Erlebnisbuch „Le mie prigoni“ nicht so sehr die Szenen des Schreckens, als die kleinen menschlichen Züge der Güte schildern. Der liebenswürdige Wohlklang, den der kleine Alltag im Süden aufweist, durchdringt selbst die Erlebnisse des Gefangenen in den berüchtigten venezianischen Bleikammern.

Februar 1821

Wir reisten mit der Post, im offnen Wagen, und kamen am 20. Februar nach Venedig.

Im September des Jahres vorher, einen Monat vor meiner Verhaftung, war ich in Venedig und hatte an einem Fest in zahlreicher, fröhlicher Gesellschaft im Hotel della Luna teilgenommen. Seltsames Ereignis! Ich wurde vom Grafen und dem Gendarmen ins Hotel della Luna geführt.

Ein Kellner staunte bei meinem Anblick und wurde gleich gewahr, daß ich in Händen der Polizei war, obwohl der Gendarm und die beiden Häscher, die als Diener auftraten, verkleidet waren. Der Vorfall machte mir Mut, ich war überzeugt, der Kellner würde über meine Ankunft mehr als einen benachrichtigen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Wir speisten, und dann wurde ich zum Dogenpalast geführt, wo die Gerichte jetzt sind. Ich ging unter den geliebten Säulengängen der Prokuratien entlang und dann am Kaffee Florian vorbei, wo ich im vergangenen Herbst so schöne Abende verlebt hatte. Ich begegnete aber keinem Bekannten.

Wir überschritten die Piazzetta . . . und auf dieser Piazzetta hatte mir damals im September ein Bettler diese merkwürdigen Worte gesagt:

„Ich sehe, daß Sie ein Fremder sind, mein Herr; aber ich verstehe nicht, weshalb Sie und alle Fremden diesen Platz bewundern: für mich ist er eine Stätte des Unheils und ich überschreite ihn nur gezwungen."

„Wird hier ein Unglück passieren?"

„Ja, mein Herr, ein schreckliches Unglück, aber nicht mir allein, Gott bewahre Sie, mein Herr, Gott verschone Sie!"

Und er ging schnell fort.

Als ich nun derart wieder vorbeikam, mußten mir die Worte des Bettlers ins Gedächtnis kommen. Auf dem selben Platz sollte ich ein Jahr darauf das Schafott besteigen, wo mir mein Todesurteil verkündet werden würde und der die Umwandlung dieser Strafe in fünfzehn Jahre schweren Kerkers.

Wenn ich eine schwärmerische Hinneigung zum Mystizismus hätte, würde ich viel Gewicht auf diesen Bettler legen müssen, der mir so nachdrücklich vorhersagte, daß dort eine Stätte des Unheils sei. Ich vermerke die Tatsache nur als einen sonderbaren Zufall.

Wir stiegen zum Dogenpalast hinauf; Graf B. sprach mit den Richtern, übergab mich dem Gefängniswärter und umarmte mich freundschaftlich zum Abschied.

Ich folgte schweigend dem Kerkermeister. Wir durchschritten mehrere Gänge und Säle und gelangten zur Treppe, die zu den Bleikammern führt, den berüchtigten Staatsgefängnissen aus der Zeit der Republik Venedig.

Hier registrierte der Wärter meinen Namen und schloß mich in meine Zelle ein.

Die sogenannte Piombi, die Bleikammern, sind das oberste Geschoß des alten Dogenpalastes, der ganz mit Blei eingedeckt ist.

Meine Zelle hatte ein großes Fenster mit enormem Eisengitter und blickte auf das Dach des Sankt Markusdomes, der ebenso mit Blei gedeckt ist. Über die Kirche hinweg sah ich das Ende des Markusplatzes und auf allen Seiten eine Unmenge Kuppeln und Türme. Der gigantische Markusturm war von mir nur durch die Länge des Domes entfernt und ich verstand jeden, der droben etwas lauter redete. Links von der Kirche erblickte ich auch einen Teil des gro-

ßen Palasthofes und einen der Eingänge. In diesem Bezirk des Hofs war ein öffentlicher Brunnen, und dahin kamen unaufhörlich die Leute, um Wasser zu schöpfen. Aber mein Gefängnis lag so hoch, daß mir die Menschen dort unten wie Kinder erschienen und ich ihre Worte nur verstehen konnte, wenn sie schrien, und so fand ich mich viel einsamer als in dem Gefängnis von Mailand.

(Er wird in einem anderen Raum untergebracht.)

Aus dem großen Fenster sah ich, außer dem Gefängnisflügel mir gegenüber, eine Menge Dächer, mit Schornsteinen, Altanen, Türmen und Kuppeln besetzt, die sich bis zur Ferne des Meeres und des Himmels erstreckten. In dem mir zunächstliegenden Hause, einem Flügel des Patriarchenpalastes, wohnte eine rührende Familie, die sich ein Recht auf meinen Dank erwarb, indem sie mir mit ihren Grüßen das Mitleid offenbarte, das ich erweckte. Ein Gruß, ein Wort für die Unglücklichen, ist eine große Mildtätigkeit.

Von einem Fenster aus begann ein kleiner Junge von neun oder zehn Jahren die Hände zu mir zu erheben und zu rufen:

„Mama, Mama, sie haben droben jemand in die Bleikammern gesetzt. Oh, armer Gefangener, wer bist du?“

„Ich bin Silvio Pellico“, antwortete ich.

Ein anderer, etwas größerer Junge, lief ans Fenster und rief:

„Du bist Silvio Pellico?“

„Ja, und wer seid ihr, liebe Kinder?“

SLUB
Wir führen Wissen.

„Ich heiße Antonio S. . . . und mein Brüderchen Guiseppe."

Dann wandte er sich ins Innere und sagte:

„Was sollen wir ihn noch fragen?"

Und eine Frau, die, wie ich glaube, ihre Mutter war und halb verborgen blieb, sprach den lieben Kindern gütige Worte vor, die sie mir zuriefen und für die ich mich mit der lebhaftesten Zärtlichkeit bedankte.

Diese Unterhaltungen waren nur kurz, wir durften sie nicht übertreiben, um den Wärter nicht schelten zu machen; aber jeden Tag wiederholten sie sich zu meiner großen Tröstung morgens, mittags und abends. Wenn das Licht angezündet wurde und die Frau das Fenster schloß, riefen die Jungen: „Gute Nacht! Silvio." Und sie, durch die Dunkelheit kühner gemacht, wiederholte mit bewegter Stimme:

„Gute Nacht, Silvio! Mut!"

Wenn die Jungen Mittag oder Vesper aßen, sagten sie zu mir:

„Oh, wenn wir dir von unserem Milchkaffee geben könnten! Oh, wenn wir dir doch von unseren buzzolai, Röstbrötchen, geben könnten! Am Tage, an dem du frei wirst, vergiß nicht, herzukommen, um uns zu sehen. Dann geben wir dir schöne und heiße buzzolai und viele Küsse."

1821

Eines Nachts hatte ich mich etwas früher als sonst hingelegt und hatte etwa eine Viertelstunde geschlafen, als mir beim Aufwachen ein gewaltiges Licht von

der Wand gegenüber erschien. Ich fürchtete wieder in meine vergangenen Delirien zurückgefallen zu sein, aber was ich erblickte, war keine Täuschung. Das Licht kam von dem kleinen Nordfenster, unter dem ich lag.

Ich sprang auf, nahm den Tisch, stellte ihn auf das Bett, oben darauf einen Stuhl, stieg hinauf, — und erblickte eines der schönsten und schrecklichsten Schauspiele, das ich mir vorstellen konnte, eine Feuersbrunst.

Es war ein großes Feuer auf Flintenschußweite von unserm Gefängnis. Es hatte die öffentlichen Backhäuser ergriffen und vernichtete sie.

Die Nacht war denkbar dunkel, und um so greller traten gewaltige Flammen- und Rauchmassen hervor, heftig bewegt von tobendem Winde. Es flogen Funken nach allen Seiten, und es sah aus, als regneten sie vom Himmel. Die nahe Lagune spiegelte den Brand wider. Eine Menge Gondeln fuhren hin und her. Ich stellte mir die Gefahr und den Schrecken derer vor, die in dem brennenden Hause wohnten und in dessen Nähe, und ich beklagte sie. Ich hörte ferne Stimmen von Männern und Frauen, wie sie riefen: „Tognina! Momolo! Beppo! Zanze!“ — Auch der Name der kleinen Zanze drang mir ans Ohr. Davon gibt es nicht tausende in Venedig; um so mehr besorgte ich, es könnte die eine sein, deren Gedächtnis mir so hold war! Sollte das Unglück bei ihr sein? und ist sie vielleicht von den Flammen eingeschlossen? O könnte ich mich hinstürzen, sie zu befreien!

Zitternd, schaudernd, bewundernd stand ich bis zum

Morgengrauen an dem Fenster; dann verließ ich es von tödlicher Trauer ergriffen, indem ich mir einen viel größeren Schaden einbildete als er eingetreten war. Tremerello sagte mir, es hätte nichts gebrannt als die Backöfen und die anstoßenden Magazine mit einer großen Menge Mehlvorräten.

11. Januar 1822

Am 11. Januar 1822 gegen neun Uhr morgens fand Tremerello einen Vorwand, um zu mir zu kommen, und sagte ganz aufgeregt:

„Wissen Sie, daß auf der Insel San Michele von Murano, hier nahe bei Venedig, ein Gefängnis mit über hundert Carbonari ist?“

„Aber das hast du mir doch häufig erzählt. Also . . . was willst du sagen? . . . Rede doch! Sind welche verurteilt?“

„Jawohl.“

„Wie viele?“

„Ich weiß nicht.“

„Weißt du, ob mein unglückseliger Maroncelli dabei ist?“

„Ach, Herr, ich weiß nicht, wo er ist.“

Und verwirrt zuckte er die Achseln und sah mich mitleidig an.

Etwas später kam der Wärter, begleitet von Unterbeamten und einem Mann, den ich noch nicht gesehen hatte. Der Wärter schien aufgeregt. Der neue Mann nahm das Wort:

„Mein Herr, die Kommission hat befohlen, daß Sie mitkommen.“

SLUB
Wir führen Wissen.

„Gehn wir“, sagte ich, „und wer sind Sie?“

„Ich bin der Wärter des Gefängnisses von San Michele, wohin Sie überführt werden.“

Der Wärter der Bleikammer übergab dem neuen Wärter mein Geld, das er in den Händen hatte. Ich erbat und erhielt die Erlaubnis, den Unterwärtern etwas Trinkgeld zu geben. Ich brachte meinen Anzug in Ordnung, nahm die Bibel unter den Arm und ging. Ich ging unendliche Treppen hinunter. Tremerello griff verstohlen nach meiner Hand; es schien als wollte er sagen: „Unglücklicher, du bist verloren.“

Wir traten aus einer Tür, die auf die Lagune führt; es lag eine Gondel da, mit den beiden Gehilfen des neuen Wärters.

Ich trat in die Gondel, und gegensätzliche Gefühle bewegten mich: — eine gewisse Erleichterung, die Bleikammern zu verlassen, wo ich viel gelitten hatte, wo ich dennoch jemandes Zuneigung gefaßt hatte und jemand zu mir Zuneigung gefaßt hatte —, die Freude, nach so langer Haft in freier Luft zu sein, den Himmel und die Stadt und das Wasser zu sehen, ohne die unseligen Quadrate der Eisengitter, — die Erinnerung an die fröhliche Gondel, die in so viel besseren Zeiten mich über dieselbe Lagune trug, und an die Gondeln des Comer Sees, die des Lago Maggiore und an die Boote auf dem Po und die der Rhone und der Senna! . . . O lachende verlorene Jahre! Und wer schien damals in der Welt glücklich im Vergleich zu mir?

SLUB
Wir führen Wissen.

Sechstes Kapitel

Klassik und Romantik

Carl Gustav Carus. August Graf von Platen-Hallermünde. Robert Schumann. Erwin Speckter

SLUB
Wir führen Wissen.

Carl Gustav Carus

Die nähere Kenntnis von Carl Gustav Carus (Leipzig 1789 bis 1869 Dresden) ist als ein schöner Fund der neueren Romantikerwissenschaft zu danken. Dieser treffliche Landschaftsmaler, Naturforscher, Arzt, Philosoph und Goetheverehrer hat eine besondere Sprechweise. Er ist nach seinen eigenen Worten darauf bedacht, „so wenig als möglich von dem Ausdruck des ersten Gefühls und des frischen Eindrucks zu verwischen“ (im Vorwort der „Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz im Jahre 1828“).

Carus reiste damals in Begleitung des Prinzen Friedrich von Sachsen. Als Ertrag der Studienreise veröffentlichte er zunächst Analekten zur Naturwissenschaft und Heilkunde, Dresden 1828.

Er ist der geborene Augenmensch und so sieht er auch die farbige und festliche Seite von Venedig als einer der ersten in ihrem wirklichen Glanz.

Dem Naturforscher glückte es übrigens, eine Luftspiegelung der Lagune zu beobachten und zu zeichnen, wie sie Julius von Schlosser in der Entstehung Venedigs erwähnt.

Venezia, den 11. April 1828

Wir landen am Albergo al grande Europa, dem ehemaligen Palast der Justinianischen Familie (alle größeren Gasthäuser sind metamorphosierte Paläste ausgestorbener oder verarmter alter Familien), und richten uns im zweiten Gestock ein. – Welche Aussicht aus diesen Fenstern! Der Ausgang des Hafens und des Großen Kanals, S. Giorgio maggiore, die Giudecca, Chiesa alla Salute liegen vor uns! Der Anblick

SLUB
Wir führen Wissen.

ist gewaltig, groß und erschütternd, es ist, als habe der Dreizack Neptuns diese Wunderwerke aus dem grünen Meeresspiegel auf ein Götterwort hervorgehoben! – Das erhebende Gefühl der Kraft, deren der Mensch fähig ist, drängte mir freudige Tränen ins Auge, und mit Lust gewahrte ich entsprechende Empfindungen unseres Prinzen.

Alsbald wird nun durch einige enge Straßen, in welche die Rückseite unsers Palastes sich öffnet, der Markusplatz erreicht, und nun tritt ein noch lebensfrisches Bild jener längst erloschenen Macht des alten Venedigs uns entgegen. Welche Größe! Welche Opulenz! Welch hochsinniger Geist dieser alten Senatoren! – Wir kamen zur Markuskirche; der ungeheure Reichtum der Vergoldung, der eigentümlich morgenländische Charakter der Bauart, alles setzt in die höchste Spannung! – Man steigt zu den vier über ihrem Portikus aufgestellten, so weit umhergewanderten goldnen Rossen hinauf, und wieder der eigentümlichste Anblick über den Markusplatz! Gegenüber den hohen, isolierten Markusturm, zur Linken die zwei granitnen Säulen mit dem heiligen Markus und dem geflügelten Löwen, dahinter die Lagunen und das Meer! – Die Markusuhr schlägt! Kolossale eherne Gestalten wenden sich zu jedem Schlage an die freistehende Glocke – aber die drei hohen, vor der Kirche frei errichteten Fahnen für Morea, Candia und Zypern haben freilich ihre Bedeutung verloren. –

Wir gehen nun durch die engsten, winkeligsten Gassen; zierlich aufgeputzte Gewölbe, besonders die mit Eßwaren erfüllten, stechen auf das merkwür-

digste ab gegen das in Lumpen gehüllte schmutzige Volk, welches sich hier umhertreibt; und so gelangen wir zur Kirche S. Giovanni e Paolo. Sie enthält Tizians berühmtes Bild von der Ermordung St. Peters; ich gestehe indes, daß es mir weit weniger genügte, als ich erwartet hatte. Mehr zog mich ein altes Bild der Krönung Mariä von Carpaccio an; wie schön, klar und rein gezeichnet waren nicht die die Maria umgebenden Engelsköpfe! — Auch die Kirche selbst mit roten, damastbeschlagenen Pfeilern und rotseidenen Vorhängen der Fenster macht eine würdig großartige Wirkung.

„Und immer weiter ging's“: zur Kirche I Gesuati mit ihrer reichen Marmorverzierung und der Marter des heiligen Laurentius von Tizian, ein Bild welches, wie der Tod St. Peters, nicht aus der jugendlich poetischen, sondern aus der technisch erhärteten Zeit des Künstlers rührt und eben darum weniger rührt. — Dann zur Kirche degli Scalzi, von welcher mir nur einige schöne Lichteffekte durch die rotseidenen Vorhänge der Fenster und ein einfach schönes Madonnenbild von Giov. Bellini im Gedächtnis geblieben sind. — Reichern Stoff bot uns dar die Galerie im Palast Manfrin, welche gewählt und wohlgeordnet einen guten Eindruck zurückgelassen. Welche schöne Bilder von Giorgione finden sich nicht hier! In dem einen Kopfe glaubte ich die eine der drei Frauen auf dem schönen Bilde von Palma in Dresden wiederzuerkennen. — Dann von Tizian das Porträt des Ariost und eine Grablegung, von Rembrandt trefflicher Kopf eines alten Senatoren, von Giov. Bellini die Jünger in

Emaus und eine Art Genrebild, ausgezeichnet durch treffliche, fast altdeutsche Ausführung, vorstellend S. Hieronymus in einem alten holzausgeschlagenen Zimmer, mit dem gutmütigen Löwen und dem getreuen Rebhuhn. – Dann hielt mich wieder ein höchst eigentümliches Brustbild einer grüngekleideten schönen Frau fest, im Jahre 1530 von Bartolomeo Veneto gemalt; ferner fand sich von Palma Vecchio ein wunderschönes Bild der Maria mit der heil. Catharina, und zeichne ich als sehr merkenswert noch auf einen Christuskopf von Anello da Messina, von Fr. Biscolo eine Verkündigung, von Pordenone die Beschneidung, eine heilige Familie von Bonifacio und eine andere von Giov. da Udine und von Cima Conegliano, auch gewichtige Arbeiten von Sebastiano del Piombo und Petrarcas Laura von Gentil Bellini. – Endlich lernte ich hier zuerst die Landschaften des Tempesta näher kennen, doch wünschte ich ihre entferntere Bekanntschaft.

Wichtig für Kunstgeschichte sind auch die treffLichen Niello-Arbeiten, welche in diesen Sälen verwahrt werden; ja, zuletzt mußten wir noch die witzige akustische Konstruktion eines Tanzsaales bewundern, welcher den Schall auf sonderbare Weise verdoppelt, ja vervielfacht.

Eine der vielen schwarzen Gondeln, welche rastlos Venedigs Kanäle durchkreuzen, führte uns jetzt wieder zum Markusplatz, doch nicht ohne daß wir vorher die Rialtobrücke, diesen gewaltigen, siebzig Fuß spannenden Marmorbogen mit seinen Treppen, Geländern und Verkaufshallen, mit Ergötzen betreten hät-

ten. – Vom Markusplatze wanderten wir nach dem Giardino publico, welcher gleich einer zu ihm hinführenden, einen ehemaligen Kanal überwölbenden Straße, unter Napoleon angelegt worden ist. – In Wahrheit ist dieser Garten zwar kaum mehr als ein freier, am Meere gelegener Platz mit einigen Alleen und etwas Rasen, indes bei alledem dankenswerte Zugabe einer Wasserstadt. – Eben wollte hier durch ihr Grünwerden die Erde das grüne Meer übertreffen. –

Eine türkische Fregatte lag fertig ihm gegenüber vor Anker und wird ihren Bedarf an Geschütz usw. außerhalb des Hafens einnehmen, indem sie schwer beladen hier nicht sattsames Fahrwasser finden würde. (Sie ist heute früh unter Segel gegangen.) – Wie wichtig war es mir nicht, den goldnen Halbmond doch endlich einmal in Wahrheit in der Sonne funkeln zu sehen, nachdem mir die Geschichte so oft die Schrekkenszüge dieses Gestirns vorgehalten hatte! – Auch manche ganz volkstümliche Szenen gingen auf diesem Wege zum Garten an mir vorüber: – zuerst die Menge der Verkäufer längs des Meeres auf den breiten Steinplatten des Platzes hinter dem altertümlichen Dogenpalast. – Hier Tische und Kisten voll zierlicher Muscheln, Korallen, Venuswedel und Seesterne gestellt, dort, hinter einer Wand von dem hohen Schilfrohr, Bauer mit ausländischen Vögeln, Papageien usw., dort Orangen, Kastanien, getrocknete Feigen und dergleichen – kurz, ein höchst eigentümlicher, aber lebensfroher Markt. – Dann wieder drang aus einem Nebengäßchen ein dumpfes Singen, und ich gewahrte dort einen Leichenzug. Wunderliche, braun

SLUB
Wir führen Wissen.

gekleidete Kirchenleute mit hohen Fackeln, wie Kandelaber gestaltet, umgaben und trugen den Sarg, welcher dann zu Wasser nach Mestre geht, um dort erst die mütterliche Erde zu erreichen, welche diese Stadt ihm nicht gewähren kann. — Auch sah ich auf diesem Gange hinter dem Dogenpalast den berüchtigten Seufzerweg der zum Tode Verurteilten, die hoch oben über den Nebenkanal geschlagene kleine bedeckte Seufzerbrücke, ponte de' sospiri. —

So gelangten wir denn zum Dogenpalast selbst und stiegen die herrliche Marmortreppe des Sansovino hinauf. Schon im Hofe stimmt die reiche Architektur der umgebenden Arkaden zur Bewunderung, und selbst unter dem Boden verbergen sich kunstreiche Werke, da das von den Dächern aufgefangene Regenwasser in unterirdischen Kanälen durch große Sandlager filtriert wird, um zuletzt in zwei metallenen Brunnen als reines, trinkbares Wasser zum bequemen Schöpfen sich zu sammeln. — Wir wurden in das Lokal der peinlichen Verhöre und geheimen Sitzungen sowie an die Stelle der berüchtigten Bleidächer, Piombi, deren schauderhafte Gefängnisse jedoch verschwunden sind, geführt. — Dann kamen wir in die Säle der öffentlichen Gerichtssitzungen, und es war mir merkwürdig, wie mitten in diesen geschichtlich merkwürdigen Räumen in einem Zimmer die Familie des uns herumführenden Custode sich eingerichtet und häuslich niedergelassen hatte. — Die ganze Szenerei dieses Zimmers auf das getreueste zu beschreiben, wäre für einen Scott oder Irving eine gar interessante Aufgabe gewesen. — Wie am obern Teil der Wände noch die ge-

waltigen historischen Bilder von Aleandro Bassano und Tintoretto die vergangene Zeit heraufriefen, deutete unten alles so entschieden nur auf die allernächste Gegenwart. Im Kamin zwischen den Fenstern brannte noch das Feuer, bei dem die einfachen Speisen bereitet worden waren; schon fand sich der Tisch gedeckt, und eine Mutter mit einigen Kindern hatte sich eben daran niedergelassen, als sie sich durch die eintretenden Fremden gestört sahen. – Ich hätte gern solch frugales Mahl in diesen Umgebungen geteilt, doch

„unser ganzes Ziehen,
es schien ein ew'ges Fliehen!"

Die lebensgroßen historischen Gemälde dieser Zimmer fordern nicht minder ungeteilte Aufmerksamkeit; namentlich hätte ich einige Gruppen auf Gemälden von Bassano wohl, ihrer Einfachheit und Großartigkeit nach, der Antike vergleichen mögen. Ebenso finden sich treffliche Arbeiten von Tizian, und nicht minder ist das Anmutige einiger kleinern allegorischen Bilder von Tintoretto mit Dank anzuerkennen.

Besondern Eindruck mußte es auf mich machen, mich dann mit einem Male im Saale für die Senatssitzungen in den Zeiten der Republik zu sehen. Noch steht alles, wie es in jenen Tagen war; die Erhöhung für den Dogen und die ersten Senatoren, die Rednerbühne, die Erhöhung für das Verlesen der Senatsbeschlüsse, alles ist noch in gutem Stande, nur von manchem Schmuck entblößt, und muß die sonderbarsten Empfindungen erregen. – Mit einigem Durchschauern saß ich auf den Sessel Dandolos nieder. –

SLUB
Wir führen Wissen.

Möge mir in solchem Alter noch solche Kraft gegeben sein wie ihm! –

Wir schlossen endlich so vielfältiges Schauen mit dem Besteigen des Markusturms, auf welchen man zu einer Höhe von mehr als dreihundert Fuß ohne Stufen auf mäßig geneigten Wegen hinaufsteigt. – Himmel! welche Aussicht aus dem die Glocken tragenden Pfeilergewölbe! – Im Abendlicht lag das Meer von Wellen und das Meer von fast zwanzigtausend Häusern vor mir; hier offne See, dort die Alpen, dicht unter mir der Markusplatz und alle Pracht seiner Gebäude und seiner Kirche! –

August Graf von Platen-Hallermünde

August Graf von Platen-Hallermünde (Ansbach 1796 bis 1835 Syrakus) hat auf seinen rastlosen Lebenswanderungen Venedig mehrmals berührt. „Eine vollendete Stadt“ rühmt er Venedig vor Rom und Neapel, und die venezianische Mundart: „Süßeres Wort hat nie menschliche Lippen beseelt.“

Platens beste Worte über Venedig stehen in seinen Gedichten. Neben den siebzehn venezianischen Sonetten ragen besonders die Epigramme hervor, warmherzig und großgedacht wie die Doppelzeile auf die Venezianer: „Ihr wart Helden und trugt im Gemüt die unsterbliche Großheit / Welche das Leben verklärt durch die Gebilde der Kunst.“

An Fugger

Venedig, 22. Oktober 1829

Ich bin am siebzehnten hier angekommen, nachdem ich mich noch zehn Tage in Ferrara aufgehalten.

Ich habe Venedig diesmal ziemlich kalt betreten; aber diese Stadt hat eine große Anziehungskraft. Der Markusplatz ist ein Spaziergang, dessen man nie müde wird. Bei Nacht ist die Stadt ein wahrer Zauber, und da alle Boutiquen in den untern Stöcken der Häuser aufs schönste erleuchtet sind, so glaubt man auf dem einem Stubenboden gleichen Pflaster wie in einem Salon umherzuwandeln, wenn nicht von Zeit zu Zeit die hohen Brücken, die man passieren muß, an das schauerliche Element erinnerten, in dessen Mitte man sich befindet.

Hier habe ich nach mehr als drei Jahren wieder eine

SLUB
Wir führen Wissen.

Arie von Mozart, und zwar meine Lieblingsarie aus dem „Figaro“, singen hören, und zwar von einem Gitarrespieler in einem Kaffeehaus. Gleichwohl werde ich mich hier nicht länger als höchstens vier Wochen aufhalten und den Winter in Florenz oder Rom zubringen. Ich habe hier durchaus keine Gesellschaft, und es ist noch immer ungewiß, ob man angenehme Bekanntschaften macht oder nicht. Dabei fehlt es ganz an literarischen Ressourcen. Auch ist Venedig wie Neapel allzu verführerisch und regt die Sinnlichkeit zu sehr auf. Es kommt daher darauf an, ob ich diesen Winter noch zur Ruhe komme. Die Stille Roms wird am Ende wohl für mich das beste sein. —

Robert Schumann

Robert Schumann (Zwickau 1810 bis 1856 Endenich bei Bonn) unternimmt vom August bis Oktober 1829 in dem sehr jungen Alter von neunzehn Jahren von Heidelberg aus eine Ferienreise nach der Schweiz und Oberitalien.

Der junge Musiker findet sehr hell und rein klingende Worte über das italienische Erlebnis. Sein Ungemach in Venedig beschreibt er mit einem Humor, der Jean Paul wohl anstehen würde.

Er ist der einzige von allen Venedigfahrern, der ein echtes Heimweh geäußert hat.

An die Mutter

Heidelberg, 3. August 1829

Und höre nur die süßen Worte: Domo d'Ossola, Arona, Lago Maggiore, Milano, Brescia, Verona, Padua, Venezia. –

Laß mich den fortziehenden Schwalben nachziehen; mit ihnen komm' ich ja auch zu Dir wieder. „Italien, Italien" summt mir's von Kindesbeinen an um mein Herz, und Du sprichst: Du wirst es sehen, Robert! Adieu Mutter, e lascia mandarmi di denaro! Amami e credimi, carissima, e non esser adirato, se tu riceverai la mia prossima lettera da Milano. Addio!

An Therese Schumann

Brescia, 16. September 1829

Eben sah ich eine bildschöne Italienerin, die Dir etwas ähnlich war, da dacht ich an Dich und schreibe an Dich, meine teure Therese! Könnt ich Dir nur so

SLUB
Wir führen Wissen.

recht alles malen, den tiefblauen Himmel Italiens, das quellende, sprudelnde Grün der Erde, die Aprikosen-, Zitronen-, Hanf-, Seide- und Tabakwälder, die ganzen Blumenmatten voll wogender Schmetterlinge und wogender Zephiretten, die fernen, charakterfesten, deutschen, nervichten und – eckigen Alpen, und dann die großen, schönen, feurig-schmachtenden Augen der Italienerinnen, fast so wie Deine, wenn Du von etwas entzückt bist, und dann das ganze tolle, bewegsam lebendige Leben, welches sich bewegt und nicht bewegt wird, und dann mich, wenn ich fast mein teures, mir so fest an die Brust gewachsenes Deutschland über das lyrische Italien vergesse und wenn ich sehr deutsch und sentimental in die runde üppige Baumfülle hineinschaue oder in die Sonne, die untergeht, oder in die vaterländischen Alpen, die noch vom letzten Kuß der Sonne rot sind und glühen und sterben und dann kalt, wie gestorbene Menschen, dastehen – – ach! könnt ich Dir das alles malen, Du hättest wahrlich noch einmal so viel Porto zu bezahlen, so dick und voluminös würde mein Brief. –

Übermorgen geht's nach Verona, dann nach Vicenza, Padua und Venedig. – Wie mag es denn Euch jetzt gehen, und denkt Ihr manmal an den fernen einsamen Wanderer, der jetzt weiter nichts hat als sein Herz, mit dem er sprechen, weinen und lachen kann! Ach! so ein Dr. Faust's-Mantel müßte herrlich sein, und ich möchte jetzt ungesehen und unbelauscht in Eure Fenster hineinlugen und dann wieder fortfliegen nach Italien und dann Vergangenheit, Gegen-

wart und Zukunft in einen Kranz flechten. Hätte der Mensch in seinen Trauerstunden so viel heitere Minuten als in seinen heiteren so viel wehmütige, er wäre gewiß noch glücklicher als ich eben jetzt es bin.

Schwärmbrief an Chiara

Erinnerst Du Dich, als wir des Abends von Padua weg die Brenta hinabfuhren? Die italienische Glutnacht drückte einem nach dem andern das Auge zu. Da, am Morgen, rief plötzlich eine Stimme: „Ecco, ecco, signori, Venezia!“ – und das Meer lag vor uns ausgebreitet, still und ungeheuer, aber am äußersten Horizonte spielte ein feines Klingen auf und nieder, als sprächen die kleinen Wellen miteinander im Traume. Sieh, also weht und webt es in der „Meeresstille“, man schläfert ordentlich dabei und ist mehr Gedanke als denkend. Der Beethovensche Chor nach Goethe und das akzentuierende Wort klingt beinah rauh gegen diesen Spinnewebenton der Violinen. Nach dem Schluß hin löst sich einmal eine Harmonie los, wo den Dichter wohl das verführerische Auge einer Nereustochter angeschaut haben mag, ihn hinabzuziehen – aber da zum erstenmal schlägt eine Welle höher auf, und das Meer wird nach und nach allerorten gesprächiger, und nun flattern die Segel und die lustigen Wimpel, und nun hallo fort, fort, fort . . .

An Rosalie Schumann

Mailand, 5. Oktober 1829

So verfährt das Geschick mit dem Menschen, meine geliebte Rosalie! schon vor acht Tagen wollt ich und

sollt ich in Innsbruck sein, und da kleb' ich zum zweiten Male in Mailand fest. Viel zu schreiben, ist mir heute unmöglich, aus dem einzigen Grunde, weil ich wenig Lust spüre, Dich und mich zu langweilen. Drum kurz und bündig meine ganze Leidensgeschichte in sieben Kapiteln, von meinem Befinden in Venedig an bis auf heute.

Erstes Kapitel der Leidensgeschichte

Ein schöner Abend rief mich ans Meer hinaus, ich nahm eine venezianische Gondel, fuhr weit, weit hinaus – Gott weiß, ich war schon so viel gefahren, aber ich bekam auf der Rückkehr Anfälle von Seekrankheit.

Zweites Kapitel, bestehend aus

Bauchschmerzen, Magendrücken, Kopfweh-Erbrechen, Diarrhoe, Übelbefinden – ein lebendiger, nagender Tod. –

Drittes

Aus Angst nahm einen Arzt, der mich wirklich in so vieler Zeit kurierte, in der ich mir selber geholfen hätte, nämlich in drei Tagen. Dafür verlangte er aber auch einen Napoleondor, den ich ihm gutmütig gab.

Viertes

Nach näherer Untersuchung des Geldbeutels fand es sich, daß es, obgleich nach meinem alten System alles möglich ist, in diesem Falle unmöglich war, nach Deutschland zurückzukommen. Ich beschloß daher etwas anderes: was erst im sechsten Kapitel kommt.

SLUB
Wir führen Wissen.

S. Maria della Salute

Sächs. Landes-Bibl.

Fünftes

Mitten in dieser Geldbeutel- und anderer Verlegenheit traf mich eine schändliche Prellerei, wo ich diesmal den Geprellten spielen mußte. Ein Kaufmann, mit dem ich von Brescia aus gereist war, ging mir durch die Lappen mit einem Napoleondor, so daß noch kaum genug übrig blieb, meine Wohnung in Venedig zu bezahlen.

Sechstes

Tragischer Kampf des Guten und Bösen in mir – ob ich nämlich die Uhr, die mir einmal die Mutter geschenkt hatte, verkaufen soll oder nicht. Der gute Genius erwacht in mir, und ich mache lieber eine Reise von dreißig Meilen noch einmal, um dies nicht zu tun.

Siebentes und letztes Kapitel

Nun sitz' ich mit traurigem, phlegmatischem Gesicht auf der Eilpost in eine Ecke geknutscht und denke daran, wie glücklich doch die Studenten sind, die jetzt – bei ihren Schwägerinnen sitzen. – Es war eine fatale Laune, ein Anfall von Heimweh. Dann dachte ich mir Zwickau so hübsch, wenn es so am Abend von der Sonne getragen einstirbt und die Menschen auf Bänken vor den Häusern sitzen und die Kinder spielen oder im fließenden Bergwasser herumwaten wie ich sonst – und so mehreres. –

Dies, meine geliebte Rosalie, sind die Annehmlichkeiten des Reisens in Italien.

SLUB
Wir führen Wissen.

An die Mutter

Heidelberg, 11. November 1829

In Lindau war mir's gleich so, als wär ich in Zwickau, ein Städtchen mit 6000 Einwohnern, mit freundlichen Bewohnern, alten eckigen Häusern und heitern breiten Straßen, auf denen Gras wuchs. Aber was kann ich Dir vom Bodensee sagen – da dachte ich an einen hohen Menschen, einen Grafen S . . ., der mich eines Abends in Mailand bei der Hand nahm und sagte: „Wenn Sie an den Bodensee kommen, denken Sie an mich – er ist der größte, wildeste, erhabenste" – und Graf S . . . hatte recht; nur den Eindruck bei der ersten Ansicht des Meeres bei Venedig kann ich diesem vergleichen, wie denn überhaupt das ganze, kleine Lindau von Venedig ein Miniaturgemälde ist.

So wenig angenehm mein Aufenthalt in Venedig war, woran Geldmangel, Prellerei und wirklich physische Leiden schuld waren, so wenig kann ich jenen Abend vergessen, wo ich auf einer steinernen Bank dem Dogenpalaste weinend gegenübersaß, müde und traurig in das Meer sah, fremde, unbekannte Menschen an mir vorübergingen und wo ich so recht tief und lebhaft zu mir sagte: von allen diesen Menschen, die an dir vorübergehen, ist jetzt keiner so freudenleer als du, als du.

SLUB
Wir führen Wissen.

Erwin Speckter

Erwin Speckter ist der frühvollendete Bruder des Graphikers Otto Speckter, der durch seine Holzschnitte zu Heys Fabeln und Rumohrs Hundefüchsenstreit bekannt wurde. Erwin Speckter (Hamburg 1806 bis 1835 Italien) gehört zu der Reihe junger deutscher Maler, die in Italien ihre romantische Lebenserfüllung suchten und ihre frühe Vollendung fanden, wie Nerly, Fohr, Graß, Horny, Erhard, Reinhold. Seine „Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien", 1846 erschienen, sind besonders frisch geschrieben, von einer norddeutschen, wirklichkeitsnahen Klarheit und getragen von reiner Begeisterung.

Der Staberle ist ein alter, halb komisch-närrischer Fremdenführer, der selbst Cornelius geführt hatte und den die deutschen Künstler einander empfahlen.

Venedig

1830

Endlich sah ich Venedig! Venedig und das weite offene Meer. — Auf dem Meere schien die Turm- und Kuppelstadt zu schwimmen, in ein träumerisch duftig Blau gehüllt, und je näher ich kam, je leuchtender, glänzender erstand sie vor mir. Die goldne Muschel schien es zu sein, in der die Göttin der Schönheit ans Ufer geschwommen. Wie eine herrliche Wassertulpe wuchs sie aus dem Meer.

Immer näher kamen wir und stiegen bei Mestre aus dem Wagen in eine Barke; und endlich nach so langer Zeit empfand ich wieder heimische Gefühle — das Schaukeln der Barke, das Plätschern der Wogen.

Nun stand Venedig erst in aller seiner Herrlichkeit da. Golden glänzte es im Sonnenschein auf dem dunkelgrünen Grund des Meeres und dem blauen des Himmels; es schien der farbenfunkelnde Punkt im großen Weltkristall; ein eigen glühend, funkelnd und doch sanft träumerisches (anders kann ich es nicht nennen) Blau färbte den Himmel; ganz weiße leuchtende Wolken durchzogen in langen Streifen ihn; die dunkelgrüne Fläche des Meeres schien sich im Kusse mit dem Himmel zu verschmelzen. Nach dem Lande zu schlossen in einem Halbkreis die hohen Gebirge die Landschaft, die alle vom Schnee wie Edelsteine glänzend schimmerten. — So sah ich das herrlich schöne Venedig; aus den Fluten schien sie aufzutauchen, die Meerjungfrau. Hier spielte sie im Sonnenschein mit den weißen Wolken am Himmel, und die Gebirge waren ihr Perlenhalsband.

Ich glaubte in einem Zaubermärchen zu sein, als ich hineinfuhr in die Kanäle und alle diese ungeheuren Steinmassen wie auf dem Wasser schwammen. Endlich stieg ich aus und ward nach einem Wirtshaus geführt, durch lauter enge Gassen, in denen es aber von Menschen wogte; doch konnte ich mich nicht umsehen, da ich viel zu schleppen hatte.

Als ich etwas gegessen und mich umgezogen hatte, trat ich zur Tür hinaus — und da wurde mir auf einmal so wirr und schwindelnd, daß ich nicht wußte, ob ich mich verstecken, oder hineinstürzen sollte. Noch jetzt, bloß bei der Rückerinnerung, wird mir ganz schwindlig. Mein Wirtshaus lag am Markusplatz, und sowie ich aus der Tür trat, war ich auf

diesem. Der schönste blaue Himmel und die glänzende Sonne, gerade vor mir die Markuskirche, ein Wunder von Baukunst, mit unzähligen Kuppeln, Türmchen, Bildhauerarbeit und goldgrundigen Mosaikbildern. Daneben der Dogenpalast mit seinem feierlich ernsten Ansehen; dann der von einer Palastreihe und Kolonnade eingeschlossene Markusplatz; die Säule mit dem großen Löwen; der Turm, und hinten das offene Meer, Schiffe und im Meer andere Inseln mit Kirchen; dabei wogte der ganze große Platz von Menschen, ein Tulpenbeet schien es zu sein, in dem der Wind sich herumtummelte. Ich ging hin und her, sah mir, was ich sehen konnte, von außen erst an und sah eigentlich nichts. Die großen bronzenen Rosse auf der Markuskirche erkannt' ich sogleich; dann die drei flaggenden Säulen der drei Königreiche Zypern, Kandia und Morea. Auf den Stufen der Säulen lagerten im brennendwarmen Sonnenschein Gruppen halbnackter Schiffsjungen, dabei saß ein Mädchen mit Kindern; da standen Barfüßer und viele Kinder um sie herum, denen sie Bilder austeilten; da trug einer Wasser und ein anderer Aquavit in einem Korbe herum und schrien gräßlich ihre Waren aus. Da standen viele Weiber mit ihren weißen Tüchern oder Schleiern über dem Kopfe und kauften Brot, andere, mit reichem Putz von Haarflechten und einem Mannshut oben drauf, trugen an einem über die eine Schulter gelegten Tragholz Wasser im raschen festen Schritt durch die Menge durch. Hier standen Schiffskapitäne, dort ein armenischer Priester mit einem langen Bart, der mit einem in eine fuchspelzver-

brämte Jacke gehüllten polnischen Juden sprach. Nun kamen Griechen in ihren Kostümen, dann ein Haufen Schiffer, braune Kerls, mit langen schwarzen Locken, ein alter mit ganz weißem Haar, der die Kapuze, die sie an ihrer braunen friesenen Schifferjacke haben, über den Kopf gezogen hatte, bei den andern hängt sie wie bei den Mönchen nieder; einige haben den ganzen Rock ausgezogen und über die Schulter hängen, dabei rot und blaue Griechenkappen auf. Da schreit einer Austern aus, ein geputzter Herr und eine Dame gehen vorüber. Nun kommt ein Türke im Gespräch mit Juden. Offiziere, Schiffer, viele fremde Reisende; eine schwarzverschleierte Dame usw. Ich kann's nicht wieder erzählen; ich wollt', ich könnt's euch aufs Papier hinwünschen, denn anders läßt sich dieses Leben nicht mitteilen und keine Erzählung zeigt's. Es drängte und wogte so, und schrie an allen Ecken dabei, daß man's stundenweit im Meer muß gehört haben; und eine schwache Idee von dem Getreibe gibt entweder ein heißer Sommerabend in unserm Jungfernstieg oder die Weihnachtszeit. Nur daß man bei uns wenig schöne und hier fast lauter schöne Menschen sieht, und dann, daß es hier viel bunter und lebendiger ist. Dabei, wenn man hinauf sieht, aus den Fenstern schöne Teppiche und Decken hernieder hängen, so auch über die Balkons; und von allen Fenstern und Balkons sahen die prächtigsten Frauengesichter nieder.

Ich habe aufhören müssen — unmöglich war es mir, so Schritt vor Schritt dem zu folgen und das nachzuerzählen, was ich gesehen. Jetzt, da mein Auf-

enthalt in Venedig zu Ende geht, will ich versuchen, ob mir möglich ist, von dem Ganzen einen Totaleindruck zu erhalten. Coopmann bin ich sehr dankbar, daß er mir das Wirtshaus Pelegrini nachgewiesen; es ist reinlich und für Italien billig. So auch für seinen Staberle; der Junge ist ein braver Kerl, der Alte auch, nur muß man ihn in Zaum halten, da er ein Erzschwätzer ist.

Seit Sonntag morgen halb elf Uhr also bin ich hier und habe alles, was Coopmann und andere mir sagten und aufgeschrieben haben, gesehen; aber ich habe so viel auch gesehen, daß ich mich nach Ruhe sehne. Vor allem andern angezogen hat mich nun eigentlich das gestorbene Venedig. Dieses Magazin von herrlichen Palästen und Kirchen und Häusern, von der urältesten Zeit bis zur Zeit Tizians, vielleicht noch zweihundert Jahre später; da scheint der Glanz erloschen zu sein. Die Straßen sind eng und hoch die Häuser, daß in die meisten kaum das Himmelslicht hineinsieht; aber wenn man in die Höhe sieht; da ist keine Straße, in der nicht herrliche gotische Häuser wären, mit den schönsten, reichverziertesten Balkons und Fenstern. Überall sehenswerte, schöne Bildhauerwerke, und das meiste doch noch in gutem Stand erhalten. Tritt man auf einen freien Platz, sei er noch so klein, so steht gewiß ein prächtiger Palast irgendeines Nobile oder eine sehenswerte Kirche da. An den Kanälen ist es nun gar schön, denn da hat sich alles, was von Pracht und Herrlichkeit zu sehen ist, zusammengedrängt. Was mir an diesen italienisch-gotischen Bauarten besonders schön und geschmack-

voll scheint, das ist, daß man immer mehr in großen Massen gedacht und sich ausgedrückt hat, als bei den meisten deutschen Bauten, wie in Nürnberg usw,- da ist die Hauptmasse des Gebäudes durch die Verzierungen zerstückelt und vereinzelt. Hier aber ist der erste Eindruck der einer gewaltig großen, breiten Masse, und nun ist aller Reichtum, alle Fülle und Pracht auf die Teile gewendet, die besonders das Auge anziehen oder die Masse gegen die äußern Umgebungen abschließen sollen. So sind zum Beispiel die Ecken der Mauern immer auf das allerzierlichste mit bunt gearbeiteten, gewundenen Säulchen, oft gar mit Figuren und Fratzengesichtern, Rankengewinden und Tieren verziert. Dann das Gesims; dann das Kopfende der Mauer wieder mit kleinen Tierchen, darunter Ranken und Arabesken; dann architektonische Verzierungen usw. Die Abteilung der Stockwerke ist so auffallend gemacht und nun alle Kunst und Phantasie auf die Ausschmückung der Balkons und derjenigen Fenster gewendet, die eigentlich das Auge der Häuser, der Titel des Buches sein sollen. Hieran soll man den Charakter des ganzen Innern erkennen; so sind denn nun diese Fensterreihen, die großen Säle, die Prachtzimmer mit aller Herrlichkeit verziert; da sind Rosetten und Türmchen, Wappenschilde und Heilige, Blumen und Tierarabesken; und trotzdem, daß alle diese Verzierungen voll und üppig breit sind, wie die südliche Vegetation, so haben sie doch auch wieder wie diese das höchste Maß von Grazie, ohne (wie oft bei unsern deutschen) entweder durch das Große, Breite ins Ernste, Trübe und Plumpe zu fal-

len oder durch die Zierlichkeit mager, kleinlich und spielerig zu werden. Sie sind flach genug gehalten, um nicht durch Vorsprünge und Schlagschatten zu verkleinern und zu beeinträchtigen, und dennoch voll genug, um sich jedem Auge deutlich zu zeigen. Dasselbe gilt von den alten Kirchen hier, deren Hauptschmuck auch immer die Fensterreihen des hohen Chors, die Haupttür, die Pfeiler, der Tragstein und das Gesims unterm Dach und die große Rosette der Haupttür ist. Die Verzierungen der eigentlich großen Mauermasse sind bei all diesen Bauten entweder einzeln auf dem Raume verteilte flache Basreliefs, Wappen und dergleichen oder größtenteils Mosaik, bunt gemauert, was ich außerordentlich liebe, und möchte, daß Chateauneuf es in Hamburg einmal anwendete. Der untere Stock fast aller Häuser sowohl am Kanal als an den Plätzen ist eine Säulenkolonnade, massiv, aber reich verziert.

Bei diesem Lob der Gebäude hier muß ich nun freilich die Markuskirche eigentlich ausnehmen; so sehr sie mir imponiert hat, so herrlich und prächtig sie ist, so machte sie auf mich doch keinen Eindruck, der groß und mächtig wäre. Bei der Fassade fehlt mir eben, was gerade bei den übrigen Bauten so wohltuend für mich ist, die Masse der Mauerfläche; es sind lauter Nischen und Hallen, ohne eine Mauer, in der sie wären, kaum daß ein Band, wenigstens nur ein schmales Band, die untern, weit vorspringenden Nischen von den obern trennt; dadurch bekommt die ganze Kirche das Ansehn eines offenen Brotschrankes, mir ist immer, als müßt' ich eine Tür davor zu-

machen, um einen Schluß zu geben. Inwendig ist sie außerordentlich schön, wie auch von außen im einzelnen; nur ist für mich im Innern wieder ein Unbehagen, daß die flachen bildlichen Verzierungen zuwenig architektonischen Einschluß und Verbindung haben; so wünscht' ich Rippen durch die Gewölbe, die, reich verziert, diese in einzelne Felder trennten und der Decke eine schöne Verbindung mit den reich ausgearbeiteten Säulenköpfen geben, da mir gerade das bei den Kreuzgewölben so gefällt, daß diese Rippen wie aus den Säulen hervorwachsen und die Fläche des Gewölbes wie einen darübergebreiteten Teppich tragen. Doch nun wär' es wirklich des Tadels über dieses von aller Welt angestaunte und bewunderte Kunstwerk genug, und nun will ich denn auch gestehen, daß, als ich es zuerst sah, ich nicht wußte, was ich sagen sollte, so niedergeschmettert, geblendet war ich von der Pracht, und ich glaubte auch das Schönste, was ich je erblickt, zu sehen — und doch fühlt' ich in mir eine Unruhe, die mich zu keiner Bewunderung kommen ließ; ich fühlte, es fehle mir etwas, ich mußte Standpunkte suchen, mußte mich hineinfinden, und hatte nicht den klaren Eindruck, die befriedigende Anschauung, die ich so gern gleich von einer Sache habe. Nun, nachdem ich jeden Morgen drin war, ist mir klar geworden, daß der Grund in den besagten Dingen lag.

Es ist übrigens das Prachtvollste, was ich gesehen; aller architektonische Schmuck der Kirche Marmor, Säulen und Wände aber Bronze und Gold, wie die Türen, Altargitter usw.; dabei das ganze Gewölbe

Goldgrund von Mosaik, auf dem biblische Darstellungen, große Figuren in den herrlichsten Farben aus Mosaik glänzen. Arabesken an den Borden der Gewölbe (und das hat mich amüsiert, daß diese Arabesken Ähnlichkeit mit den hetrurischen haben), der Fußboden Mosaik von buntem Marmor; so sind auch von außen die Nischen oder die fünf Türgewölbe der Kirche alles Goldmosaik und Säulen und Statuen Marmor. Früher waren auch die Türmchen und Kuppeln vergoldet. Ein märchenhafter Anblick ist es, wenn die Sonne in die Kirche scheint, an die goldene Decke, und in dem feierlichen Dunkel des weiten, großen Raumes der goldene Schimmer funkelt und glänzt und ein Strahlenmeer sich darin zu verbreiten scheint. Überhaupt einen gewaltigen Eindruck macht das Innere, groß und heilig; man möchte auf den Knien nur diesen Boden betreten. Es sind fünf Kuppeln; eine über dem Hochaltar, zwei über dem Schiff der Kirche, mit dieser in einer Reihe, und auf jeder Seite eine über dem Seitenschiff und dann durch Säulengänge verbunden. Die Mosaik ist größtenteils griechisch, doch auch in späterer Zeit das Fehlende ergänzt. — Außen über dem Haupteingang stehen die vier bronzenen vergoldeten Rosse, die einst Venedig von der Eroberung Konstantinopels mitbrachte, als ungebändigte, die nur ein venezianischer Doge zähmen konnte; später hat aber der korsikanische Korporal sie zugeritten, und jetzt sind sie so zahm, daß sie sogar Kaiser Franz nicht abwerfen.

Die herrlichsten Bauten für mich sind der Dogenpalast, Madonna dell'Orto, eine sehr alte Kirche, Gio-

vanni und Paolo, Palast Pisani und so viele Paläste, Kirchen und Häuser aus der gotischen Zeit. Aus späterer Zeit sind viele Bauten prächtig, aber nur ein Gebäude ist es, was mich seines gewaltigen Gedankens und seiner Ausführung wegen ganz niedergeschmettert hat, der Ponte Rialto! Diese Masse und Last von ungeheuren Marmorblöcken in der Breite, in einem einzigen Bogen, ohne Stütze gehalten, sich über den Fluß gewölbt nur zu denken, ist ein solcher Riesengedanke, daß mir schwindelt — geschweige denn es auszuführen.

Ich traf es in Venedig insofern sehr gut, daß es Sonntag war, als ich ankam, und ein großes hundertjähriges Dankjubiläum statthatte. Vor zweihundert Jahren wurde Venedig von der Pest heimgesucht und die ganze Stadt verheert bis auf einen Teil auf einer Insel um die Kirche S. Maria Salute. Durch das Gebet der Dogesse war diese Pest abgehalten, wofür jene gelobte, eine neue Kirche zu bauen. In dieser Kirche nun war das Fest; dazu über den Großen Kanal zwei Schiffsbrücken gelegt. Ich ging also augenblicklich erst in St. Markus, dessen große, weite Räume zum Ersticken voll Menschen waren, und darauf dem Strom der Menge nach zu S. Maria Salute. Reizend war es anzusehen, wie Kopf an Kopf aus allen Fenstern über alle Balkone die schönsten Weiber sich lehnten und lachend und scherzend in den lieblichsten Gruppen niedersahen auf die wogende Menge.

Überhaupt zuerst hat mir das Volksleben in Venedig sehr gefallen, pittoresk ist es im höchsten Grade, und eine freudige Überraschung folgte der andern bei

mir; aber bald war dieser Rausch verschwunden, und Wehmut nahm seine Stelle ein – ja, fast könnt' ich dieses Volk hassen, das, so wenig sich und seine gewesene Größe fühlend, in ungebundener Lebensfreude und Genuß seine Tage zubringt. Müssen denn Fremde tiefer den Schmerz empfinden über des Vaters Tod und das zerstörte Heimathaus als die eignen Kinder? Aber später habe ich aus den Werken ihrer Ahnen sie entschuldigen gelernt, denn das ist fast das einzige noch, was ihnen von den alten Venezianern geblieben. Die mächtige Venezia, nur gewohnt zu siegen, von Königen ihren Triumphwagen ziehen zu lassen; die Schätze aller Reiche, aller Welten in ihren Schoß zu sammeln; das Meer als Teppich vor ihren Füßen, als Herrschermantel um ihre schönen Schultern – wie war es möglich, daß sie Leiden, Schmerz und Qualen kannte!

So wuchsen denn auch ihre Kinder auf. Als Sklaven huldigten ihnen von der Wiege bis zum Grabe Lust, Freude, Überfluß an allem, Herrlichkeit und Pracht; ihr ganzes Leben war ein Freudentaumel, eine tobende Karnevalswoche, bis der Aschermittwoch sie ins Grab legte. Selbst ihre ernsten, allgewaltig mächtigen Taten schienen sie fast spielend zu vollbringen. Geschichten, Charaktere, vor deren Größe Jahrhunderte und Menschengeschlechter gestaunt, waren hier nichts Seltenes, sie waren nur der Lorbeer, auf dem üppig prangenden Rosenbeet zu nie gesehener Herrlichkeit gediehen; und wie sie heute Fastnachtsspiele und Tänze feierten, in Gondeln jauchzend auf und nieder fuhren und der Geliebten Rosen

in die Haare flochten, so morgen auf dem Schlachtfeld; statt unter Tanz und Liebesliedern wanden sie unter Kriegsliedern und Trommeten den Lorbeer sich ins Haar. Dazu kommt noch die äußere Körperbildung des Venezianers; ein üppig kräftiger und blühend gesunder Menschenschlag, heischt ihr Körper tyrannisch alle Arten von Freuden und Genüssen; dabei den täglichen Angriffen des Elements ausgesetzt und allen seinen Schrecken und Verderben, haben sie von Jugend auf mit diesem Gotte kämpfen gelernt.

Morgens um neun, zehn und elf Uhr steht der Venezianer auf; dann fängt es in allen Straßen, auf den Kanälen und den Plätzen an zu leben und zu wimmeln; alle suchen jetzt im Winter die Sonne, da liegen, gehen, sitzen und stehen sie (und ohne Gefahr, überfahren zu werden, legt man sich mitten auf die Straße, denn Wagen und Reiter gibt es nicht, und die Fußgänger weichen aus). Dann beginnen die Geschäfte und alles in offenen Läden oder auf der Straße unter freiem Himmel; so dauert das fort (um drei, vier und fünf Uhr essen sie; um neun Uhr geht das Theater an und dauert bis zwölf) bis ein, zwei und drei Uhr in der Nacht; und gerade des Nachts nach neun bis ein Uhr fängt erst recht das Leben an. Alles ist glänzend erleuchtet und sieht gar lustig aus, wenn die gespickten Kapaunen ihr eigen Licht auf dem Schwanze tragen. So saust und treibt und schwirrt das also die ganze Nacht durch in allen Straßen, und trotzdem soll es in einigen Straßen nicht ganz geheuer sein (wenigstens früher, jetzt, sagen die Leute, sei die Polizei besser). Ich habe es in der Hinsicht

hier gut getroffen, daß ich erst das Jubiläumsfest gesehen und dann ein Allerseelenfest. Da ich nun trotzdem, daß ich des Abends die Geschichte bis spät mitmachte, doch morgens um sieben und acht Uhr schon auf dem Markusplatz war, um Kaffee zu trinken, so sah ich auch dann das Leben. Um die Zeit sind nur Schiffer da, Wasser- und Brotträger, Stiefelputzer, die ihr Geschäft schon früh beginnen, usw.; diese verhöhnten mich nun meines frühen Aufstehens wegen gewaltig und meinten, ich sei ein Tedesco, die könnten nicht schlafen; ich saß aber gern, rauchte mein Pfeifchen, hörte dem Lachen zu, sah, wie die Sonne über das offne Meer in die Höhe stieg und allmählich alles wachrief mit ihrem Glorienwort; dann sah ich Schiffe kommen, und hin und wieder ging auf dem Markusplatz ein Fenster auf, und ein hübsches Gesicht, mit Augen, deren Glut die Sonne beschämen und besiegen wollte, streute Brosamen nieder, und tausend bunte, girrende Tauben sammelten sich und pickten und wurden so von einem Fenster zum andern gelockt.

Dann ging ich den ganzen Tag herum, sah alles und ging dann abends in eine Weinkneipe, wo ich Austern aß und Zyperwein dazu trank. Vorher bin ich fast alle Abend im Mondschein in einer Gondel an der Riva hin und durch die Kanäle gefahren. Unendlich wehmütig haben diese Fahrten mich gestimmt; das Gesamtgefühl aller Leiden und Schmerzen, alles Traurigen, das ich je erlebt, Heimweh, Sehnsucht, stieg, wie ein Gespenst heraufbeschworen, in meiner Seele auf. Es waren wunderbar milde Abende, wie bei uns im September; das Meer ganz

still, eine dunkelgrüne Fläche, die ins tiefe Purpur spielte; ebenso war der Himmel; in beiden schwamm wie ein leuchtend Juwel der Mond, ganz golden (nicht bleich wie bei uns), und um ihn die Sterne. Auf den wenigen Schiffen im Hafen war alles still und tot; einzelne Gondeln durchkreuzten die Fläche, dann zitterte wie ein langgehaltener Seufzer des Mondes Spiegelbild. Ich fuhr in den Großen Kanal hinein; auf der Schattenseite lagen alle Paläste und Kirchen im blauen, aber glänzenden Duft, und nur die Ecken waren vom Mond goldverbrämt; auf der andern Seite wallte sein Licht wie ein tröstender Freund an den hohen Mauern hin, und wie es auf die Fensterscheiben glitzerte, die einem dunklen, leeren Zimmer Licht geben, so war es, wie wenn in trübe, ausgeweinte Augen der Trost eine milde Träne lockt. In einigen wenigen Palästen war noch Licht, ein matt dämmernd Licht.

Dann fuhren wir unter dem Ponte Rialto durch, und so ging es durch die engen Kanäle, bis wir beim Dogenpalast vorbeikamen. Hier war nun völlig alles tot; aber wie eine Leiche mit offnen Augen lag der Riesenbau da, die Seufzerbrücke wölbte sich hoch über uns. Die Seufzerbrücke, weil über sie die Verurteilten vom Rathaus oder Dogenpalast ins Gefängnis, das gegenüber, geführt wurden. Jetzt aber wahrhaft erst die Seufzerbrücke — ein ewiger Seufzer vom Dogenpalast zum Gefängnis —, und darunter auf dunklem Grund des Meeres schwamm der goldne Spiegel des Mondes wie die letzten, nie verschwindenden Tränen im Auge des alten Ozeans.

Klar und rein spiegelte sich alles — und so lag Venedig da, wie ein Narzissus einst; nur starrte es sich an im Spiegel, um zu sehen, ob es denn noch dasselbe Venedig sei, und erkannte sich nicht mehr.

Sankt Markus' heil'ger Löwe auf der hohen Porphyrsäule, umsonst schlägt er mit seinem Schweif die Weichen und reizt zur Wut sich auf; sein Brüllen ist verhallt, versteinert seine Wut und alle seine Brüder längst entschlafen. Ein Adler hat sie alle getötet. Gar schaurig ist Venedig im Mondschein — erstanden scheint es aus dem Meer, wie ein Zauberschloß, als der Zauberer mit dem Stabe in die Wellen geschlagen. Sehnsüchtig blicken die hohlen Augen der Paläste in die Tiefe hinunter, als möchten sie nur noch einmal jene Tage heraufbeschwören, nur noch einmal sie im Traume sehen, nur als Geister, die sie einst erlebt; wie ein Totenkopf, der sich im Spiegel sieht und seine vorige Lebensfülle schauen möchte; und der Wasserspiegel zittert, und es scheint, als wolle das versunkene Venedig noch einmal wie ein Gespenst aufdämmern.

Dann steigt wohl die Dunkelgrüne aus der Purpurtiefe und hüllt sich in den goldnen Schleier des Mondstrahls; schwebt und wankt durch die Straßen und sucht ihre vermählten Getreuen, die ihr entflohen, und weinend lauscht sie in alle Fenster hinein, grüßt die alten Bilder in den leeren Sälen und küßt schmerzlich gerührt die Statuen ihrer treuen Buhlen; und die alten steinernen Heroen auf den Gräbern erwachen und steigen hernieder, die Admiräle und Ritter von ihren Pferden; und die Bilder rauschen aus den

Rahmen und durch die Säle, in deren ödem Raum jeder Fußtritt hallt, zieht nun ein eigner Zug, daß die alten Fenster zittern in bang-freudiger Hoffnung, als kehre die alte Zeit zurück. Am St. Markus schnauben die ehernen Rosse, und des Löwen Augen glühen wieder – Aber der Morgen graut, und alles ist vorbei; seufzend kehren die Helden in ihre steinerne Hülle zurück, weinend sinkt die Jungfrau ins Meer, und ein langer, schneidender Seufzer zieht der Morgenwind durch die Straße.

Als wir so im Mondschein auf dem Wasser fuhren und mir mein alter Diener Staberle erzählte, wie er noch einige Jahre dem letzten Dogen gedient, und mir sein Haus, wo er gewohnt, zeigte, da ward mir, als wäre ich am Grabe eines lieben, lieben Bekannten.

Daß die Venezianer alle große Maler in der Farbe waren, ist mir begreiflich, da alles eigentlich hier nur Farbe ist und jeder Gedanke sich in dieser Welt von Farbe farbig gestalten muß. Ganz klar ist mir hier auch geworden (wenn ich so morgens meinen Kaffee trank und die Sonne aufgehen sah auf dem Meer), wie Farbton und Musikton ganz einer ist – und uns fehlt nur der feine Sinn, das recht zu finden; eine Ahnung haben wir gewiß alle, denn wenn diese Morgenglut am Himmel aufsteigt, daran das weiße Licht, darüber der vom hellsten, schwärmerisch leuchtenden Ton bis zum tiefernsten, dunkeln, glänzend blauen Himmel, unten die schillernde, bebende Fläche des Meeres, dann die in hellern und dunklern violetten Nebel gehüllten Ufer, die wie einzelne Stimmen erglühenden Bergspitzen usw., da fühle ich wenigstens,

SLUB
Wir führen Wissen.

und ich glaube jeder, wie das alles einen eignen, unhörbaren Klang in der Seele angibt, wie er auf und nieder, höher und tiefer, gehaltner und kürzer tönt; einzelne Stimmen wieder hell dazwischenklingen und so das ganze Gewoge von Gluten und Farben und diese glänzende, schwebende Harmonie zugleich eine tönende Harmonie ausströmt. Klar ausdrücken kann ich mich nicht, aber was ich unbestimmt oft früher gefühlt, daß so ein eignes Tönen und Klingen in der Mondnacht, im Sonnenauf- und untergange ist, das fühl' ich jetzt klar, und gewiß werden wir in jener Welt es ganz klar empfinden.

Das gehört hier aber nicht her, also noch von Venedig, und zwar von seinen Malern, von denen man wirklich hier eine herrliche Gesellschaft sieht; sie sind ganz echt lokal, venezianisch. Üppig prangend und glänzend von Farbe, wie die Natur und die Menschen, haben sie allen Reichtum, Pracht und Überfluß wie die alte Republik sich angeeignet und teilen verschwenderisch aus; aber sie sind bloß die Prachtgewänder, die Karnevalsspiele und Scherze, die Freud- und Lustmiene der Republik; nur einer oder zwei haben ihren Ernst, ihre Macht und Gewalt. Das sind Bellin und Tizian, und darum denn nur von diesen; so schöne einzelne Bilder ich auch von Veronese gesehen, worunter sein Abendmahl beim Levi, mit seiner lichtgebenden, prächtig verschwenderischen Farbe und der Art, wie es gemacht ist, wo der Pinsel nur auf der Leinwand gespielt zu haben scheint und die sprechendsten, wahrsten Köpfe und Mienen hervorgezaubert, mich ganz verstummen machte vor Bewunde-

rung, so hatt' ich doch bald genug. Auch nichts anderes zu sehen als Fleisch und Zeug, ist doch langweilig. Beim Tizian aber ist das anders. Mein Lieblingsbild von ihm ist seine Grablegung in der Galerie Manfrini. Gewaltig ist Tizian immer in allen seinen Sachen, aber gewöhnlich geht ihm die ernste Tiefe, die mächtige Einfachheit und ein tiefempfundener Seelenausdruck ab. Er ist echter Venezianer, groß und schön sind auch seine Formen, seine Zeichnung immer, aber ein zu üppiger Überfluß erlaubt ihm nicht immer, in den Formen der großen, einfachen Grazie zu bleiben; ebenso in seinen Bewegungen und Gewandungen, seine ganze Umgebung, Natur und alles hat das schon in ihn gelegt. Wo alles in Pracht und Üppigkeit die Schranken überschreitet, muß das auch in die Kunst übergehen und geht selbst etwas über bis in seine unvergleichlich schöne Farbe; das heißt aber nur bei seinen letzten Bildern. Fast alle seine Bewegungen grenzen nah an Übertreibung, wie sein Ausdruck, seine Zeichnung und Falten. Was den Ausdruck nun betrifft, wie sollte der, der so an der brechend überladenen Tafel des Lebens saß, den Becher der Lust und Freude in der Hand, den das Leben mit allem überschüttete, aber dafür auch ganz zum Sklaven sich machte, wann konnte der Zeit haben, Ruhe und Muße, sich aus diesem Leben zurückzuziehen und in die geheimen Kammern des Seelenlebens einzugehen! Da rissen ihn tägliche Anregungen und Störungen heraus und, ohne blind zu sein, war es ihm unmöglich. Seine Köpfe sind alle groß und schön, aber alle seine Heiligen voll irdischer Lust erfüllen

nicht mit der Ehrfurcht, wie die alten Florentiner. Diese Mängel, wenn ich es so nennen darf, sind am wenigsten bemerkbar in seiner Grablegung. Das Bild ist einfacher, gewaltig ernst und rührend, besonders der Kopf des Nikodemus, der sein eignes Porträt ist. Nächst diesem ist besonders schön von Tizian in der Kirche S. Giovanni und Paolo sein Wunder des heiligen Peter von Aretin (bekannt wie die Grablegung durch Kupferstich), dann einige große Bilder auf der Akademie, unter denen die kleine Maria, die zum Tempel geht – dann die wunderschöne Venus im Palast Barberico, wie auch hier der Faun mit einer Bacchantin. – Einige Porträts: Das Porträt des Dogen, auch ein schöner Christuskopf und noch viele, viele Bilder. Denn fast in jeder Kirche, in jedem Palast sieht man Werke von ihm, und alle meisterhaft leicht, fast wie mit dem Pinsel spielend hingedacht, und unbegreiflich schön in der Farbe, bis auf die letzteren, die zu dunkel und fast schwarz im Schatten sind. Sonst habe ich diese Farbe der Alten und besonders diese vollendete, glänzende, leuchtende der Venezianer so gern. Es ist nicht bloß das Porträt der natürlichen Farbe, nicht der Mensch ganz nachgeäfft, wie er vor uns steht, denn dies hier ist ewig gleich und bleibend, jener immer wechselnd durch das Wallen des Blutes, dann etwas bleicher, etwas röter usw., daher können wir das doch nicht nachmachen und wiedergeben, und unsere getreue, nachgeahmte Farbe wird immer etwas Materielles, Körperliches und Widerliches behalten (wie für mich bei den Niederländern größtenteils), ein Farbenkörper ohne Geist

oder, wie bei den Modernen (mir verhaßten Malern der Berliner Schule) eine ganz seelen- und geistlose Schminke. Bei den alten Venezianern ist jede Farbe Gedanke; sie dachten nur in Farben, daher ihre Farbe so seelenvoll und geistreich, und — bewegt möcht ich sagen. Gelebt müssen sie fast nur mit dem Pinsel haben, daher so unendlich viele Werke von ihnen.

In manchen Bildern steht fast über Tizian noch für mich Johann Bellin, namentlich in zwei Bildern, seinem Abendmahl der Jünger zu Emmaus in S. Salvatore und einer Madonna al Trono, nebst vier Heiligen und zwei Engeln, in der Kirche ai Frari.

Er ist in der Form freilich lange nicht so ausgebildet, und in der Art, sich auszudrücken, hat er nicht die Leichtigkeit und Meisterhaftigkeit; aber er hat nach dem, was dem Tizian fehlte, gestrebt; so ist er freilich weniger echter Venezianer, aber er fühlte, daß ein tieferer Ernst nötig; ward es ihm auch schwer, als Venezianer so vielem zu entsagen, um dieses zu erlangen, und merkt man auch bei den meisten Bildern diese Mühen an einem gewissen eisernen, gezwungenen Ernst in seinen Köpfen, Haltungen und Falten, so ist der Wille doch schön und lobenswert, und bei diesen zwei Bildern ist das auch nicht der Fall. Auch ist er da in der Form ausgebildeter, besonders bei den Jüngern zu Emmaus, und in der Farbe ist er etwas strenger noch und doch so schön wie Tizian, ja sogar noch leuchtender, kräftiger und voller.

Auf jenem Bilde ist sein eignes Porträt; ein schöner Mann in schwarzer Tracht, der neben dem Heilande sitzt. In diesem Porträt sieht man deutlich,

SLUB
Wir führen Wissen.

was ich gesagt, daß er, ein echter, sprudelnder Venezianer, nach einer größeren, ruhig einfachen Würde gestrebt. Auf dem Bilde in der Sakristei von ai Frari sind zwei musizierende Engel, von denen besonders einer, der die Flöte spielt, unvergleichlich schön ist.

Die ältern Venezianer vor Bellin haben mich nicht angezogen, da sie unausgebildet und kümmerlich sind und ich das gern übersehe. Bei den ältesten Florentinern schon ist eine große, schöne Seele in den ersten Grundzügen, den Ursprungsquellen zu erkennen, aber wo ich bloß den Körper zu sehen habe, will ich diesen auch ausgebildet erblicken; unmöglich kann das aufwachsende Kind mir das Bild des vollkommnen Mannes, der lebensvollen Jungfrau geben.

Von einem meiner Lieblingsmeister habe ich wenig hier gesehen; das ist Giorgione. Ein schönes Bild einer Dame mit der Gitarre von ihm in der Galerie Manfrini ausgenommen, die da sitzt, ihren schönen Hals, Arm und Brust entblößt, das lange Haar herunterwallend, mit einem solch trotzig-verachtenden Blick, als fordre sie die ganze Welt heraus, vor ihrer Schönheit sich zu beugen und ihr zu dienen.

Dann habe ich einen Genremaler, den ich ausgezeichnet liebe, obgleich fast alle seine Bilder schwarz geworden; aber die Wahl seiner Gegenstände und die Art, sich auszudrücken, ist so launig und interessant: das ist Bassano. — Nichts geb' ich um Tintorett.

Noch manche sind, die ich gern hab' ihrer leuchtenden Farbe und naiven Art wegen, als Cima da Conegliano, Pordenone, und ich weiß nicht, wie die andern heißen.

Im Palast Barberico ist die Casa (die Wohnung) Tizians. Das Zimmer, wo er lehrte, seine Schüler hatte, wo er arbeitete und starb. Die Kastellanin schloß mir auf, und wir traten aus einem Prachtzimmer in das andere; die Wände alle goldgepreßte Ledertapeten, die Decken reich ausgemalt und vergoldet. Im ersten Zimmer hingen die Porträts der Familie Barberico; dann kamen in einem nach dem andern lauter Werke Tizians. Schön ist es, daß die Zimmer alle noch so sind und daß die Modesucht nichts umgeändert – aber dennoch ist es traurig, diese großen Räume, wo jede Minute das Aufblühen eines Meisterwerks, den reichsprudelnden Springquell belauschte, diese Räume nun öde und tot zu sehen, große Spinnweben in allen Ecken und trübe Fenster, durch welche die Sonne nicht scheinen kann. Winter ist in diesem Blumengarten der Kunst, der Springquell ist versiegt, gibt keinen labenden Trunk mehr. Nie kehrt Venedigs Kunst zurück, nie jene Zeit, die hier zu Grabe ging, denn nur auf freiem Boden können so üppige Lorbeeren wachsen.

Hier ist des alten Meisters müdes Auge gebrochen; sein letztes angefangenes Bild hängt hier (er war neunundneunzig Jahre alt, als er es malte), und noch immer scheint durch die öden hallenden Räume der schmerzlich schneidende, letzte Ton seines Schwanengesanges zu ziehen. Frei wie ein Herr kann jetzt ein armer Künstler für einige Kreuzer durch diese Räume gehen, die er sonst nur mit Demut betreten, wenn ihm der große, hohe, neunundneunzigjährige Greis, der Stolz Venedigs, entgegentrat. – Ich sah ihn frei-

lich überall noch, überall die Fußtapfen des Löwen, und unendlich traurig wurde mir, als wär' ich in einem Sterbehaus, aus dem man eben die geliebte Leiche fortgetragen. Die Bilder von ihm hier sind alle furchtbar ruiniert, einige kaum noch zu erkennen. Die wunderschöne Venus, oder nackte Geliebte des Künstlers, hat unsere anständig feine Zeit verhängt, indem sie sie mit einem Schleier bekleidet hat. Eine feine schöne Zeit; weil sie selbst so ekel nackend ist und nur durch Schminke, falschen Staat sich noch ansehbar zeigen kann, so kann sie neidisch keine nackte Schönheit sehen.

Vom Palast Barberico gingen wir dann in die Kirche ai Frari, wo Tizian begraben liegt. Ein einfacher Stein im Fußboden mit einem Kreuz und seinem Namen bezeichnet die Stelle, unter der das Auge geschlossen ruht, dessen flammender Blick einst Farbenwelten schuf. Gerade diesem Stein gegenüber ist Canovas Monument, von ihm sich selbst gesetzt, oder, was ich aber nicht recht verstehe, dem Andenken Tizians gewidmet und nach seinem Tode von den dankbaren venetianischen Sklaven ihm geweiht. Wo Tizian schläft, das braucht die Welt nicht zu wissen, denn genug bezeichnet ist sein Leben – wenn längst sein Grab vergessen, werden seine Werke ewig wie Sterne am Himmel glänzen. Canova mußte sich aber selber einbalsamieren und ein Denkmal setzen, damit seinen Namen die Jahrhunderte nicht verlöschen. – In der Akademie ist Canovas rechte Hand und Meisel; gut ist, daß sie die Hand und nicht das Herz genommen, denn jene war ergiebiger doch.

SLUB
Wir führen Wissen.

Im Palast Manfrini sind die Sachen alle besser und gut erhalten; es gibt auch schöne Giulio Romano da, die, schön gemalt und gezeichnet, nur dürftig in der Komposition, dennoch ein schwach verhallend Echo von ihres Meisters Stimme sind. Auch ein paar Dürer und manche ältere Bilder haben sie.

Stadt- u. Landes-Bibl.

Siebtes Kapitel

Venedig als ‚Ein italienischer Traum'

von Charles Dickens

Charles Dickens (Landport bei Portsmouth 1812 bis 1870 Gadshill Place bei Chatham-Rochester) besucht Italien in der Mitte der vierziger Jahre, auf der Höhe seines Ruhmes durch die Pickwickier und David Copperfield, und seine „Pictures of Italy" erscheinen bereits 1846 auch bei Bernhard Tauchnitz in Leipzig. Sie sind seit langem in Deutschland so verschollen, daß es weder eine neuere Übersetzung gibt noch einen Wiederabdruck in der Tauchnitz-Edition. Die alte Übertragung von Leonhard Tafel mußte völlig erneuert werden.

Der italienische Traum charakterisiert bis ins letzte mit der unbeirrbaren Konsequenz der Dickenschen Schilderungskraft die Unwirklichkeit der Wasserstadt. An dichterischer Wucht ist er vergleichbar den phantastischen Kerkervisionen des Venezianers Giambattista Piranesi, aus dessen Folge der sechzehn Blatt „Carceri" unwirkliche Raum- und Bauträume sprechen. Dickens hat seine Italienbilder „mere shadows in the water", bloße Schatten auf dem Wasser, genannt. Der seltsame Reiz, den der Schatten seiner Persönlichkeit auf dem Spiegel der Lagune hinterlassen hat, bildet für uns eine neue kostbare Seite Venedigs.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Ich war seit einigen Tagen gereist, und hatte bei Tage nie, bei Nacht nur wenig ausgeruht. Die schnelle, ununterbrochene Folge von neuen Gegenständen, die vor meinen Blicken vorüberzogen, kehrte als halbgeformte Träume zurück, und eine Menge Gegenstände wanderten, während ich auf der einsamen Straße dahinfuhr, wirr in meinem Kopfe durcheinander. Hin und wieder hielt einer in seinem Ab- und Zuflug inne, und setzte mich in Stand, ihn ruhig und in voller Bestimmtheit ins Auge zu fassen. Nach wenigen Augenblicken verschwamm er dann wie die Vision einer Zauberlaterne, und während ich einen Teil noch ganz deutlich sah, einen andern noch schwach, einen dritten gar nicht mehr, schob sich mir ein anderer der vielen Orte, die ich vor kurzem gesehen, dahinter, und trat dann durch ihn hindurch. Er war mir nicht so bald sichtbar geworden, als er wiederum in etwas anderes zerfloß.

Einen Augenblick stand ich wieder vor den braunen, alten, verwitterten Kirchen von Modena. Als ich die seltsamen Säulen mit den grimmigen Ungeheuern als Postamenten wieder erkannte, war mir, als stünden sie auf der ruhigen Piazza zu Padua, wo die alte würdige Universität war, und die Figuren in stattlichen Gewändern hier und dort in dem offenen Raume sich um sie gruppierten. Dann schlenderte ich in den Vorstädten jener lieblichen Stadt umher, indem ich die ungewöhnliche Anmut der Wohnhäuser, Gärten und Baumgüter bewunderte, die ich einige Stunden zuvor noch gesehen. An ihrer Stelle erhoben

sich alsbald die zwei Türme von Bologna und der hartnäckigste aller dieser Gegenstände konnte sich keine Minute halten vor dem gewaltigen, von Gräben umschlossenen Kastell von Ferrara, das gleich dem Bild in einem wilden Roman im roten Sonnenaufgang wiederkehrte, und über die einsame, vergraste, verwitterte Stadt zu herrschen begann. Kurz, ich hatte jenen unzusammenhängenden, aber ergötzlichen Wirrwarr in meinem Kopfe, der sich bei Reisenden einstellt und durch ihre Ermüdung hervorgebracht wird. Jeder Stoß in dem Wagen, in dem ich halbeingeschlummert im Dunkel saß, schien eine neue Erinnerung heraufzubeschwören und eine andere zu verdrängen; und in diesem Zustande fiel ich in Schlaf.

Nach einiger Zeit wurde ich – so kam es mir vor – durch das Halten der Kutsche geweckt. Es war jetzt völlig Nacht, und wir befanden uns an dem Wasser. Es lag ein schwarzes Boot da mit einem Häuschen oder einer Kajüte von derselben Trauerfarbe. Als ich darin Platz genommen, wurde das Boot von zwei Männern gegen ein großes, in der Ferne im Meer befindliches Licht hingerudert.

Immer wieder hörte man ein unheimliches Ächzen des Windes. Er kräuselte das Wasser, rüttelte das Boot und jagte die finstern Wolken vor den Sternen hin. Es kam mir seltsam vor, zu dieser Stunde auf dem Wasser dahinzuschwimmen, das Land im Rücken zu lassen und diesem Licht auf dem Meere zuzusteuern. Bald begann es heller zu brennen, und aus einem Lichte wurden es viele Kerzen, die aus dem Wasser hervorglänzten und schienen, sowie das Boot ihnen

auf einer traumhaften Spur, durch Pfosten und Pfeiler bezeichnet, näher kam.

Wir waren etwa fünf Meilen über das finstere Wasser hingerudert, da hörte ich es im Traume an ein nahes Hindernis branden. Ich blickte aufmerksam hinaus und sah durch das Dunkel etwas Schwarzes, Massenhaftes — wie ein Gestade, aber dicht und niedrig wie ein Floß auf dem Wasser liegend. Wir glitten daran vorbei. Der Führer der beiden Ruderer sagte, es sei ein Begräbnisplatz.

Voll von Interesse und Verwunderung über einen Kirchhof, der draußen auf der einsamen See lag, sah ich zurück, um ihm von unserm Pfade nachzuschauen, fand ihn aber schnell aus dem Gesichte gerückt. Ehe ich wußte, wodurch und wie, fand ich, daß wir eine Straße hinaufglitten — eine Geisterstraße. Häuser erhoben sich auf beiden Seiten aus dem Wasser und das schwarze Boot glitt unter ihren Fenstern dahin. Lichter schienen aus einigen ihrer Erdgeschosse, die Tiefe des schwarzen Stromes mit ihren gebrochenen Strahlen abmessend; aber überall herrschte tiefe Ruhe.

So rückten wir vor in diese Geisterstadt und hielten uns in engen Gassen und Straßen, die mit fließendem Wasser angefüllt waren.

Einige der Ecken, um die wir bogen, waren so scharf und eng, daß es unmöglich schien, mit dem langen, schmalen Boote sie zu umfahren; aber die Ruderer bewegten es mit einem melodischen Warnungsrufe unaufhörlich vorwärts. Hin und wieder beantworteten Ruderer eines andern, dem unsern ähnlichen, schwarzen Boots den Ruf und schwebten, ihre

Eile in dem Augenblick ermäßigend — auch die unsern schienen es in dem Augenblick zu tun —, wie ein finsterer Schatten an uns vorüber. Andere Boote von derselben düsteren Farbe lagen, wie mir vorkam, an bemalten Pfeilern nahe an dunkeln geheimnisvollen Türen vor Anker, welche sich unmittelbar über dem Wasser öffneten. Einige waren leer, in andern schliefen die Ruderer, gegen eines sah ich einige Gestalten aus einem dunklen Bogengange des innern Palastes sich herbewegen. Sie waren bunt gekleidet und von Fackelträgern begleitet. Nur einen schnellen Blick konnte ich auf sie werfen, denn eine Brücke, so niedrig und dicht über unserem Boote, eine der vielen Brücken, die meinen Traum verwirrten, drohte auf uns niederzufallen und uns zu erdrücken und ließ sie sogleich vor meinem Auge verschwinden. Wir fuhren weiter nach dem Mittelpunkt dieser seltsamen Stadt heran, mit Wasser rings um uns her, wo sonst kein Wasser war — Gruppen von Häusern, Kirchen, eine Menge stattlicher Gebäude stiegen daraus empor und überall herrschte die selbe rätselhafte Stille. Jetzt schossen wir quer über einen breiten offenen Strom, und, wie mir vorkam, an einem weiten gepflasterten Kai vorbei, wo uns die hellen Lampen, mit denen er beleuchtet war, lange Reihen von Bogen und Säulen von gewichtiger, starker Bauart zeigten, aber dem Auge so leicht erscheinend, als ob es Girlanden von Rauhreif oder Altweibersommer wären — und wo ich zum ersten Male Leute umhergehen sah. Ich langte an einer Flucht von Treppen an, die vom Wasser in eine große Behausung führten, wo ich mich, nachdem

Canaletto, S. Clemente bei Venedig

Sächs.
Landes-
Bibl.

ich durch zahllose Gänge und Galerien gegangen war, zur Ruhe legte und hörte, wie die schwarzen Boote unter dem Fenster durch das kräuselnde Wasser hin und her glitten, bis ich in Schlaf verfiel.

Die Herrlichkeit des Tages, der mir jetzt in diesem Traume aufging; seine Frische, Lebendigkeit, Schwungkraft; seine Sonnenstrahlen, im Wasser widerscheinend; sein klarer, blauer Himmel, seine säuselnden Lüfte vermögen keine Worte eines Wachenden zu beschreiben. Aber von meinem Fenster schaute ich wieder auf Boote und Barken; auf Maste, Segel, Tauwerk, Flaggen; auf Gruppen rühriger Matrosen, welche sich mit den Ladungen dieser Schiffe beschäftigten; auf geräumige Kaie, mit Ballen, Tonnen, Kaufwaren aller Art überdeckt; auf große Schiffe, welche in stolzer Ruhe in der Nähe vor Anker lagen; auf Inseln, mit prachtvollen Kuppeln und Türmchen geschmückt: und wo goldene Kreuze auf den Gipfeln wundervoller, aus der See emporsteigender Kirchen im Sonnenlichte glitzerten! Ich stieg hinab an den Rand der grünlichen See, die vor der Türe wogte und alle Straßen füllte, und kam auf einen Platz von so ausnehmender Schönheit und Großartigkeit, daß im Vergleich mit seinem überschwänglichen Zauber alles andere matt und ärmlich erschien.

Es war eine große Piazza, die, wie mir vorkam, wie alles andere in dem tiefen Ozean ankerte. Auf ihrer breiten Fläche stand ein Palast, majestätischer und prachtvoller in seinem hohen Alter als alle Gebäude auf Erden in vollem Glanze ihrer Jugend. Kreuzgänge und Galerien: so leicht, daß sie als Werk von

Feenhänden erschienen, so stark, daß sie Jahrhunderte vergeblich berannt hatten, umschlossen rings den Palast und mit ihm eine Domkirche, die in den wilden, üppigen Phantasien des Morgenlandes prangte. In nicht großer Entfernung von ihrem Portal stand abgesondert ein luftiger Turm, der sein stolzes Haupt gen Himmel erhob und auf das Adriatische Meer hinausschaute. Nahe am Rande der Strömung erhoben sich zwei unheimliche Säulen von rotem Granit, die eine trug auf ihrem Gipfel eine Gestalt mit Schwert und Schild, die andere einen geflügelten Löwen. Nicht fern von diesen stand ein zweiter Turm, der reichste von den reichen in allen seinen Dekorationen, selbst hier, wo alles reich war. Er hielt in die Lüfte eine gewaltige Scheibe, glänzend von Gold und dem tiefsten Blau: die zwölf Zeichen des Tierkreises waren darauf gemalt und eine nachgebildete Sonne, die um sie ihren Lauf beschrieb, indes darüber zwei bronzene Riesen auf einer tönenden Glocke die Stunden anschlugen. Ein längliches Viereck hoher Häuser von dem weißesten Steine, von einer lichten, herrlichen Arkade umschlossen, bildete einen Teil dieser zauberhaften Szene, und hin und wieder erhoben sich frohe Flaggenmasten aufstrebend von der Fläche des unkörperlichen Grundes.

Mir war als träte ich in eine Domkirche und ginge unter ihren vielen Bogen auf und nieder, ihren vollen Umfang durchschreitend. Ein grandioses Traumgebäude von unermeßlichen Verhältnissen; golden von altertümlicher Mosaik; von Wohlgerüchen durchduftet; von wirbelndem Weihrauch nebelhaft däm-

mernd; mit kostbaren Steinen und Metallen reich geschmückt und glitzernd durch eiserne Gitter; geweiht durch die Leiber hingeschiedener Heiligen; regenbogenfarbig erleuchtet durch Fenster bemalten Glases; dunkel durch Schnitzwerk und farbigen Marmor; schattig in seinen weiten Höhen und gedehnten Fernen, schimmernd von Silberlampen und blinkenden Lichtern; geisterhaft, phantastisch, feierlich, unbegreiflich überall. Mir war, als beträte ich den alten Palast; durchschritte schweigsam Galerien und Ratshallen wo die alten Herrscher dieser Gebieterin der Wasser ernst von den Bildern an den Wänden niederschauten, und wo die hochbordigen Gallionen, noch immer auf der Leinwand triumphierend, wie vor alters fochten und siegten. Mir war, als wanderte ich durch ihre Prunk- und Triumphhallen — jetzt kahl und leer! — und sinnend über Stolz und Macht, die erloschen (denn die waren vorbei; alles vorbei) hörte ich eine Stimme rufen: „Einige Zeichen ihrer alten Herrschaft und die tröstenden Gründe für ihren Sturz mögen hier noch aufgewiesen werden!“

Ich träumte, man führe mich in einige Verhörräume, die mit einem Gefängnis an dem Palast in Verbindung standen, getrennt davon durch eine hohe Brücke, die eine enge Straße kreuzte und in meinem Traume die Seufzerbrücke hieß.

Zuerst aber kam ich an zwei ausgekerbten Spalten in einer Steinmauer, den jetzt zahnlosen Löwenrachen, vorbei, wo ich in dem übermäßigen Schrecken meines Schlafes Anklagen unschuldiger Männer vor dem alten ruchlosen Rate zu hören glaubte, wie sie oft bei

finstrer Nacht abgeworfen wurden. Als ich den Ratsaal erblickte, in welchen die Gefangenen zum Verhör geführt wurden, und die Tür, durch welche sie nach der Verurteilung traten – eine Tür, die sich nie hinter einem Manne schloß, der noch Leben und Hoffnung vor sich hatte, da war mir, als ob das Herz in mir erstürbe.

Doch es wurde noch schmerzlicher ergriffen, als ich, mit einer Fackel in der Hand, aus dem heitern Lichte des Tages zu zwei untereinander hinlaufenden Reihen unheimlicher, grauenvoller, schreckhafter Steinzellen hinabstieg. Sie waren ganz finster, jede hatte eine Schießscharte in der massiven Wand, in die in alter Zeit jeden Tag – so träumte mir – eine Fackel gesteckt wurde, um den Gefangnen darin eine halbe Stunde Licht zu geben. Die Gefangnen hatten bei dem Scheine dieser kurz dauernden Lichtstrahlen Inschriften in die geschwärzten Gewölbe gekratzt und geschnitten. Ich sah sie. Denn die Chiffern ihrer Hände, mit einer rostigen Nagelspitze eingegraben, hatten ihre Todesangst und sie selbst um viele Geschlechter überlebt.

Eine Zelle sah ich, in der niemand länger als vierundzwanzig Stunden blieb; vor seinem Eintritte schon war er dem Tode geweiht. Hart daneben war eine andere, gleich unheimliche, in sie kam um Mitternacht der Beichtiger – ein Mönch in brauner Kutte und Kapuze – erschreckend im freien, hellen Tageslicht, aber um Mitternacht in jenem finstern Kerker der Hoffnungstöter und des Mordes Bote. Ich hatte meinen Fuß auf der Stelle, wo um dieselbe Schreckens-

stunde, nach beendigter Beichte, der Gefangene erdrosselt wurde, und reckte meine Hand nach der niedern, heimlichen, schuldbeladenen Tür, durch welche der schwere Sack in ein Boot gebracht, fortgerudert und versenkt wurde, wo ein Netz auszuwerfen bei Todesstrafe verboten war.

Um diesen festen Kerker und über einem Teil desselben strömte das Wasser meines Traums und leckte außen die rauhen Wände, beschmierte sie innen mit Schleim und Moder, stopfte Unkraut in Ritzen und Spalten, als ob man selbst Steinen den Mund stopfen müßte, und bot einen spurlosen Weg für die Entfernung der Leichen der geheimen Opfer des Staates, einen Weg, so willig, daß er mit ihnen dahinging, ihnen vorrannte, wie ein grausamer Helfershelfer.

Von dem Palaste stieg ich auf einer Treppe, ich glaube die Riesentreppe genannt, hinab, und im Traume kam mir die Erinnerung an einen alten Mann, der abdankte, und langsamer und schwächer herabstieg, als er die Glocke hörte, die seinen Nachfolger verkündete. — Ich glitt auf einer der Barken davon bis wir an ein altes Arsenal kamen, das vier Marmorlöwen bewachten. Um meinen Traum noch wunderbarer und unglaublicher zu machen, waren einem von ihnen Worte und Sprüche auf den Leib geschrieben, aus unbekannter Zeit, in unbekannter Sprache, so daß ihr Inhalt für alle Menschen ein Geheimnis war.

Nur wenige Hammerschläge auf diesem Schiffsbauplatz hörte man und sah geringere Handarbeit, denn die Größe der Stadt war vorbei, wie ich gesagt.

In der Tat, sie schien wie ein Wrack auf dem Meer zu treiben, eine fremde Flagge war an den Ehrenposten aufgezogen und Fremde standen an dem Ruder. Die prachtvolle Barke, auf der sonst ihr altes Haupt zuzeiten prunkvoll ausgefahren, um das Meer zu freien, lag, deucht mich, nicht mehr hier; aber an ihrer Stelle war ein winziges Modell, aus der Erinnerung an die Größe der Stadt gemacht; und es sprach von der Vergangenheit (so wird das Starke und das Schwache im Staube vereint) fast ebenso beredt als die massiven Pfeiler, Bögen, Dächer, aufgeführt, um stattliche Schiffe zu überschatten, die jetzt zur See und auf dem Lande keinen Schutz mehr haben.

Noch war eine Rüstkammer da. Geplündert und beraubt; aber dennoch eine Rüstkammer. Eine stolze Standarte, den Türken abgenommen, in der Kerkerluft ihres Käfigs hängend. Reihen reicher Rüstungen, von großen Kriegern getragen, waren aufgehäuft; Armbrüste und Bolzen; Köcher, mit Pfeilen gefüllt; Speere; Schwerter, Dolche, Keulen, Schilde und schwere Streitäxte. Panzer aus Stahl und Eisen, um das tapfere Roß zu einem in Metallschuppen gehüllten Ungeheuer zu machen; und eine mit einer Springfeder versehene Waffe, die man leicht unter der Brustbedekkung bergen konnte, bestimmt, ihren Dienst geräuschlos zu tun, zum Schuß mit vergifteten Pfeilen.

Ich sah eine Truhe, oder einen Behälter, gefüllt mit fluchwürdigen Folterwerkzeugen: von schrecklicher Erfindung, Menschenglieder krampfhaft zu verzerren, zu zerdrücken, zu zermalmen und sie mit der Qual eines tausendfältigen Todes zu martern. Da-

vor waren zwei eiserne Helme mit Bruststücken: gemacht, glatt und knapp auf den Köpfen lebender Dulder anzuschließen, und an jedem Paar war ein Knauf oder Amboß angebracht, wo der die Folter leitende Teufel gemächlich seinen Ellbogen aufstützen und an der Ohröffnung die Wehklagen und Geständnisse des Unglücklichen darin belauschen konnte. Sie hatten eine so grimmige Ähnlichkeit mit Menschengestalt, sie waren solche Abbilder schweißtriefender, gemarterter und verzerrter Gesichter, daß man sie nicht wohl für leer halten mochte, und schreckliche Verdrehungen lauerten darin und schienen mich zu verfolgen, als ich, mein Boot wieder besteigend, nach einer Art von Garten oder öffentlichem Spaziergange in dem Meere ruderte, der mit Gras und Bäumen überwachsen war. Aber ich vergaß sie, als ich auf seinem äußersten Rande stand – da stand ich in meinem Traum – und über das kräuselnde Wasser hin nach der untergehenden Sonne blickte: Vor mir am Himmel und in der Tiefe eine rote Glut, und hinter mir die ganze Stadt auf dem Wasser in Streifen von Rot und Purpur aufgelöst.

In der schwelgerischen Verwunderung eines so seltenen Traumes fragte ich wenig nach der Zeit und war ihres Fluges uneingedenk. Tage und Nächte wechselten darin, aber wenn die Sonne hoch am Himmel stand, oder das Licht der Lampen sich in dem rinnenden Wasser brach, war ich immer noch auf der Flut, wie mir deuchte, plätschernd an den schlüpfrigen Mauern und Häusern, so wie mein schwarzes Boot, von ihr getragen, durch die Straßen dahinschwebte.

Oft stieg ich vor den Toren der Kirchen und der gewaltigen Paläste ab, wanderte von Gemach zu Gemach, von Flügel zu Flügel, durch Labyrinthe reicher Altäre, alter Grabmäler, verfallener Gemächer, wo die Möbel, halb ehrwürdig, halb grotesk dahinmoderten. Da waren Gemälde von so ewiger Schönheit und Ausdruck, mit soviel Leidenschaft, Wahrheit und Kraft, daß sie als ebenso viele jugendliche, frische Wirklichkeiten unter einem Heer von Gespenstern erschienen. Ich dachte sie mir oft in Verbindung mit den alten Tagen der Stadt, mit ihren Schönheiten, Tyrannen, Heerführern, Patrioten, Kaufleuten, Höflingen, Priestern, ja selbst mit ihren Steinen und Ziegeln und öffentlichen Plätzen; alles lebte um mich her an den Wänden wieder auf. Ich kam dann wieder die Marmortreppe herab, wo das Wasser die untern Stufen sanft bespülte, bestieg mein Boot und träumte weiter.

Ich schwamm die engen Straßen hinab, wo Zimmerleute, mit Hobel und Meißel beschäftigt, den Hobelspan auf das Wasser warfen, wo er wie Unkraut lag oder in wirren Haufen vor mir wegebbte. Ich kam an offenen Türen vorbei, die verfallen und verfault waren von langer Nässe, durch deren Öffnungen schien hin und wieder hell und grün ein spärlicher Fleck mit Reben, die mit ihren zitternden Blättern einen ungewohnten Schatten auf das Pflaster warfen. Vorbei an Kaien und Terrassen, wo Frauen, anmutig verschleiert, ab- und zugingen und müßige Gaffer auf Fliesen und Treppenfluchten in der Sonne lagen. Vorbei an Brücken, gleichfalls mit müßigem Volke gefüllt, das

herumschlenderte oder über die Brüstungen schaute. Unter steinernen Balkonen hin in schwindelnder Höhe, vor den höchsten Fenstern der höchsten Häuser erbaut. Vorbei an Gärten, Theatern, Heiligenschreinen, Riesengebäuden, gotischen, sarazenischen, nach dem Geschmacke aller Zeiten und Länder wechselnd. Vorbei an Häusern, hoch, niedrig, schwarz, weiß, gerade, krumm; gewöhnlich, großartig, hinfällig, fest. Mich hinwindend unter einem dichten Schwarm von Booten und Barken und endlich hinaus in den Großen Kanal! Hier sah ich in der irrenden Phantasie meines Traumes den alten Shylock auf einer mit Läden überbauten und von menschlichen Stimmen durchsummten Brücke hin und hergehen; in einer Gestalt glaubte ich Desdemona zu erkennen, wie sie sich aus einem Gitterfenster neigte, um eine Blume zu pflücken. In meinem Traume war es mir, als ob Shakespeares Geist unterwegs auf dem Wasser sei, durch die Stadt wandernd.

Es war Nacht, zwei Votivlampen brannten in einer Galerie außerhalb der großen Domkirche vor einem Bilde der Jungfrau. Es kam mir vor, als ob die große Piazza des Geflügelten Löwen hell erleuchtet und ihre ganzen Arkaden voll von Menschen wären, während andere Haufen in glänzenden Kaffeehäusern, die, nie geschlossen, die ganze Nacht offen standen, sich unterhielten. Als die ehernen Riesen die Mitternachtsstunde auf der Glocke anschlugen, war es mir, als ob sich alles Leben der Stadt hier zusammendrängte; und als ich an den schweigsamen Kaien fortruderte, sah ich sie nur hin und wieder von schlafenden, in ihre

Mäntel gehüllten, in voller Länge auf den Steinen liegenden Bootsleuten punktiert.

Aber dicht an Kaie, Kirchen, Paläste und Kerker, ihre Mauern beleckend und in die geheimen Plätze der Stadt vordringend, kroch überall das Wasser. Geräuschlos und wachsam, gleich einer alten Schlange in vielen Windungen geringelt, als ob es der Zeit harrte, wo das Volk in seine Tiefen hinabschauen würde nach einem Stein der alten Stadt, die seine Gebieterin sein wollte.

So schwamm ich davon und erwachte auf dem alten Marktplatze zu Verona. Oft und viel habe ich seither an diesen seltsamen Wassertraum gedacht, halb mich wundernd, ob die Stadt dort noch liege und ob ihr Name sei: VENEDIG.

Achtes Kapitel

Eindrücke und Schicksale aus dem neunzehnten Jahrhundert

Friedrich Theodor Vischer. Friedrich Pecht. Joseph Victor von Scheffel. Anselm Feuerbach. William Unger. Richard Wagner. Théophile Gautier. Hippolyte Taine. Carl Justi. Conrad Ferdinand Meyer. Adolf Pichler. Friedrich Nietzsche.

SLUB
Wir führen Wissen.

Friedrich Theodor Vischer

Friedrich Theodor Vischer (Ludwigsburg 1807 bis 1887 Gmunden am Traunsee) ist der Verfasser des humoristisch-tiefsinnigen Romans „Auch Einer“, der seine Ästhetik überlebt hat.

Er schreibt an seine Geschwister, den Bruder Pfarrer August Vischer in Hausen und an die Schwester Nanny Hemsen in Göttingen, sehr vertraulich-lebhafte, drastisch-scherzende Briefe aus Italien. Sie spiegeln den unruhigen Denker und kritischen Mann. Wir hören von den kleinen Zufällen fast mehr wie von den großen Dingen, Trinkgeld- und Taschendiebssorgen. Doch erkennt sein scharfer Blick auch die „noble Bescheidenheit“ seines venezianischen Gondoliers.

10. August 1839

Sonntag am 10. durch die lombardische Ebene nach Venedig. In der Lombardei sieht man doch deutlich den deutschen Schlag, der hier erobernd eindrang, an den vielen blonden und roten Haaren und blauen Augen. Ich fuhr die Nacht hindurch. Um drei Uhr morgens wurde ich zu Mestre in eine Barke gesetzt und fuhr in der Dämmerung durch die Lagunen Venedig zu, das ferne mit seinen Lichtern aus den Wellen glänzte, dann durch den großen Kanal in die Stadt, unter dem berühmtenRialto durch. Auf beiden Seiten eine Reihe herrlicher Paläste, aber öd und leer.

Die eigentliche Runde habe ich nun hier noch nicht gemacht, sondern ich bin viel zu Haus und lerne italienisch. Bälder, als ich ordentlich sprechen kann, will ich von Venedig nicht weg. –

Der Markusplatz ist etwas Einziges. Die Markuskirche mit ihren Kuppeln, ihren Marmor- und Goldmosaiken an der Wand und auf den Böden, ihren phantastischen Ornamenten, daneben der gotisch-maurische Dogenpalast – dann der Hafen – ein Reich der Phantasie, ein wirklich gewordener Traum, ein Stück aus Tausendundeiner Nacht. Der große Platz mit glänzend glatten Steinplatten belegt, ringsumher die herrlichen neueren Paläste mit Bogengängen, unter denen tief in der Nacht die ganze elegante Welt spazierengeht oder im Freien an den Caféhäusern sitzt und wo man die schönen Frauen Venedigs täglich im Schimmer der vielen Lampen bewundern kann – so etwas gibt es nur hier. Die ganze Stadt ist ja etwas Unglaubliches, eine Stadt mitten im Meere!

11. August 1839

Montag, den 11., war ein kleines Volksfest, man fuhr in Gondeln in die Lagunen hinaus, mein Hausphilister nahm mich mit. – Das war nun freilich etwas andres als ein Spaziergang im Botanischen Garten zu Tübingen. Hundert und hundert von Gondeln fuhren durcheinander, die Ruderer suchten sich in pfeilschnellem Fahren zu überbieten, es ging wie toll, und dabei weichen sie doch aus, daß man nie anstößt; am Ufer tanzten braune Schiffer nach einem Tamburin Nationaltänze und warfen die phrygischen Mützen in die Höhe, ein Improvisator machte schlechte Witze, in der Ferne sank das mächtige Gestirn blutrot in die unendlichen Wasser . . .

Pisa, den 2. September 1839

Das seltsame Venedig liegt jetzt zu einem Bilde schöner Erinnerung verklärt hinter mir, mit seiner uralt-byzantinischen Markuskirche, deren Fassade und Wände von Gold und Silber, Mosaik und bunter Arbeit wie orientalische Teppiche schimmern, seinem Dogenpalast, seinem Markusplatz, wo unter den Kolonnaden der umgebenden Paläste im nächtlichen Lampenschimmern die schönsten Frauen sitzen, seinen unzähligen, jetzt leeren und öden Palästen, seinen herrlichen Galerien, wo Tizian und Paul Veronese mit ihren satten Farben, ihren finsterkräftigen Männerköpfen, in dem unvergleichlichen Inkarnat der weiblichen Formen jedes Auge fesseln, — mit seinen Lagunen, Kanälen, Gondeln, dem wütenden Geschrei der Verkäufer, mit seinen großen geschichtlichen Erinnerungen. Mein Leben war höchst einfach und auf wenige Genüsse beschränkt. Bis zwei und drei Uhr lernte ich Italienisch wie ein Schulknabe, dann aß ich (nie mit rechtem Appetit, denn die Küche ist schlecht, unreinlich, und der Gestank halbübergegangener Fische, schmieriger Muscheltiere und so fort, den man von der Straße her immer in der Nase hat, verschlägt den Appetit). Ohne Eis war in der glühenden Hitze kein Tropfen frisches Wasser zu bekommen. Nach dem Essen sah ich einige Merkwürdigkeiten, dann nahm ich eine Barke auf die Insel Lido, um dort im offenen Meere zu baden. Ich badete oft bei ziemlich bewegtem Meere; das Ding sieht im Anfang ziemlich unheimlich aus, die hohen Wellen, der dumpfe Donner und Schaum der Brandung — aber

SLUB
Wir führen Wissen.

wenn man nur erst im Wasser ist, macht es sich ganz hübsch, man schwimmt federleicht, eine hohe Welle kommt drohend hoch über dich her, legt dich hübsch ordentlich auf die Seite, und du streckst den Kopf wieder ganz wohlbehalten aus dem Wasser. Abends sah ich die schöne Welt auf dem Markusplatz, nahm ein Sorbetto (Gefrorenes) und trollte mich dann nach Haus, um wieder Italienisch zu lernen. Einmal hatte ich auf den Lagunen ein kleines Abenteuer; ich fuhr mit drei Österreichern, worunter ein Wiener Handschuhmacher, ein reicher Mann, der nach Venedig gekommen war, um einmal recht gut speisen (der Unglückliche!), nach der nahen Insel S. Lazzaro, wo ein Kloster armenischer Mönche ist (meist herrliche Köpfe, mit den langen Bärten!). Im Heimweg kam ein furchtbares Gewitter, man sah keinen Schritt, der Regen stürzte in Strömen, Blitz auf Blitz, und nur ein Ruderer. Wir mußten eine Zeitlang in ein Häuschen eintreten, das auf Balken in den Lagunen steht, wo Soldaten der Dogana uns sehr freundlich mit ihrem bißchen Wein bewirteten. Es half aber nichts, man mußte wieder auf das unwirtliche Element hinaus. Der Handschuhmacher lächerte mich nicht wenig – nach Venedig kommen, in der Hoffnung, so manches gebackene Hähndl, so manche frische Auster zu verzehren, und so untergehen! Es war aber gar keine Gefahr, denn es war kein Sturm (der ist auf dem Meere, nicht in den Lagunen), und wir kamen ganz wohlbehalten, aber freilich auch ganz naß auf der Piazzetta bei den uralten Säulen mit dem Löwen des h. Markus und dem h. Theodor an.

Canale Grande

Sächs. Landesbibl.

Die Menschen sind, wie sich von einer Hafenstadt nicht anders erwarten läßt, verdorben und betrügerisch. Mir wurde (trotz größtmöglicher Aufmerksamkeit) ein Schirm und ein Taschentuch gestohlen. Ein Preuße erzählte mir, daß er einen Taschendieb im Moment erwischte, da er ihm eben das Nastuch stehlen wollte; er packte ihn, aber der Kerl biß ihn so in die Hand, daß er ihn fahren lassen mußte, und das Volk half ihm durch, da er ihn verfolgte; denn das Volk hilft hier unter allen Umständen immer gegen die Polizei. So verdorben es aber hier und überall in Italien sein mag, man sieht doch selbst dem gemeinen Menschen an, daß die edle und klassische Natur unter dem Schutte nicht verloren ist. Italien hat mehr Pöbel als irgendein anderes Land; aber betrachtet man als wesentliche Eigenschaft des Pöbels, daß die Gemeinheit auch im äußeren Wesen durch unedle Formen sich äußert, so gibt es hier keinen Pöbel. Ein Gondolier, der keinen Kreuzer wert ist, unterhält sich mit dir an der Spitze seiner Gondel mit einer nobeln Bescheidenheit, er fühlt sich als Mensch, als Italiener, ohne deswegen indiskret zu sein. Handelt sich's um's Zahlen, so geht freilich die Indiskretion an, aber auch da zeigt sich der Kerl talentvoll, indem er die Rolle der gerechten Unzufriedenheit mit einer Art spielt, indem er ein hohes Trinkgeld mit einem Ausdruck der Verachtung in der Hand wiegt, daß du, so gut du dieses Spiel kennst, doch einen Moment an deinem Rechte zweifelst. Grundgescheut und aufgeweckt sind sie alle, verstehen einen Wink, wo man dem deutschen Jockel die Sache zehnmal sagen muß; nichts

von dem vernagelten, kamelartigen Wesen, das ein oft noch so gescheuter junger Mensch in Deutschland an sich hat; alle Eigenschaften des Geistes, die auf das sinnlich Deutliche und Anschauliche gehen, stehen in der Blüte, aber die Tiefe, die Einkehr des Geistes in seine Tiefen fehlt.

Friedrich Pecht

Friedrich Pecht (Konstanz 1814 bis 1903 München) veröffentlicht 1854 seine Reisebriefe als Ertrag eines mehrjährigen Aufenthalts in Italien von 1851 bis 1854. Der Titel kennzeichnet schon die blühende, in Vergleichen und Metaphern schwelgende Sprache: „Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers."

Pecht war ursprünglich Lithograph und Maler, ehe er die stärkere Seite seiner Doppelbegabung, sich im Gemälde und im Wort auszudrücken, zum Beruf erwählte. Als Herausgeber der „Kunst für Alle" seit 1885 hat er einflußreich gewirkt.

Venedig, den 3. Oktober 1851

Da wäre ich endlich in diesem Stein gewordenen Märchen, dieser zauberhaften Stadt angelangt, die mit keiner andern verglichen werden kann und von keiner andern an Reiz übertroffen. Strenge Deine Phantasie an wie Du willst, zum Wunderbarsten und Abenteuerlichsten, Venedig wird es überbieten! Vor mir liegt der Hafen mit bewimpelten Schiffen und schlanken Barken, der Gesang der Gondoliere tönt zu mir herauf, marmorne Kuppeln tauchen silberweiß wie Schwäne aus der dunkeln Flut, die schwarze Gondel gleitet geräuschlos unter meinem Fenster vorbei, schwarzäugige Frauengestalten schäkern auf dem Balkon, melodisch klingen ihre Stimmen in mein Ohr, und doch möcht' ich mich oft noch fragen, ob all das nicht ein schöner Traum sei, und fürchte mich fast plötzlich, daraus zu erwachen!

Der Mond zeigte sich eben zuerst am dunkeln Him-

mel, als wir aus den engen Straßen heraus auf den glänzend erleuchteten Markusplatz traten. Das Zauberhafte dieses Anblicks ist nicht zu schildern, Du glaubst, ins Feenreich versetzt zu sein, eine jener Erzählungen aus tausend und einer Nacht mit ihrer üppigen orientalischen Phantasie plötzlich vor Dir verwirklicht zu sehen, der Bau, der Dir entgegenglänzt, ist einer jener Paläste aus Smaragd und Demant mit goldenem Dache.

Es ist St. Markus, aus dessen Zinnen und Türmchen jene marmorne Blumenwelt übermütig hervorsproßt, die Säulen umrankt und die Kapitäle mit ihren Rosen umspinnt. Hinter ihm tritt Dir der Dogenpalast entgegen, noch wunderbarer, noch mehr aller Voraussetzungen spottend und sie hinter sich zurücklassend durch seine Kühnheit und Größe. Ich hatte beide Gebäude so oft gemalt gesehen, und vortrefflich, aber nie, fand ich, hatte die Abbildung auch nur einen kleinen Teil jenes übermächtigen Eindrucks wiedergegeben, den in der Natur diese Bauwerke machen.

Vor mir lag das Meer im grünen Mondglanz ruhig wie ein schlafend Kind, der Schiffe dunkle Masten übereinandergetürmt wie Haufen Ungeheuer, hier und da schießt eine Gondel durch die spiegelglatte See, und ihr Ruderschlag scheint tausend Funken aus der Tiefe hervorzusprühen, unter ihrem dunkeln Dach, welch süße Geheimnisse mögen da verborgen sein! –

Die Inseln zeigen von ihren Kirchen und Palästen nur die Silhouette von blauem Dunst umflossen, ein

SLUB
Wir führen Wissen.

breiter Lichtstrom trennt sie von uns, der zitternd über die Woge hingleitet, ein feuchter Glanz wie im Auge eines liebenden Mädchens zieht durch die ganze Luft, der Dir unsägliche wollüstige Schwermut und träumerische Sehnsucht ins Herz gießt! Blickst Du dann wieder auf die Piazzetta, so wirkt der Kontrast zwischen diesem Bilde der Ruhe und der flammenstrahlenden Piazzetta mit ihrem ungeheuren Reichtum an architektonischen Formen doppelt magisch und blendend; die Welt hat keine zweite Szene der Art aufzuweisen!

Weiter auf dem Markusplatz wogt es schau- und genußlustig durch die Arkaden der beiden Prokurazien, Musik aller Art läßt sich hören. Hunderte von Gasflammen beleuchten die bunte, glänzende Menge, die sich auf den Marmorplatten des Platzes herumtreibt, mit ihrem roten Licht, ihr Glanz spiegelt sich an den Säulenbündeln der Kirche, das gleißt und blitzt und glänzt an den kostbaren vielfarbigen Marmorsäulen, dem Mosaik der untern Hälfte, während die weißen Kuppeln, die Filigranarbeit der Türmchen und Zacken der obern im sanften, kühlen Mondlicht weich und traumhaft verschwimmt!

Wir gingen alle wie berauscht herum unter den langen Säulenhallen auf dem breiten Platz und konnten des Staunens, der Bewunderung kein Ende finden. Himmlische Wirkung der Kunst, die entzückt und erhebt, wenn die Spuren aller übrigen menschlichen Tätigkeit längst verweht sind! Venedigs Größe ist in Staub gesunken, seiner Helden, seiner Staatsmänner Arbeit ist vernichtet bis auf die letzte Spur, aber

seiner Baumeister, seiner Maler Werke beherrschen heute noch mit ihrem Glanze die Welt, machen das Entzücken des Gebildeten, geben Anstoß, Regel und Gesetz für tausend Schöpfungen neuerer Zeit. O diese Werke des schaffenden Genius sind größere Taten und haben mächtigere Wirkung als alle gewonnenen Schlachten über sterbliche Menschen auf blutigem Felde, denn sie sind gewonnene Schlachten des unsterblichen Geistes!

SLUB
Wir führen Wissen.

Joseph Victor von Scheffel

Der junge Joseph Victor von Scheffel (Karlsruhe 1826 bis 1886) war Reisegefährte von Anselm Feuerbach im Sommer 1855 in Venedig. Für ihn ist Venedig eine andere Umwelt als für den um seine stille, edle Kunst ringenden Maler.

Scheffel hat kurz vorher in Capri 1853 den Trompeter von Säckingen geschrieben und ist eben im Begriff, zu dem Ekkehard den Entwurf zu finden, der kurz nachher ihn berühmt machen wird.

1855

Ins venezianische Leben bin ich allmählich eingewöhnt und freue mich täglich von neuem, wenn ich durch die Säulenhallen des Dogenpalastes oder durch die ernsten, mosaikgeschmückten Räume der St.-Markuskirche gehe. Venedig ist etwas Apartes, das weder in Italien noch in der Welt seinesgleichen hat; man versteht es erst, wenn man sich mit seiner Lage und der größtenteils dadurch bestimmten Geschichte vertraut macht. Auf einer Sandbank der Lagunen wachsen eben andere Verhältnisse empor als in einem Tal der Alpen oder an den Ufern des Tiber. Aber diese von der Natur zu einem Amphibienleben geschaffenen Insulaner haben aus sich gemacht, was zu machen war. Die Enge ihrer Heimat trieb ins Weite. Das Meer ward ihren Galeeren untertan, Handel und Erwerbung machten ihnen den Orient zinsbar – und so mahnt hier bei jedem Schritt ein Rest alter Zeit an diese gedoppelte Position, die nur einen Fuß hier hatte, den anderen aber im griechischen Archipel, in

SLUB
Wir führen Wissen.

Konstantinopel, in der Levante usw. S. Marco ist größtenteils aus der Beute des Orients gebaut; wenn diese Säulen und Statuen ihren Heimatschein auf sich geschrieben trügen, würde die eine von Syrien, die andere von Konstantinopel, die dritte von Paros oder Naxos erzählen. Die vier prachtvollen Bronzepferde auf der Balustrade sind aus dem Hippodrom von Byzanz und dorthin vielleicht aus Rom gekommen. Vor dem Tor des Arsenals hält ein riesiger Löwe Wache, der einst den Hafen Piräus bei Athen schmückte und dem in unbekannter Zeit nordische Seefahrer eine Runenschrift auf seinen Marmorrücken geschrieben. So fahren die Kunstwerke in der weiten Welt herum.

Diese Verbindungen und Eroberungen müssen seinerzeit einen enormen Reichtum hier konzentriert haben, jeder Nobile oder wenigstens die alten Häuser dieser Patrizier waren Fürsten für sich; wenn man den Canale grande entlang fährt, spiegelt sich ein Palast nach dem andern im grünen Lagunenwasser, und einer schöner als der andere, von den spitzbogigen maurischen Balkonfenstern und Säulenhallen des 12. und 13. Jahrhunderts an bis zu den elegantesten, der Antike nachgeahmten Fassaden, mit denen Sansovino und Palladio die Königin der Meere geschmückt. Ein merkwürdiges Prachtstück ist der Dogenpalast, der aber schon in seinem Äußern deutlich ausdrückt, daß ein Doge von Venedig kein seinen Launen und Vergnügungen raumgebendürfender Fürst, sondern der oberste Beamte einer finsteren, strengen Republik war, die ihm diese Säle nur zur Verfügung stellte, wie etwa eine andere Stadt ihrem Bürgermeister den drit-

ten Stock ihres Rathauses als Dienstwohnung; darum sind unter demselben Dach alle die Gemächer, wo die übrigen Behörden der Republik ihr Wesen trieben: der Rat der Zehn und die Staatsinquisition und die Prokuratoren und Avogadoren und der große Senat, zuoberst aber die Bleikammern und zuunterst die scheußlichen Gefängnisse der Pozzi, aus denen mehr Gefangene der Erdrosselung oder dem Ertränktwerden als der Freiheit entgegengingen.

Wer seinen Glauben an die Menschheit etwas herabstimmen will, muß die Statuten der venezianischen Inquisition lesen, um zu sehen, mit welchen Mitteln man eine durch Schreck und Furcht allzeit leichter als durch Humanität zu lenkende Menge regieren, zugleich aber auch allen Usurpationsgelüsten der Bevorzugten und Hervorragenden die Spitze abbrechen kann.

Man wendet gern seinen Schritt von der in jene Gefängnisse führenden, verdeckten Seufzerbrücke weiter. Die Kunst hat ja über Venedig ein so reiches Füllhorn ausgeschüttet und versöhnt mit dem finstern Getriebe der Gewalten, unter denen sie blühte.

In der Akademie der schönen Künste strahlt der Farbenglanz der alten venetianischen Meister in unvergänglicher Glut und in so gleichmäßig weicher Harmonie, daß es einen schier bedünken möchte, als wären die Pinsel aller jener, die im 16. Jahrhundert zu Venedig das Reich der Farbe beherrschten, mit einem besonderen Zauber gefeit gewesen; von dem ernst einfachen Giovanni Bellini bis zu dem glutsprühenden Tizian, dem graziös sicheren Paris Bordone

und dem anmutig kecken, lebenstreuen Paul Veronese eine Grundstimmung, die mir jetzt erst klar gemacht hat, daß das Malen kein Kolorieren von Kartons ist, sondern ein eigenes, volles, in Farben und nur in Farben sich bewegendes Denken, dem Linie und Komposition und alles andere nur als ganz untergeordnete Nebensachen dienstbar sind. Was die Akademie in reicher Zusammenstellung hat, findet seine Ergänzung in den einzelnen Kirchen. Der heilige Zacharias macht einem den alten Bellini erst recht wert. In der reichen, mit Dogengrabmälern geschmückten Kirche S. Giovanni e Paolo hängt das Martyrium des heiligen Pietro, wohl das gewaltigste Werk, das Tizian geschaffen. Die Scuola di San Rocco ist eine ganze Galerie von Bildern des fingerfertigen, phantasievollen Tintoretto, dem nur die Mäßigung und jene unerwerbbare Ader geistigen Adels fehlte, um es mit den ersten seiner Zeit aufzunehmen. So bietet jeder Tag einen neuen Erwerb; und wenn sich der Mensch zur Abwechslung auch wieder am Spiel der Wogen und elementarer Kraft erfreuen will, dann trägt ihn die Gondel abends hinaus an den Lido, wo hinter weißen Sanddünen das Adriatische Meer seine unendliche Fläche fluten läßt. Man wirft sich in die stärkenden Wellen und fährt erst in dunkler Nacht seinem alten Venedig wieder entgegen – und die Lagunen leuchten in einem gespenstigen Phosphoreszieren bei jedem Ruderschlag, als würde ein Gewimmel silberner Funken in der Tiefe wach, und die Seele möchte sich schier verträumen, wenn das Menschengelärme an der Riva degli Schiavoni und

der klagende Marionettenkönig, der oft um elf Uhr nachts seinen fünften Akt und seinen Tod noch nicht gefunden, sie nicht wieder in die Gegenwart zurückriefe.

Oder stattet man einmal den ernsten Armeniern auf der Insel San Lazzaro Besuch ab; die passen mit ihren langen, schwarzen Talaren und Bärten und der orientalischen Ruhe im Antlitz trefflich aufs venezianische Pflaster und haben sich auf ihrer Insel eine reizende Einsamkeit geschaffen. In ihrem Klostergarten mit seinen Zypressen und baumhohen Rosensträuchern kommt das aus Venedig schier verdrängte Grün doch auch wieder zu seinem Recht, und in ihrer Druckerei drucken sie armenische Bücher, und ich mußte es mir wohl gefallen lassen, daß mich der Pater für einen Ignoranten statt für einen Gelehrten hielt; denn meine Sprachstudien waren übers Armenische so wenig im klaren, daß ich ihn fragte, ob man ihre Schrift auch von rechts nach links lese, worauf er mir indigniert antwortete: „Signor, wir sind keine Juden, sondern gute Christen.“ Die schönste aller Inselfahrten aber führt nach dem entlegenen Torcello. Dort liegt im kühlen Meeresgrund die alte Stadt Altino versunken, wo der Fischer dann und wann noch Marmorstücke im Netz herauszieht. Torcello selbst ist einsam und verlassen, auf dem ehemaligen Marktplatz wächst Gras; aber wie ehedem der Prätor hier Recht sprach, so steht der marmorne Lehnstuhl noch zwischen umgestürzten Säulenkapitälen. Das Volk nennt ihn die Sedia di Attila, zum Andenken an die Hunnen, die ihre Vorfahren einst zwangen, in diesen In-

seln eine unzugängliche Zufluchtsstätte zu suchen; und die ehrwürdige Kirche San Fosca mit ihrem Achteck und der säulengetragenen Vorhalle, und der alte Dom mit seinen amphitheatralischen Chorherrensitzen und düster ernsten byzantinischen Mosaiken ragen als Denksteine der Zeit, wo hier einst, wie jetzt in Venedig, ein dichtgedrängtes Stadtvolk wimmelte. Die einsamen, fremden Gäste steigen aber sofort auf den Campanile, um durch die durchbrochenen Fenster bei den Glocken zugleich nach den Alpen Friauls, den euganeischen Bergen bei Padua und dem Adriatischen Meer eine spähende Umschau zu halten. Der Sonntagsfriede über diesen efeuumrankten Trümmern inmitten der Lagunen und dann wieder ein Abend auf dem gaserleuchteten St. Markusplatz, wo die venezianische Eleganz in so dichten Reihen beim Schall der österreichischen Militärmusik promeniert, als wär's ein Ball im Freien und eben die Polonäse an der Reihe. Stoff genug zum Nachdenken für einen, der mittendrin nicht vergißt, daß auch der S. Marco samt aller Pracht und Marmorschöne dereinst öde und verlassen stehen wird, und der sich fragt: Was ist in all dem bunten Schattenspiel von Welt und Geschichte das Bleibende?

SLUB
Wir führen Wissen.

Anselm Feuerbach

Anselm Feuerbach (Speyer 1829 bis 1880 Venedig) verbringt die Jahre 1855 bis 1856 in Venedig, zunächst mit dem Auftrage, Tizians Assunta für Karlsruhe zu kopieren. Dort trifft ihn auch die Nachricht, daß man ihm das Jahrgehalt des Großherzogs von Baden nicht weiter zahlen werde, weil seine „Poesie" mißfallen hat. 1880 ist er in Venedig gestorben, drei Jahre vor Richard Wagner.

Venedig, 20. Juni 1855

Andern Tages an Padua vorbei, dann wird es Abend, Nacht; die Eisenbahn führt ins endlose Meer hinein und immer fort. – Da liegt Venedig, lang hingestreckt mit zahllosen Lichtern, als wolle es in der Nachtkühle baden. Gondeln liegen da, wir steigen ein und geräuschlos taucht Palast nach Palast auf und verschwindet. Wir kommen in Seitenkanäle, eng, schwarz, die Gondoliere bücken sich unter den dunklen Brücken und rufen sich zu. Endlich hält die Gondel still.

„Buona sera!" Ein Kellner mit Licht führt uns in ein erleuchtetes Haus. Wir fragen nach S. Marco; „Sempre dritto", und da stehen wir denn Gott sei Dank nicht wie gewisse gemütliche Tiere, sondern wie Aladin mit seiner Wunderlampe in Tausendundeiner Nacht.

Jenen Abend ward wenig gesprochen, viel gedacht und sich schlafen gelegt mit dem Gefühl, wie es in Vaters Briefen heißt: „Ich war verzaubert und wußte die Formel nicht." Ich aber, der Sohn, ich werde sie finden. Verlaß Dich darauf.

SLUB
Wir führen Wissen.

Fortsetzung morgen.

Und was soll ich nun von den Venezianern sagen? Es ist eine Bruderschaft der echten Farbe; sie müssen so sein wie sie sind, weil sie nicht anders sein können. Hätte ich zu ihrer Zeit gelebt, so würde sich vielleicht in mancher dunklen Kirche ein Bild mehr finden, das sich an die große Kette still als bescheidener Ring anfügen dürfte.

Die Venezianer sind ernst in ihrer Heiterkeit und heiter in ihrem Ernst. Sie suchen nichts und brauchen nichts, weil sie alles haben. Mehr denn zwanzig Bilder habe ich hier schon gesehen: dunkle Madonnen, in schöner Architektur sitzend, umgeben von ernsten Männern und schönen Frauen in heiliger Unterredung. Immer sind drei Engelchen darunter mit Geigen und Flöten. Ich finde, daß damit alles gesagt ist, was man braucht, um schön zu leben.

Wir wohnen am Meere; zahllose Schiffe wiegen sich vor unsern Fenstern, Inseln mit Kuppeln glänzen im Sonnenschein. Ich werde von Venedig so bald nicht loskommen, denn es ist alles da, was ich brauche. Von Tag zu Tag kommt mehr Klarheit und Ruhe über mich; des Abends stürze ich mich in das Adriatische Meer und wasche alle Sünden der Vergangenheit ab. In dieser Stadt der Toten will ich Lebendiges schaffen.

Bis jetzt habe ich nicht gewagt, der Assunta unter die Augen zu treten, aber in einigen Tagen werden die Vorbereitungen fertig sein, dann — —

Die Zeit, bis die Leinwand gespannt ist, benütze ich zu Zeichnungen nach alten Bildern. Scheffel ist fleißig auf der Bibliothek. Du siehst, wie sich alles

schön und lieblich fügt. Ja, wir wandeln auf Marmor und wohnen in Palästen!

*

Mein erstes Eintreten in Venedig stürzte mich vorübergehend in eine Art von Entzückungstaumel, der aber angesichts der großen Assunta sehr bald in nüchterne Überlegung sich auflöste. Nichtsdestoweniger ist Venedig mir immer als die Heimat der Poesie erschienen. Nächtliche Rundgänge auf S. Marco, mit dem inneren Bewußtsein der Schaffensfreudigkeit, erfüllten meine Seele damals mit einem Behagen, welches ich später in jener Weise nie mehr empfunden habe. Es war das Behagen, welches durch den Einklang der äußeren Umgebung mit der inneren Seelenstimmung hervorgebracht wird.

Venedig ist wunderbar in seinem heiteren Glanze, seiner träumerischen Ruhe, noch wunderbarer im Sturm, wenn die Möwenschwärme hereinflüchten, während das Meer sich donnernd an den Murazzi bricht.

Wenn ich an Venedig denke, ist es mir, wie wenn ich schöne Musik gehört, ein gutes Buch gelesen oder mit einem lieben Menschen gesprochen hätte.

Venedig, 1. September 1855

Seit vorgestern bin ich wieder hier. Das Alleinsein kommt mir seltsam und schwer vor.

Ein echt venezianisches Gewitter, welches endlich die heiße Luft niedergekämpft hat – ich dachte dabei an Manzonis Promessi Sposi –, rumorte die ganze

Nacht hindurch und donnerte noch in den stillen Sonntagmorgen hinein. Tiefe Einsamkeit! Doch sie ist mir willkommen, diese Einsamkeit.

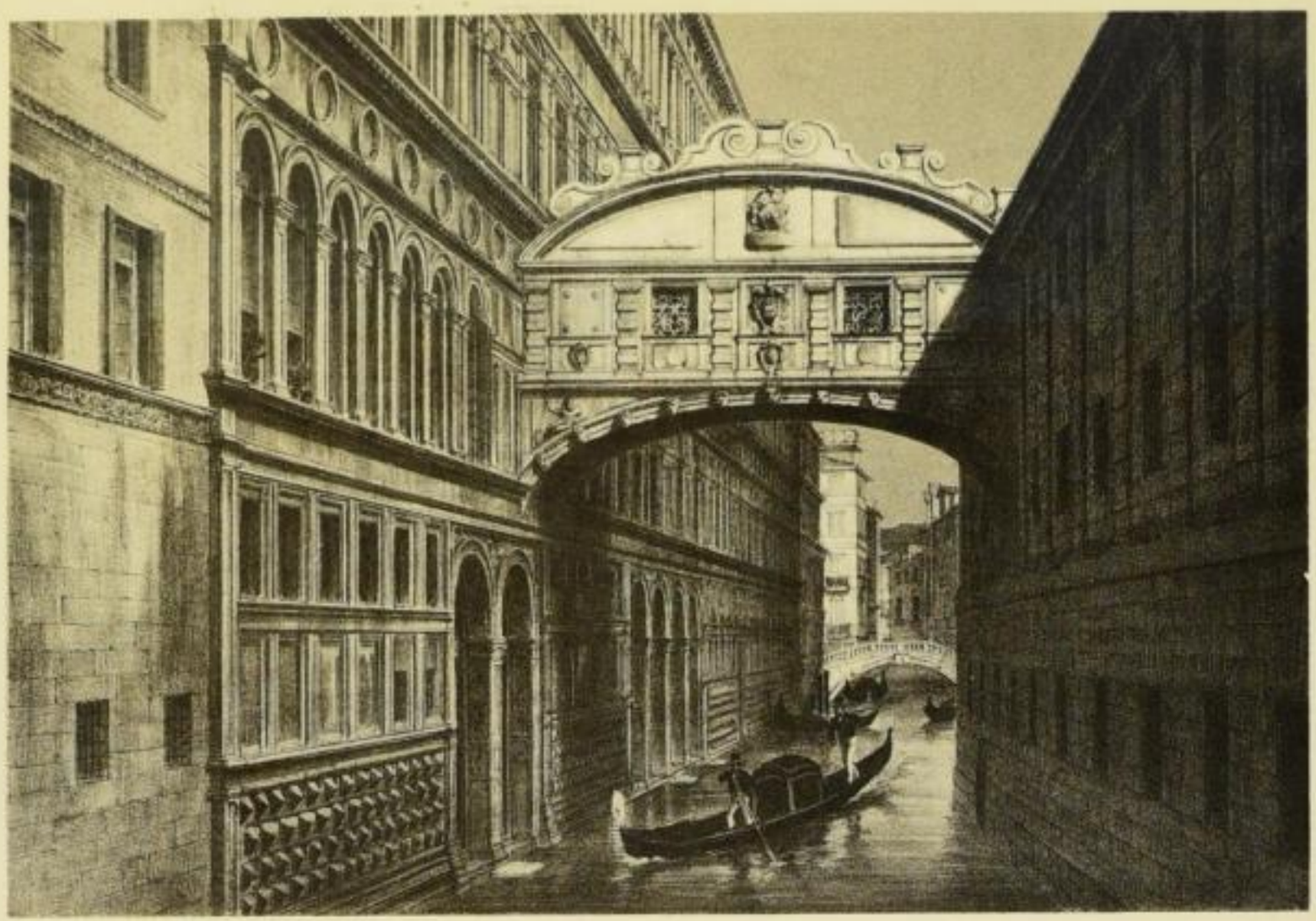
Ich habe ein kleines reizendes Zimmer, Aussicht über grüne Bäume hinaus auf das Meer, den Markusturm und ein kleines Stückchen Dogenpalast. Mir ist sonderbar zumute, voll Unruhe, halb freudig, halb betrübt. Ich konnte heute nicht essen vor innerlicher Bewegung. Meine zukünftigen Bilder haben sich meines armen Kopfes bemächtigt; sie herrschen und wollen heraus.

Du weißt, was für ein lächerlich guter, aber reizbarer Mensch ich bin. Daß ich mich aussprechen kann, ist noch mein größtes Glück.

Venedig, 2. November 1855

Mein Leben ist mir manchmal wie ein Traum. Wie kommt es doch, daß meine Bilder so fest und unberührbar dastehen und ich bin wie ein schwankendes Rohr. Oft sehe ich hundert Jahre voraus und wandle durch alte Galerien und sehe meine eigenen Bilder in stillem Ernste an den Wänden hängen. Ich bin zu Großem berufen, das weiß ich wohl. Zur Ruhe werde ich erst im Tode kommen. Leiden werde ich immer haben, aber meine Werke werden ewig leben.

SLUB
Wir führen Wissen.



Seufzerbrücke

Sächs. Landes-Bibl.

William Unger

Der hervorragende Radierer der von ihm begründeten Wiener reproduzierenden Schule, William Unger (Hannover 1837 bis 1928 Wien) stammt aus einer hannöverschen Familie. Er hat uns im neunzigsten Lebensjahre in seinem Erinnerungswerk „Aus meinem Leben" ein weiteres Künstlerbuch zu dem reichen Schatz unseres Schrifttums hinzugefügt. Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hat es 1929 in Wien herausgegeben.

Venedig sieht er auf einer Jugendfahrt, deren Ziel die Lagunenstadt war. Er hat noch eine der ganz verschwundenen, improvisierten Fresko-Fahrten auf dem Großen Kanal erlebt und beschrieben.

Venedig 1858

Ich hatte viel erwartet, aber wie sehr wurde alles, was ich erträumt hatte, übertroffen — das war märchenhafter Zauber, Farbenpoesie und wunderbare Romantik. Schon der erste Blick vom Schiff aus auf die im Morgendunst, der über der Küste lagerte, sonnig beleuchteten Türme und Paläste, die gleich funkelnden Edelsteinen in der duftigen Ferne schimmerten, löste ein Gefühl in mir aus, daß ich hätte niederknien mögen, der Schönheit dieses Anblickes zu huldigen.

Und dieses Entzücken verließ mich nicht, denn fast stündlich waren es neue Eindrücke, die mich begeisterten und von stärkstem Einfluß auf mein Kunstempfinden waren. Ich genoß in vollen Zügen, versuchte auch in Skizzen einige der malerischen Objekte festzuhalten, aber die unzulängliche Art zu zeichnen,

wie sie mir geläufig war, konnte mir gegenüber der farbigen, malerischen Wirkung der Natur nicht die Befriedigung geben, die ich erstrebte, und ließ mich schließlich auf das Skizzieren verzichten und mich darauf beschränken, Eindrücke zu sammeln, die sich dem Gedächtnis einprägten, um es nie wieder zu verlassen . . .

Es war das Jahr vor Ausbruch des Krieges; so wenig ich Einblick in die politischen Verhältnisse der Monarchie hatte, spürte ich doch die aufgeregte Stimmung in der Bevölkerung, die sich trotz des üppigen Lebens der vielen reichen Fremden durch wiederholte kleine Krawalle sowie durch schroffes Benehmen im Verkehr mit den Österreichern bemerkbar machte. Besonders das Militär hatte darunter zu leiden, die hohen Eisengitter, mit denen die Wachen umgeben waren, bewiesen, daß Vorsicht geboten war. Sonst ging alles seinen gewohnten Gang; auf dem Markusplatz war es sehr belebt, abends der Korso mit Militärmusik und fast täglich wurde nach Beendigung der Platzmusik um elf Uhr eine sogenannte Fresko-Fahrt auf dem Canal grande inszeniert, indem einer der reichen Fremden ein Musikkorps in einer großen, mit Lampions geschmückten Barke den Kanal entlang rudern ließ. Alles, was an Gondeln und Barken in Venedig existierte, schloß sich an, und ein überaus lebensvolles, eigentümlich wirkendes Bild bewegte sich langsam zwischen den prachtvollen Palästen bis zur Rialtobrücke. Wo sich Venezianer Schönheiten auf den Balkons zeigten, wurden Serenaden gebracht, bunte Feuer abgebrannt, lustige Zurufe erhöhten die

SLUB
Wir führen Wissen.

Lebhaftigkeit des zauberischen Bildes. Schließlich bildete sich auf dem Kanal eine geschlossene Brücke von Gondeln, so daß es möglich wurde, von Gondel zu Gondel zu steigen. Man fand sich zusammen und den Schluß bildete eine Vereinigung bei Musik und Tanz im Hause einer der österreichischen Familien. Aber nicht ich allein hatte das Empfinden, man tanze auf einem Vulkan, der denn auch im folgenden Jahre zum Ausbruch kam und für Österreich einen Krieg zur Folge hatte, der mit dem Verluste der Lombardei endete.

Schwerer ist mir wohl nie der Abschied von einer Stadt geworden, deren märchenhaftem Zauber ich mich mit aller jugendlichen Schwärmerei hingegeben hatte. Als ich später Venedig wiedersah, fand ich es nicht zum Vorteil verändert; ganz verwischt sind jedoch die Eindrücke von damals nicht, trotz der vielen Neuerungen, denen so manches malerisch Schöne zum Opfer fallen mußte.

Richard Wagner

In Venedig hat Wagner den zweiten Akt des „Tristan“ geschaffen, im Winter 1858 auf 1859. Unter Katastrophen. Wagner erlebt nicht das fremde, historische Schicksal von Venedig mit, sondern durchlebt eignes Schicksal. Fluchtartig hatte er Zürich verlassen, nachdem er sich von seiner Frau getrennt hatte, und kämpft um die nackte Existenz. Vor dem Beginn der Arbeit am dritten Akt des „Tristan“ trifft ihn der Ausweisungsbefehl der Polizei wegen der zehn Jahre zurückliegenden Beteiligung an dem Maiaufstand 1849 in Dresden.

Im siebzigsten Lebensjahre ist er wieder einen Winter in Venedig, im Palazzo Vendramin am Canal Grande, als Schöpfer Bayreuths, nach der Uraufführung des „Parsifal“ 1882. Unvermutet kommt das Ende über ihn, und wir haben den erschütternden Bericht von Peter Gast über die Regennacht des 13. Februar 1883, als das Gerücht auf dunklen Flügeln die Stadt durcheilt, Wagner sei gestorben.

An Hans von Bülow in Zürich

Venedig, 5. September 1858

Mein guter Hans! Da bin ich seit acht Tagen in Venedig. In Genf war's mir traurig, und da ich mit meiner Flucht keinen zerstreuenden Ausflug, sondern einen dauernden Aufenthalt zur Sammlung und Arbeit im Sinne hatte, so ließ ich mich gern durch Karls Versicherungen der Unschädlichkeit einer Übersiedlung gerade nach Venedig schon in der jetzigen Jahreszeit bestimmen. Ich bereue es nicht. Venedig spricht mich sehr an: den Zweck, den ich im Auge hatte, Einsamkeit und Verborgenheit mir zu garantieren, glaube

ich hier genügend und angenehm zu erreichen. Um den Erard habe ich bereits geschrieben; meine Stimmung wird sich, so fühle ich, bald günstig zeigen, und jedenfalls hoffe ich nun im Laufe des Winters den „Tristan“ hier zu vollenden. –

Gott, wären die Intellekte nur ein wenig gleicher. Meine arme, bedauernswerte Frau wird nie auch nur eine Ahnung von dem gewinnen können, um was es sich hier handelt. –

Genug für heute, mein lieber, guter Hans! Ich wollte Dir eben nur ein Lebenszeichen geben: das geschieht leider bei mir immer als Bittender und Begehrender! Tausend Grüße an Cosima! Leb wohl! Dein

R. W.

Venedig, den 27. September 1858

– Doch sehe ich so viel, daß Venedig eine glückliche Wahl war, für deren Bestimmung ich Karl Dank weiß. Der Ort, so eigen und melancholisch, spricht mich sehr an: ich kann hier die mir vorgenommene absoluteste Zurückgezogenheit gewiß besser erreichen als irgendwo. So hoffe ich denn auf ruhige, ungestörte Stimmung zur Wiederaufnahme meiner Arbeit.

Mein Flügel, der mir bisher in Zürich zurückgehalten wurde, soll nächster Tage ankommen. Die letzten herzzerreißenden Lebenserfahrungen haben mich in all meinem Verhalten zur Welt immer negativer gestimmt: ich fühle mich jetzt fast ganz losgelöst von allen Wünschen und Verlangen. Ich möchte nur noch anderen so wenig wie möglich Leiden verursachen:

weiß ich, daß diese sich mildern, so schwinden auch die meinigen. Mir sagt alles so bestimmt und entschieden, was ich soll, daß ich nicht mehr schwanken soll: wäre ich nicht Künstler, so könnte ich Heiliger werden; diese Erlösung ist mir aber nicht bestimmt: auch das Leben kann ich mir nicht nehmen, denn wollte ich's, so würde mir auch dieser Wille zum Kunstobjekt werden und mich jedenfalls für so lange wieder ins Leben zurückziehen, bis ich das Kunstobjekt verwirklicht, somit in den ganzen Kreis des Jammers und Elends, wie er sich daranhängt, wieder eingetreten wäre. So ist's einmal mit mir; und das ist Fatum, daran ist nichts zu ändern. —

23. Januar 1859

— Ich bin immerzu etwas leidend und fühle mich nie schmerzlos. Doch arbeite ich wieder mit Eifer. Morgen schicke ich einen Teil des zweiten Aktes an Härtels ab. Bis Ende Februar haben sie ihn ganz. —

Gibt es nun einigermaßen mein Dämon zu, so denke ich, mit den Frühlingsmonaten März, April, Mai den dritten Akt zu überleben: bleibe ich von innen und außen ungestört, so weiß ich, daß ich zu so etwas nicht viel Zeit gebrauche. —

Venedig, 3. Februar 1859

Es scheint, ich soll zu keinem Anflug von Ruhe kommen! Für heute schicke ich meiner heutigen Depesche nur das Notwendigste nach, um Dich einigermaßen aufzuklären.

Mir ist heute von der Polizei meine Ausweisung angezeigt worden, Sachsen hat nicht eher in Wien Ruhe gelassen. –

Das Nötigste war mir für alle Fälle, mit etwas Geld versehen zu sein. Schon habe ich schmerzlich auf die wenigen Taler vom Tantiemerest gewartet, um im Speisehaus zu bezahlen. Heute habe ich's mir geborgt.

Théophile Gautier

Die „Reise in Italien“ von Théophile Gautier, dem Dichter der preziösen „Emaillen und Kameen“, ist nichts anderes als eine Reise nach Venedig. Drei Viertel des umfangreichen Buches behandeln frisch und neuartig-lebendig den venezianischen Aufenthalt.

Gautier (Tarbes 1811 bis 1872 Neuilly bei Paris) sagt — im Kapitel 26 — selbst, worauf es ihm ankommt: „Beim Lesen der Reisebücher haben wir dringlich gewünscht, genauere, alltäglichere und mehr nach dem Leben gezeichnete Einzelzüge zu erhalten, Beobachtungen, die mehr auf jenen tausend kleinen Unterschieden beruhen, die einem offenbaren, daß man in einem anderen Lande ist.“ Er gibt sie ausführlich und liebevoll, und seine venezianische Reise verdiente eine würdige deutsche Herausgabe, zumal er im Kapitel 24, in der Kunstkritik seiner Zeit vorauseilend, eine höchste Wertschätzung von Tintoretto kühnlich ausspricht.

Der Kanal verliert sich an einem Ende in eine jener Perspektiven, welche die Ansichten aus Venedig aller Welt vorgeführt haben: Hohe Häuser, rosa oben, grünlich unten, das Haupt im Sonnenschein und den Fuß im Wasser, Fenster mit gotischem Maßwerk anstoßend an moderne viereckige Öffnungen, Schornsteine wie Blumentöpfe ausgerundet, lange, gestreifte Sonnenzelte über die Balkone hängend, rote oder braune Dachziegel, Firste von Statuen gekrönt, die sich in Weiß von dem Azurblau des Himmels abheben, lebhaft bunt bemalte Bootspfosten, das Wasser im Schatten getupft, stilliegende Gondeln oder an den Marmorstufen mit ihren schwarzen Flanken vor-

SLUB
Wir führen Wissen.

beifahrend mit den überraschendsten Schatten- und Lichteffekten.

Dieses Aquarell hing in natürlicher Größe draußen vor meinem Fenster auf der Wasserseite.

*

Es ist Morgen. – Die Bootsleute der Fähre waschen die Flanken ihrer Gondel, bürsten den Stoff des felce, des Gondelzeltes, putzen das Eisen am Bug, schütteln den Perserteppich aus, der den Boden bedeckt, klopfen die schwarzen Lederkissen auf und bringen alles an Bord in Ordnung, um für den Fahrdienst bereit zu sein.

Die breiten Lastkähne, welche die Nahrungsmittel in die Stadt bringen, beginnen einzutreffen aus Mestre, aus Fusina, von der Zuecca, jener vorstadtartigen Insel, mit Häusern an der einen, mit Gärten an der andern Seite, von Chioggia, von Torcello und von andern Orten der Terra Ferma oder der Inseln.

Diese Barken, beladen mit Grüngemüsen, mit Weintrauben, Pfirsichen, hinterlassen einen süßen Duft von Vegetation, der mit dem scharfen Geruch der Boote kontrastiert, die mit Thunfisch, mit Barben, mit Tintenfischen, Austern, mit pidocchi, den Meerflöhen, Krabben, Muscheln und andern Früchten des Meeres, nach dem venezianischen poetischen Ausdruck, beladen sind.

Andere bringen Holz und Kohlen, halten vor den Wasserpforten an, um ihre Ware abzuliefern, und nehmen ihre friedliche Fahrt wieder auf. Der Wein kommt nicht in Fässern wie bei uns, nicht in Schläu-

chen aus Ziegenleder wie in Spanien, sondern in großen, offnen Bütten, die er mit seinem Purpur färbt, dunkler als der Saft der Maulbeeren. Das Beiwort schwarz, das Homer überall dem Weine zuerteilt, würde aufs genaueste zu diesem Erträgnis der Weinberge von Friaul und Istrien passen.

*

Jetzt fährt eine offizielle Gondel vorbei, mit der österreichischen Flagge am Heck, sie bringt zu irgendeiner Inspizierung einen Beamten, streng und kalt, die Brust glitzernd von Orden; eine andere fährt Engländer spazieren, behagliche Touristen; diese, klein wie ein Schuh, kommt, geheimnisvoll und verschwiegen, vom offnen Wasser her. Ihr heruntergelassener felce, ihre geschlossenen Vorhänge verbergen zwei Liebende, die auf einem heimlichen Ausfluge zum Frühstück nach der Punta di Quintavalle fahren. Jene Gondel, breiter und größer, bringt unter ihrem blau und weiß gestreiften Sonnenzelt eine angesehene Familie zum Meerbade nach dem Lido, diesem Ufer der Adria, dessen feiner Sand noch die Hufspur der Pferde von Lord Byron trägt.

Die Kirche öffnet sich. Ein Zug tritt heraus, rot, eine rote Bahre tragend, die in eine rote Gondel gesetzt wird. Man trägt hier Trauer in Purpur. Es ist ein Abgeschiedener, den man nach dem Friedhof einschifft, einer Insel auf dem Wege nach Murano. Die Geistlichen, die Träger, die Kerzen und Geräte der Kirche fährt eine voranrudernde Gondel. Geh zur Ruhe, armer Abgeschiedener, unter dem Sande, den

das Seesalz durchdringt, im Schatten eines Eisenkreuzes, das der Möwenflügel streifen wird! Für die Gebeine eines Venezianers würde das Festland ein allzu schwerer Mantel sein.

*

Unsere Gondel ist auf drei Uhr bestellt. Antonio klopft an die Wasserpforte: wir haben die Gondoliere des Hotel d'Europa aufgegeben und eine Gondel für den Monat genommen; es ist billiger und bequemer. Antonio ist ein junger Schelm von fünfzehn oder sechzehn Jahren, sehr gewandt, sehr pfiffig, recht geschickt mit dem Ruder, und macht einen sehr guten Eindruck auf dem Hinterdeck der Gondel, mit seiner Chioggiotenmütze und seiner Weste aus indischem Leinen mit persischen Mustern. Er hat nur einen Fehler: er beschäftigt sich zu lebhaft mit den Beinen der hübschen Frauen, während sie ein- oder aussteigen; gestern hätte ein kleiner goldener Pantoffel, der über einem gestickten Seidenstrumpf saß und drei Stufen von rosa Marmor hinabstieg, uns beinah zum Kentern gebracht wegen unseres allzu entflammten Gondoliers. Dies ausgenommen, ist er sehr ordentlich; die Liebe bewahrt ihn vor Trunkenheit. Cupido schützt ihn vor Bacchus, würde ein Klassiker sagen.

Es gibt ganz am Ende der Riva degli Schiavoni, jenseits der Giardini Publici, bei der Punta di Quintavalle auf der Insel San Pietro, das Haus eines alten Fischers, des Ser Zuane, berühmt für die Fischdiners, wie das Hotel Trafalgar oder das Ship Hotel in Greenwich, nahe London, oder wie Rapée in Paris.

SLUB
Wir führen Wissen.

Wir fuhren, um dort zu essen, und ließen die Gondel etwas mehr in die offne Lagune steuern und erfreuten uns geruhsam des Schauspiels, von dem das Auge nicht müde wird, und wenn es täglich wäre, so höchst wunderbar, zauberisch und immer neu ist es. Wir sahen an uns vorbeiwandern wie auf der Leinwand eines Panoramas, zwischen Himmel und Wasser, die Münze, die alte Bibliothek Sansovinos, die Säulen der Piazzetta, den Dogenpalast, die Seufzerbrücke, das Hotel Danieli, die Riva degli Schiavoni, ganz mit Buden und Schiffen auf das Malerische besetzt; die Fondamenta Cà di Dio, welche die Linie des Kais fortsetzen, und die Giardini Publici, deren Grün und Frische jene Idee widerlegen, als gäbe es in Venedig nur Wasser, Marmor und Ziegelstein.

Jedes Land hat seine Lokalgerichte, seine besondere Speise. Marseille rühmt seine Bouillabaisse, seine aioli und seine clovisses; Venedig hat die Pidocchi-Suppe, die Meerflohsuppe, die besser ist als ihr wenig schmackhafter Name. Die pidocchi sind eine Art Miesmuscheln, die in der Lagune und selbst in den Kanälen gesammelt werden. Die besten sind die vom Arsenal.

Die Pidocchi-Suppe ist klassisch bei Ser Zuane, und jeder Reisende, der das Lokalkolorit liebt, schuldet es seinem Gewissen, eine zu essen, die von den Händen des alten Fischers der Adria bereitet ist. Wir erklären, die Hand auf dem Magen, Krebssuppe oder Schildkrötensuppe vorzuziehen; aber immerhin hat die Muschelbouillon, gebührend mit Gewürz und aro-

matischen Kräutern serviert, ihren Zauber, besonders unter einer Pergola in Quintavalle.

*

Die Giardini Publici zeigen an Festtagen die bezauberndste Versammlung von venezianischen Schönheiten. Hier kann man nach Belieben jenen Typ studieren, den Gozzi charakteristiert hat, blond, weiß und üppig.

Die jungen Mädchen spazieren in Gruppen zu zweit oder zu dritt, die meisten mit bloßem Kopf, und ihre reichen blonden oder kastanienbraunen Haare mit viel Geschmack frisiert. Der braune südländische Typ ist in Venedig unter den Frauen sehr selten, wenn auch unter den Männern häufig. —

Wir haben dort höchst zaubrische Köpfe gesehen, deren sehr genaue Erinnerung wir ohne Zeichenstift schwer wiedergeben könnten. —

Was besonders reizvoll bei den Venezianerinnen ist, ist der Nacken, das Aufsitzen des Halses und der Beginn der Schultern. Man könnte sich nichts Zarteres, nichts Anmutigeres, nichts Feineres und nichts Wohlgerundeteres vorstellen.

Es ist etwas vom Schwan und der Taube an diesem Halse, der wogt, sich neigt und sich aufrichtet; auf dem Nacken wirbeln alle Arten kleiner Irrwische von Haaren, kleine widerspenstige Löckchen, die dem Zahn des Kammes entwischt sind, mit Lichtspiel, Sonnenperlen, Blinken im Schatten, um einen Koloristen zu entzücken. Nach einem Spaziergang in den Gärten verwundert man sich nicht mehr über den golde-

nen Glanz der venezianischen Malschule; man möchte glauben, daß ein Traum der Kunst manchesmal nur eine unvollkommene Übertragung der Wirklichkeit sei. Wir sind oftmals einigen dieser schönen Nacken gefolgt, ohne auch nur zu versuchen, das Gesicht zu sehen, das sie trugen, indem wir uns an diesen so reinen Linien berauschten und an dieser warmen Weiße der Haut.

*

Man spricht viel von der Stille Venedigs; aber man darf sich nicht bei einer Fähre einmieten, wenn man die Wahrheit dieser Behauptung sucht. Unter unserm Fenster war ein Geflüster, Gelächter, Rufe, Gesänge, ein ewiges Hin und Her, das erst um zwei Uhr morgens aufhörte. Die Gondoliere, die am Tage schlafen, während sie auf Fahrgäste warten, sind nachts wach wie die Katzen und halten ihre geheimen Zusammenkünfte, die darum nichts weniger als lärmend sind, unter dem Bogen einer Brücke oder auf den Stufen einer Landungsstelle. Wir hatten die Brücke und die Landungsstelle. Auf einer Marmorstufe oder auf dem Deck ihrer Gondel sitzen sie, essen Früchte des Meeres, trinken Friauler Wein und feiern fröhlich im Sternenschein und im Glanz der kleinen Lampe, die an der Straßenecke vor der Madonnennische brennt.

Einige ihrer Freunde, wahre Vagabunden, die als Schlafraum die Kirchentüren benutzen, treffen sich mit ihnen und erhöhen den Lärm. Man füge noch einige niedliche Dienstmädchen hinzu, die den Schlaf ihrer Herrin benutzen, um irgendeinen großen Schelm in brauner Haut zu treffen, mit der Chioggioten-

mütze, mit der persischen Leinenweste, der auf seiner Brust mehr Amulette herumschleppt, als ein Wilder an Korallenketten und Glasperlen trägt, Männer, deren Kontraltostimmen, bald kreischend, bald tief, sich in Fluten unversiegbaren Geplauders mit jener besonderen Klangfülle der südländischen Sprachen ausbreiten – und Sie haben eine bündige Vorstellung von der Stille Venedigs.

*

Wie oft haben wir uns des Nachts das Vergnügen gemacht, uns in dem nur für den Venetianer entwirrbaren Labyrinth der Gassen zu verirren. Nachdem wir zwanzig Straßen gefolgt waren, dreißig Gäßchen durchlaufen hatten, zehn Kanäle überschritten, auf ebenso viele Brücken gestiegen und herabgestiegen waren und uns aufs Geratewohl in die Säulenhallen verloren hatten, ist es uns oft passiert, daß wir wieder am Ausgangspunkt angelangt waren. Diese Gänge, für die wir die Mondnächte aussuchten, erbrachten uns manche verborgene Visionen Venedigs unter einer Unmenge überraschender und malerischer Blickpunkte.

*

Ist es nicht ebenso interessant, zu wissen, wie sich eine Grisette in Venedig frisiert und welche Falten ihr Schal auf den Schultern schlägt, als zum hundertsten Male zu hören, wie der Doge Marino Faliero auf der Gigantentreppe enthauptet wurde, die, nebenbei bemerkt, erst hundert oder zweihundert Jahre nach seinem Tode gebaut wurde?–Und wenn wir hier ganz mechanisch eine Liste von Namen wiedergeben,

die wir von den Ladenschildern und den Mauern gesammelt haben, und deren besondere Eigenart verkündet, daß man nicht in London oder Paris ist, Namen wie Ermagora, Zamora Fagozzo, Zanobrio, Dario, Paternian, Farsetti, Erizzo, Mangile Valmarana, Zorzi, Condulmer, Valcamonica, Corner Zaguri usw. – werden Sie dann nicht von dem Wohlklang und der Struktur dieser Namen angeregt und erfreut sein, die so einheimisch, so romanisch, so flüssig und so süß für das Ohr sind? Bringt Ihnen diese Litanei nicht einen Widerhall der venezianischen Harmonie mit sich?

*

Leb wohl, geliebtes Campo San Moisé, wo wir so süße Stunden verlebt haben; ein Lebewohl den Sonnenuntergängen hinter der Salute, den Mondnächten auf dem Canal Grande, den schönen blonden Mädchen der Giardini Publici, den frohen Festen unter den Weinreben von Quintavalle; ein Lebewohl der Kunst und der strahlenden Malerei, den romantischen Palästen des Mittelalters und den griechischen Fassaden Palladios; ein Lebewohl den Tauben von Sankt Markus; ein Lebewohl den Möwen der Lagune, den Bädern im Meere an der Küste des Lido, den gemeinsamen Fahrten in der Gondel; lebe wohl Venedig, und wenn's für immer ist, leb wohl! wie Byron mit stolzer Lippe gesagt hat.

Die Eisenbahn entführt uns, und schon hat die Venus der Adria ihren rosigen und weißen Körper im Blau des Meeres wieder untergetaucht.

Hippolyte Taine

Durch seine Philosophie de l'Art 1865 bis 1869 wurde Hippolyte Taine der Begründer der Milieu-Theorie. Auch im venezianischen Abschnitt seiner schwungvollen „Voyage en Italie" hat Taine (Vouziers in den Ardennen 1828 bis 1893 Paris) für seine Meinung Zeugnisse gesammelt, die Umwelt schaffe den Kunststil. Das Körnchen Wirklichkeit davon schält sich in seinen schönen Worten von selbst heraus, wenn er das Licht und Widerspiel der Lagune impressionistisch malt, das schon Goethe mit der Malerei Venedigs verknüpft hatte.

Taines Lob Venedigs ist das leidenschaftlichste, das wir besitzen. Es beruht auf echter Begeisterung. Die pathetische Form ist der unverkennbare Stil der sechziger Jahre.

Venedig, 20. April 1864

Die Eisenbahn gewinnt die Lagune, und sogleich bekommt die Landschaft einen seltsamen Anblick und seltsame Farben.

Kein Gras und keine Bäume, alles ist Meer und Sand; in der Ferne tauchen Ufer auf, niedrig und flach, einige halb überschwemmt von der Flut. Ein sanfter Wind kräuselt die schimmernden Flächen, und die kleinen Wellen entstehen, um auf dem Sande zu sterben.

Die untergehende Sonne übergießt sie mit Purpurfarben, die das Schwellen der Wellen bald vertieft, bald aufschillern läßt. In dieser dauernden Bewegung wandeln und vermengen sich alle Töne.

Die dunkeln oder ziegelfarbnen Gründe werden

bläulich oder grünlich durch das Meer, das sie bedeckt; je nach dem Aussehen des Himmels wechselt das Gewässer, und all das vermischt sich inmitten Strömen von Licht, unter Goldpünktchen, die auf den kleinen Wellen flittern, unter Silberströmen, welche die Kämme des wirbelnden Wassers brechen, unter breiten Schimmerflächen und plötzlichen Blitzen, welche die Schräge einer Welle zurückstrahlt.

Der Bereich und die Gewohnheiten des Auges werden verwandelt und erneuert. Der Augensinn entdeckt eine andere Welt. An Stelle von der starken, klaren, trocknen Farbe des festen Landes ist hier ein Schillern, ein Auflösen, ein unaufhörlicher Glanz verschmolzener Farben, die einen zweiten Himmel darstellen, ebenso leuchtend, aber bunter, wechselnder, reicher und intensiver als der andere, gebildet aus vermischten gebrochnen Tönen, deren Verbindung eine Harmonie ist.

Man könnte Stunden zubringen mit der Beobachtung dieser Abstufungen, dieser Nuancen, dieser Pracht.

Ist von einem solchen Schauspiel, das täglich zu betrachten ist, ist von dieser Natur, die unwillkürlich zur Führerin genommen wurde, ist von einer Vorstellungskraft, die zwangsläufig erfüllt wurde von diesem wogenden und lustvollen Anschein der Dinge, das Kolorit der Venezianer herzuleiten?

21. April 1864

Tag in der Gondel; man muß zunächst umherschweifen und das Ganze sehen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Es ist die Perle Italiens; ich habe nichts Gleiches gesehen; ich kenne nur eine Stadt, die ihr von weitem gleichkommt und nur in der Architektur: Oxford. Auf der ganzen Halbinsel kann man ihr nichts zur Seite stellen. Wenn man sich an die trüben Straßen von Rom und Neapel erinnert, wenn man an die nüchternen graden Straßen von Florenz und Siena denkt, und wenn man dann diese Paläste von Marmor betrachtet, diese Brücken aus Marmor, diese Kirchen aus Marmor, diese kostbare Verzierung von Säulen, Balkonen, Fenstern, diese gotischen, moresken byzantinischen Profile und die universale Gegenwart des bewegten und blinkenden Wassers, dann fragt man sich, warum man nicht sofort hiehergegangen ist, warum man zwei Monate in den andern Städten verloren hat, warum man nicht seine ganze Zeit in Venedig verbringt.

Man entwirft das Projekt, sich hier niederzulassen, man schwört sich, hierher zurückzukommen; zum ersten Male bewundert man nicht nur mit dem Geiste, sondern mit dem Herzen, mit den Sinnen, mit seiner ganzen Persönlichkeit.

Man fühlt sich bereit, glücklich zu sein; man sagt sich, das Leben sei gut und schön. Man hat nur die Augen zu öffnen, man braucht sich nicht zu rühren; die Gondel gleitet mit einer unmerklichen Bewegung; man liegt hingestreckt, man läßt sich völlig gehen, Geist und Körper. Eine feuchte und sanfte Luft berührt die Wangen. Man sieht auf der weiten Fläche des Kanals die rosigen oder weißen Formen der Paläste wogen, die in der Kühle und Stille des Morgens schlummern.

Man vergißt alles, seinen Beruf, seine Pläne, sich selbst; man betrachtet, man sammelt ein, man genießt, wie wenn man unversehens befreit vom Leben, in der Luft über den Dingen dahinschwebte, im Licht und in der Azurbläue.

Der Canal Grande erstreckt seine Krümmungen zwischen zwei Reihen von Palästen, die jeder, einzeln und für sich errichtet, unbeabsichtigt ihre verschiedene Bauart nebeneinander zum Schmuck des Kanals im ganzen beitragen.

Die meisten sind aus dem Mittelalter mit gotischen Fenstern, von Kreuzblumen gekrönt, mit Balkongittern in Maßwerk und Rosetten, und die reiche gotische Phantasie blüht in den Marmorverzierungen, ohne in Traurigkeit und Häßlichkeit herabzusinken; andere aus der Renaissance reihen ihre drei Stockwerke übereinander, mit antiken Säulen geschmückt. Porphyr und Serpentin bilden mit ihrem kostbaren polierten Gestein Türverkleidungen. Mehrere Fassaden sind rosa oder buntfarbig in zarten Tönen, und ihre Arabesken ähneln dem Netzwerk, das die Welle auf zartem Sande zeichnet. Die Zeit hat ihr graues gedämpftes Kleid über all die alten Formen gebreitet, und das Morgenlicht lächelt entzückend auf der weiten Wasserfläche.

Der Kanal wendet sich, und man erblickt, wie sich aus dem Wasser gleich einem reichen Meeresgewächs, gleich einer strahlenden seltsamen weißen Koralle die Santa Maria della Salute mit ihren Kuppeln erhebt, mit ihren Anhäufungen von Skulpturen, mit ihrem statuenbesetzten Giebel; weiterhin auf einer anderen

Insel San Giorgio Maggiore, abgerundet und mit Stacheln besetzt wie eine prächtige Perlmuttermuschel. Man wendet die Augen zur Linken, und es zeigt sich Sankt Markus, der Glockenturm, der Platz und der Dogenpalast. Es ist wahrscheinlich, daß es ein gleiches Juwel auf der Welt nicht wieder gibt.

Es ist gar nicht zu beschreiben; man muß Stiche sehen, und doch, was sind die Stiche ohne Farben? Es ist ein Zuviel an Formen, eine allzu gewaltige Anhäufung von Meisterwerken, eine zu große Verschwendung von Schöpferkraft: man kann daraus nur einen allgemeinen, viel zu dürren Hauptgedanken herausfinden, wie man etwa von einem Stock sprechen wollte, um von einem entfalteten Baume eine allgemeine Idee zu geben. Was vorherrscht, ist die reiche und vielfältige Phantasie, die Mischung, die das Ganze darstellt, die Verschiedenheit und der Kontrast, die zur Harmonie hinführen. Man stelle sich acht oder zehn Schmuckstücke vor, die an dem Halse oder an dem Arme einer Frau angebracht sind, und die miteinander in Einklang gebracht werden durch ihre Pracht oder die Schönheit ihrer Trägerin.

Der wundervolle Platz, umgeben von Bogengängen und Palästen, erstreckt seinen Säulenwald im Rechteck, seine korinthischen Kapitelle, seine Statuen, die edle und mannigfache Architektur seiner klassischen Formen. An seiner Schmalseite erhebt sich, halb gotisch, halb byzantinisch, der Markusdom, mit seinen runden Kuppeln, mit seinen spitzen Türmchen, mit seinen Bogengängen, geschmückt mit Figuren, seinen Portalen, umgeben von Säulen-

stellungen, seinen mosaiküberdeckten Gewölben, seinem Pflaster von bunten Marmoreinlagen, seinen goldblinkenden Kuppeln: ein seltsames und geheimnisvolles Heiligtum, eine Art christlicher Moschee, in der Lichtströme im rötlichen Schatten flammen wie die Flügel eines Genius in ihren unterirdischen Gewölben von Purpur und Metall. Alles wimmelt und stäubt.

Auf zwanzig Schritt, nackt und grade wie ein Schiffsmast, strebt der gigantische Campanile in den Himmel und verkündet den Seefahrern von weitem das alte Reich Venedigs.

An seinen Fuß angelehnt, scheint die zierliche Logetta von Sansovino wie eine Blume, so viele Statuen, Reliefs, Bronzen, Marmore, der ganze Überfluß und die Erfindung leichter, lebendiger Kunst drängen sich, sie zu überkleiden.

Hier und dort bilden zwanzig berühmte Erinnerungsstücke unter freiem Himmel ein Museum und eine Gedenkhalle: die viereckigen Pilaster, die aus Akkon gebracht wurden, die vier Bronzerosse aus Konstantinopel, die bronzenen Fußgestelle der Flaggenmasten, an den man die Banner der Republik hißte, zwei Granitsäulen, welche auf ihrer Spitze das Krokodil und den geflügelten Löwen der Republik tragen, vor ihnen ein breiter Marmorkai und Stufen, an denen die schwarze Flottille der Gondeln vertäut liegt.

Man lenkt die Augen auf die Lagune, und man will weiter nichts mehr sehen; man hat sie in den Gemälden von Canaletto gesehen, aber man hat sie nur durch einen Schleier gesehen. Das gemalte Licht ist keineswegs das wirkliche Licht.

Rings um die Architekturen schlängelt das Wasser, ausgebreitet wie ein See, sein magisches Netzwerk, seine hellgrünlichen oder bläulichen Töne, sein bewegtes, meergrünes Kristall. Die tausend kleinen Wellen spielen und leuchten in der Brise, und ihre Kämme glitzern von Sternen.

Am Horizont gegen Osten sieht man, gegen das Enge der Riva degli Schiavoni, Schiffsmasten, Kirchtürme, das hervorstechende Grün eines großen Gartens. Alles steigt aus dem Wasser herauf; an allen Seiten sieht man die Flut eintreten durch die Kanäle, an den Kais entlangspielen, sich bis zum Horizont ausdehnen, zwischen den Häusern strömen, die Kirchen bespülen. Das strahlende, lichterfüllte, umhüllende Meer durchdringt und umgürtet Venedig wie eine Glorie.

Wie ein einzigartiger Diamant inmitten eines Geschmeides überragt der Dogenpalast das übrige. Ich will heut nichts beschreiben, ich will nichts als Freude haben. Man hat eine ähnliche Architektur überhaupt nicht gesehen; alles ist neu daran, man fühlt sich herausgehoben aus dem Gewohnten; man begreift, daß es jenseits der gotischen und klassischen Formen, die wir nachahmen, und die man uns aufzwingt, eine ganze Welt gibt, daß die menschliche Erfindungskraft ohne Grenzen ist, und daß sie, ähnlich wie die Natur, alle Regeln umstoßen und ein vollkommenes Werk schaffen kann nach einem Musterbild, das allen Regeln entgegengesetzt ist, in die man sie hat einschließen wollen.

*

Nichts kann die Farbe des Wassers in einer solchen Nacht beschreiben: braun und von einem dunkelfarbnen Jaspis, manchmal fahl, brausend von unaufhörlichem Geflüster, man hört es fast eher, als man es sieht, ohne etwas entwirren zu können in dieser Wüste verfließender Formen. —

Die Gondel nähert sich; links, in einer außerordentlichen Stille, dehnt sich der Kanal Orfano unbewegt und verlassen; diese Ruhe des schwarzen, schimmernden Wassers durchdringt alle Nerven mit Freude und Schrecken. Der Geist versenkt sich unwillkürlich in diese kühlen Tiefen. Welch seltsames Leben in diesem stummen, nächtlichen Gewässer!

Inzwischen nehmen die Kirchen und Paläste an Größe zu und schwimmen auf dem Meere wie Geister. San Marco enthüllt sich, und seine Architektur durchdringt die Dunkelheiten mit ihren vielfachen Spitzen und Kuppeln. Zwischen zwei Ketten von Lichtern entdeckt man, ähnlich wie das Phantasiegebilde eines Magiers, ähnlich wie ein Luftschloß, die Piazzetta, ihre Säulen und den Campanile.

Darauf dringt die Gondel in unheimliche Straßen ein, wo dann und wann eine Laterne ihr zitterndes Strahlenbündel auf das Wasser wirft; keine Gestalt, kein Geräusch als der Ruf des Gondoliers beim Wenden um die Mauern; in jedem Augenblick dringt die Gondel durch die Dunkelheit einer Brücke, dann kriecht sie langsamer, wie ein Wurm, der sich dehnt, an der Steinwand eines Palais entlang, die im dichtesten Schatten unsichtbar ist wie die einer Höhle. Jetzt macht die Gondel sich frei, und man erkennt eine ein-

SLUB
Wir führen Wissen.

same Laterne, die trübselig in der Nacht flackert, und Reflexe, ein flüchtiges Blinken auf dem flüssigen Leib einer Welle entzündet. Ein anderes Mal stößt die Welle an eine zerbröckelte Treppe, an abgenagte Fundamente; man entdeckt ein vergittertes Fenster, eine aussätzige Wand und ringsum eine Wirrnis von sich kreuzenden Kanälen, gewundenen Wasserläufen, die sich verlieren, zwischen unbekannten Formen verschwindend.

Carl Justi

Es sind private Briefe, die Carl Justi (Marburg 1832 bis 1912 Bonn), der große Winckelmann- und Velasquez-Biograph, an seine Familie aus Italien schreibt. Sie sind erst 1922 in Bonn herausgekommen.

Aus ihnen spricht in meisterlich abgemessenen Worten, innerlicher und persönlicher als sonst, der große Kunstforscher zum Lobe Venedigs kluge und unvergeßliche Worte.

An die Schwester

Venedig, den 25. September 1868

Der 24. September hieß der glückliche Tag, der mich nach Venedig brachte; und Du wirst es mir hoffentlich gebührend anschreiben, daß ich gleich am folgenden Morgen, statt die ersten Frühstunden zum Streifen zu benutzen, mich niedersetze, Dir dieses Ereignis zu verkündigen. Wie ich wünschte und hoffte, sitze ich wirklich in einem alten Palazzo, ziemlich nah über dem Wasser, zwar nicht an der offenen See, oder am großen Kanal, sondern an einem kleineren, aber mit malerischen Blicken auf alte Paläste mit den bekannten geschweiften Spitzbogenfenstern und Loggien gegenüber und zu beiden Seiten, Gondelgeplätscher usw.

Wenn man sonst in eine Stadt oder Gegend kommt, die man viel beschrieben, besungen, gemalt gesehen hat, so wird man gewöhnlich etwas ernüchtert, indem das Gesehene nicht ganz zusammenfällt mit dem, was die Phantasie oder die Kunst daraus gemacht hat. Vielleicht ist es etwas viel Bedeutenderes; aber dafür

muß sich der Sinn erst bilden. Ferner trifft es sich gewöhnlich, daß man sich namentlich Gebäude nach Bildern, auch Photographien, viel größer vorstellt, so am auffallendsten bei Pompei, Pästum. Die Ansichten Venedigs sind verbreitet durch die herrlichen Veduten Canalettos, der sich seine Manier ganz an den malerischen Eindrücken Venedigs gebildet hat. Aber ich muß sagen, als uns die Eisenbahn (die auf einem Steindamm vom festen Lande und ununterbrochen bis in die Stadt geht) am Canal grande absetzte, und wir im Sonnenglanz (der erste sonnige Tag nach einer trüben Regenwoche) bis an den Rialto hinauffuhren, kam mir das alles nicht nur völlig neu und unerhört vor, sondern viel größer, phantastischer, malerischer, lichter, als ich mir eingebildet hatte. Befremdet starrt man das ganz Sonderbare an, eine große Straße, in der statt des Pflasters die Wogen des Meeres. Wie soll ich aber den großen Markusplatz am Abend beschreiben! Als ein bläuliches Mondlicht alles übergoß, und die Reihe von Hunderten von Bogen noch unermeßlicher erscheinen ließ, und in der Mitte eine Regimentskapelle ein Konzert gab. Wahrlich, wer Venedig nicht gesehen hat, dem fehlt ein wesentlicher Zug im Bilde Italiens. Es ist alles angehaucht von dem Riesenhaften und dem Phantastischen des Orients. Armes Bologna, Siena, Neapel, Florenz mit ihren großen Plätzen. Nur der St. Petersplatz bewahrt seine Superiorität, und die Beleuchtung am Ostermontag kam mir in den Sinn, obwohl das etwas ganz anderes ist. Orientalisch ist freilich auch neben dieser Größe und Pracht die Enge und der Verfall. Ich habe gestern im

Suchen nach einer Wohnung den Teil westlich vom Markusplatz und Rialtò nach allen Richtungen viele Stunden lang durchstrichen. Es ist ein ungeheurer Ghetto, nur viel labyrinthischer und enger als einer der mir bekannten, dessen Gassen uns zuweilen in einen kleinen Platz mit wunderlich überladen ornamentierten Prachtbauten abwerfen. Es ist, als bewegte man sich zwischen den eng gestellten Buden eines Bazars, eines Jahrmarkts. Tritt man dann auf eine der zahlreichen kleinen Brücken und sieht einen Kanal hinunter, so wird man betroffen von dem Anblick der Öde und Totenstille. Die Häuser kehren diesen Kanälen ihre künstlerisch reiche Seite zu; aber man sieht selten eine Menschenseele am Fenster; und alles ist im Verfall, lange Jahre sich selbst überlassen. Alles ist so malerisch: es bleibt so gar nichts übrig zu arrangieren, wegzulassen, zu verbessern, daß man meint, das alles müßte von Malern erfunden sein; und doch, wie sehr bleibt alles hinter der Wirklichkeit zurück, was sie hier herausstudiert haben —! — So viel für heute von Venedig, wo ich einen Monat zu bleiben hoffe . . .

An die Schwester

Venedig, den 18. Oktober 1868

. . . Ein venezianischer Abenteurer[1] wurde einmal am französischen Hofe von einer sehr großen Dame, damals der größten, gefragt: Vous êtes donc vraiment de là-bas, Mr. C.? — Er, als ob er nicht verstände: D'ou donc, de là-bas? — De Vénise, — Vénise, Mme.,

[1] Casanova.

n'est pas là-bas, c'est là-haut! Diese Worte sind mir bei meiner Ankunft nicht aus dem Sinn gekommen. Den Morgen war mir fast etwas bänglich zumute. Und was man zuerst zu Gesicht bekommt, macht in der Tat einen wahrhaft königlichen Eindruck, ich will sagen, den Eindruck einer königlichen, weithin herrschenden Stadt, wie ich ihn noch nirgends so empfunden habe. Seltsam ist es, diese Herrlichkeit noch in unvermindertem Glanz zu sehen, diese Paläste, diese Gemächer des Dogenpalastes mit den historischen Gemälden der Meister ihrer großen Zeit, während der Staat selbst, der hier noch immer über den Meeren zu thronen scheint, vernichtet ist. Rom ist auch gefallen, aber hier haben wir den finstern Trümmerhaufen der Kaiserpaläste, das halb zerbrochene Colosseum, die Säulenüberreste seiner Tempel. Dagegen wenn man am Strand steht vor dem Dogenpalast, gegenüber die Inseln S. Georg und die Giudecca mit den drei Kuppelkirchen des Palladio, und zur Seite, am Ausgang des Canal grande die reiche Marmorkuppel der Kirche Salute mit den gigantisch barocken Schnörkeln, die wie Säume eines Prachtgewandes herabfallen, so ist in dem allem kein Zug von Gewesensein, von Tod und Verfall. — Anders freilich im Innern, da ist Venedig wirklich là-bas! Indes wie leicht schüttelt die Phantasie hier die allerdings immer etwas verstimmenden Bilder des Elends und der Verkommenheit ab! — Was den Reichtum künstlerisch durchgebildeter Gebäude angeht, so kann sich keine Stadt mit Venedig vergleichen. Andere Städte sind wie Bücher, in denen man beim Blättern

hie und da ein Bild findet; hier ist jedes Blatt eines, es gibt keine leeren Blätter. Natürlich, wo das Vaterland in einem so kleinen Raum von wenigen Inseln beschlossen war, da mußte ein reiches mächtiges Volk jeden Platz mit dem kostbarsten Material, den feinsten Formen schmücken. Wie hätte auch ein so stolzes, bewegliches, geistreiches Volk auf diesem glänzenden, durchsichtigen ewig beweglichen Meeresspiegel, gleichgültige, nur dem Bedürfnis dienende Mauern, schwere Massen aufführen können! Hier gibt es keine Mauern, Vorhöfe, das Meer schlägt an die Treppe, an das Tor; man sieht vorbeifahrend in die offenen Hallen hinein, und in der Mitte öffnet sich eine Loggia; eine Bogenreihe, in steter bunter Abwechslung, hier halb byzantinisch, halb arabische Rundbogen, dann Spitzbogen mit Rosetten; dann die eleganten Säulen der Renaissance, die strengen, starren Ordnungen des klassischen Cinquecento, die üppig überladenen Formen des Barockstils. Basta.

Die Meisterwerke der venezianischen Maler sind aus Kirchen und Klöstern in der Akademie vereinigt. Von dieser Herrlichkeit der Farbenkunst kann man sich nun an keinem Ort der Welt einen Begriff machen. Bei meinem ersten Besuch war ich in einem wahren Taumel; ich habe vor innerem Vergnügen vor mich hin gelacht, und unverständliche Interjektionen von mir gegeben, so daß mich verständige Leute für mezzo matto gehalten haben müssen. Wie kann man sich von dieser Schule aus den dürftigen Proben, die auswärts zerstreut sind, einen Begriff machen! Ich hatte den ganzen Morgen in dem einen Flügel

zugebracht (ohne Katalog, um zu sehen, wieviel ich erraten könnte) und glaubte, dies sei alles; und dann fand ich erst, daß mir noch die größere Hälfte fehlte, darunter die zwei Riesensäle, in deren einem die Hochzeit zu Cana von Paul Veronese. Unter drei hohen Bogen einer Marmorhalle, durch die man drei Reihen weißer Marmorpaläste sieht; welch eine Versammlung, lauter hohe edle Gestalten; alles im vollsten schattenlosen Tageslicht, in den heitersten leuchtendsten Farben, und doch noch auf jedem Gewand ein Spiel von farbigen Glanzlichtern; und dieser Reichtum mit dem feinsten Sinn für Harmonie ausgeteilt. – Das sind die Venezianer, die einst fast für das erste Volk der Welt galten.

Conrad Ferdinand Meyer

„Venedigs erster Tag", eine Ballade über die Entstehung Venedigs und einige außerordentlich schöne Lyrikverse hat Conrad Ferdinand Meyer (Zürich 1825 bis 1898 Kilchberg bei Zürich) als Ertrag seiner Besuche in Venedig geschaffen. Sein prächtiger Brief an Calmberg aus dem Winter 1871 bis 1872 bereichert das Bild der Stadt um neue, lebendige Züge.

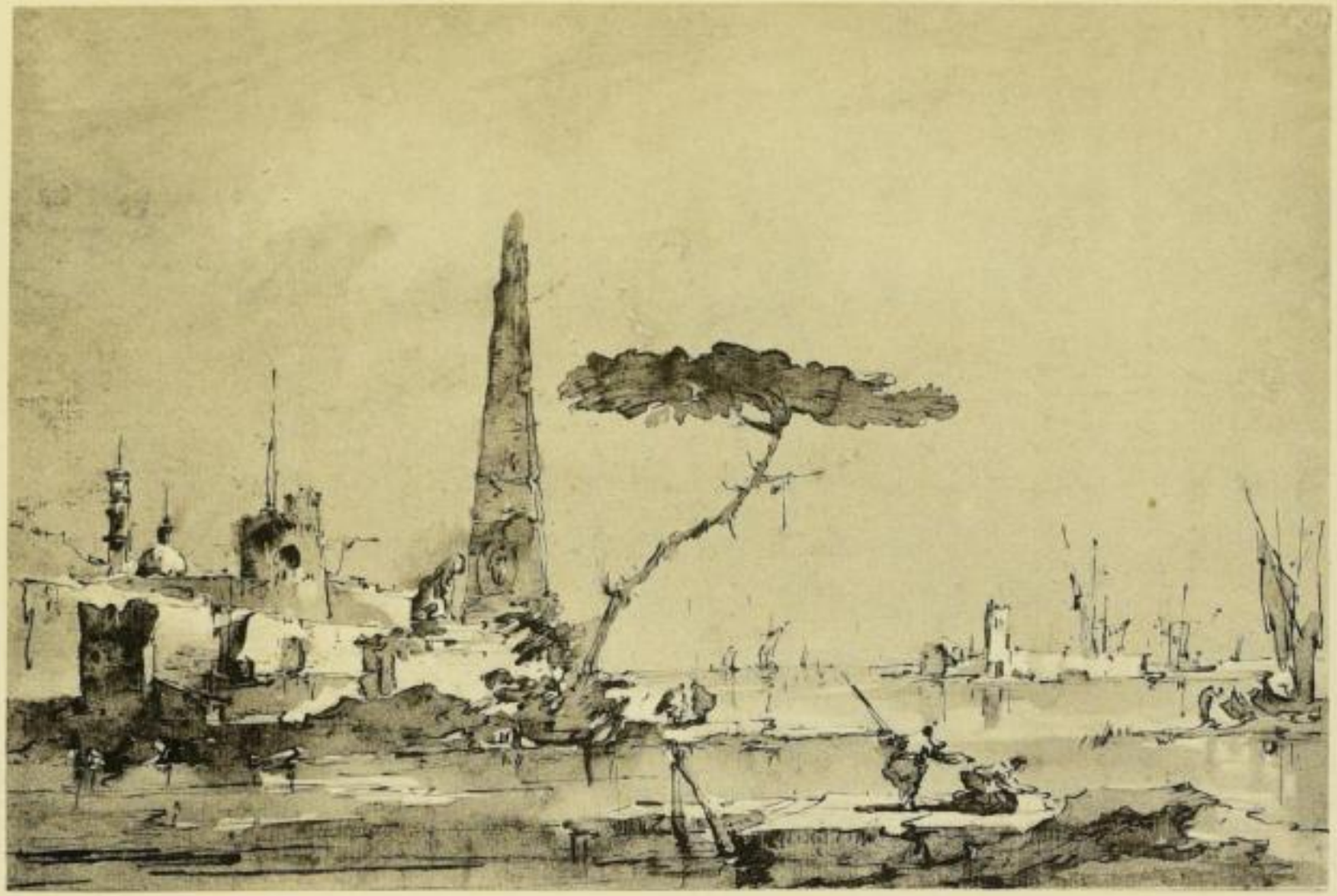
An Adolf Calmberg

Venedig, 21. Dezember 1871

Lieber Freund, Ihre lieben Zeilen, die von der Aufführung des Lustspiels durch Possart berichten, haben uns in Verona große Freude gemacht, und ich war im Begriff, dieselben zu beantworten, als mich mein Aufbruch nach Venedig und gesellige Pflichten, die meine letzten Tage in Verona ausfüllten, die Antwort vertagen ließen. Hier, in dieser wunderlichen Winkelstadt, mußte ich mich zuerst zurechtfinden lernen, ehe ich zur Feder griff.

Dies Venedig hat mich wirklich überrascht. Die Wolkenlosigkeit des ganzen Monats blieb uns bei der Einfahrt und bis heute treu, und so hat uns die als melancholisch berühmte Meerstadt eher einen heiter-großartigen Eindruck gemacht, ja, die große Wasserstraße des Canal Grande mit ihren alten Palästen, dann die Piazza und Piazzetta, die Meer- und Inselaussicht der Giardini Publici verdienen die Bezeichnung der Einzigkeit.

Der Stil der alten Paläste scheint mir im Gegensatz mit den römischen Bauten ein kaufmännisch-lebens-



Francesco Guardi, Bei Venedig

Sächs.
Landes-
Bibl.

lustiger, nur durch Alter und Verwitterung ehrwürdig.

Höchst originell sind die meist engen Gassen, deren beide Seiten sich mit ausgebreiteten Armen erreichen lassen, und ich bin begierig auf den ersten Regentag und die Schirmverwirrung.

Die berühmte Urbanität der Venezianer ist erklärlich: sie lernen ausweichen. Hier kann und muß man die Straßenfiguren in der Nähe betrachten, und ein Ausgang wird immer zur prächtigen Unterhaltung. Schönheit ist hier wie in Verona gewöhnlich, doch sind nicht mehr als drei oder vier Typen und bedeutende Köpfe selten. In Verona ist die Farbe frisch und der Ausdruck resolut, hier dominiert das Teigichte und Blonde. Ein merkwürdiger Typus ist das alte Weib, ebenso der Betteljunge. Pfaffen sind hier rar und die Mönche ganz verschwunden.

Die italienische Gebärde ist wunderbar ausdrucksvoll, fast gewaltsam, aber nie eckigt; oft nahe an der Fratze und doch nie widrig. Über das Lächeln und das Lachen ließe sich ein Kapitel schreiben: es ist ein wahres Aufglänzen des Innern. –

Sinn für Einzelstellung und Gruppe. Neulich sah ich fünf Buben, die sich unter den Armen faßten und richtig ganz instinktiv so, daß der größte in die Mitte und die zwei kleinsten an die Enden kamen, eine völlige Pyramidalstellung. –

Ich bin zwischen diesen und den obigen Zeilen in der Pinakothek gewesen, habe aber nur die Tiziane betrachtet. Und Tizian ist ebenso groß als Raffael, realistischer, breiter, irdisch-feuriger, männlicher

(Raffael starb eben mit Sechsunddreißig). Übrigens idealisierte auch Raffael weit weniger, als wir glauben. Schönheit und große Gebärde (z. B. beim Schreiten) fand er in der Natur.

Raffael ging durchaus von der Wirklichkeit aus, der er freilich einen wunderbaren Glanz und Schwung zu geben wußte. Michelangelo allerdings hat sich mit Hilfe seiner anatomischen Studien ein eigenes Riesengeschlecht erschaffen. Doch ich gerate ins Plaudern. —

Adolf Pichler

Adolf Pichler (Erl im Inntal 1819 bis 1900 Innsbruck) ist vom Brotberuf aus Geologe und Mineraloge an der Universität Innsbruck gewesen. Er hat sein Leben der Tiroler Heimatforschung und -dichtung gewidmet. Seine Worte über Venedig zeigen die schwierige Übergangszeit kurz nach der Einigung Italiens. Vieles gibt er aus dem späten 19. Jahrhundert wieder, wie wir es auch heute noch sehen können.

1872

Zu Venedig trafen wir vor Sonnenuntergang ein und gingen sogleich zum Campanile. Die Töchterlein des Turmwächters scheinen in neuester Zeit dafür, daß sie an der Türe stehen, einen Eintrittspreis festgesetzt zu haben; es wurden uns für die Person fünfzehn Centesimi abgefordert. Daran liegt nicht viel, nur wäre zu wünschen, daß es das Munizipium anschlagen ließe. Armut und Elend nehmen in der Königin der Meere täglich zu; der Unternehmungsgeist schläft; was geschieht, geschieht durch Leute, die aus der terra ferma zugewandert sind. Ein Herr meinte: auf die Porphyrsäule, wo man einst die Bankerottierer ausstellte, möge sich nun Venedig selbst stellen. Wenn ein anderer beifügte: unter Österreich habe das Volk mehr und besser zu essen gehabt, so läßt sich das durch den Nachweis der Arbeiten, die Österreich im Arsenale und von der Monturkommission ausführen ließ, bestätigen, und da verlangt diese weitmaulige „Italia irredenta“ auch noch Triest, während sie Ancona und Venedig zerfallen läßt! Das ist doch zum Lachen, wenn es nicht zum Ärgern

wäre. Wir mißgönnen den Italienern ihre „Unità“ nicht, denn dieses hochbegabte Volk hat gewiß noch wichtige Aufgaben für die Menschheit zu lösen, aber gerade das fortwährende Auslugen nach fremder Beute, die man schließlich wieder nur dem Glücke und nicht eigener Kraft zu danken hätte, beweist, daß man sich über die Vorbedingungen, über die Verhältnisse zu anderen noch nicht klar geworden. Man tritt nicht in die Geschichte durch Verleugnung der Geschichte, oder wenn man es will, tue man es voll und ganz. Trient und Triest waren nie welsch, warum begehrt man denn nicht lieber Korsika, Malta und Tessin? Die Antwort auf eine solche Forderung wäre doch nur das schallende Gelächter von ganz Europa ...

Vom Campanile überschauten wir lang dies Gewirr von Kirchen und Palästen, und wohl drängte sich die Frage Platens auf:

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen?

Ja, diese Kaufleute in Florenz und Venedig haben sich durch Taten geadelt und ihr Dasein durch Werke der Kunst in großem Stile geschmückt; es ist noch einiger Unterschied zwischen den Mocenigo, Foscari, Acciajuoli, Medici und den Baumwollen-Lords an der Themse, wenn diese auch die gierigen Hände in die Taschen aller Völker stecken und ihr Ideal, den Komfort, auf das meisterhafteste realisieren.

Indessen wurden die Laternen auf dem Markusplatze angezündet. Einer meiner Gefährten, ein Germanist, wollte durchaus wissen: wer denn die berühmten Lazerten Goethes seien und wie sie aussähen.

Ich führte ihn in einige Gäßchen der Frezzeria, da huschten sie an allen Mauern hin. Plötzlich flüsterte er: „Sie, jetzt hat mich eine gezupft!“ – Ich erwiderte leise: „Zupfen Sie sie ja nicht wieder!“ und führte ihn durch die Merceria auf den Markusplatz zurück, wo bereits eine Musikbande ihre Instrumente zu stimmen begann. Der Abend war mild und schön, und weil nicht mehr die „benedetti Austriaci“, die man als solche samt ihrer ausgezeichneten Musik meiden mußte, aufspielen, so füllte sich allmählich der weite Saal unter freiem Himmel. Mein Gefährte machte gern Beobachtungen: „Die Venezianerinnen hätten mehr Rasse, mehr Charakter als die Florentinerinnen, er zöge sie diesen vor.“ Ich war einverstanden, fügte jedoch bei, daß ein großer Teil von Schönheit auf die Fremden käme und daß die Mädchen, die dort plauderten, Deutsche seien, wie man überhaupt die Laute der deutschen Sprache an jeder Ecke hörte und jeder Händler sich bemühte, deutsche Worte zu radebrechen, vom deutschen, oder genauer: vom österreichischen Biere zu schweigen, welches in Italien immer mehr Städte erobert. Da jetzt Ferien waren, so fand sich der deutsche Schulmeister in zahlreichen Exemplaren; sein grundgelehrter, etwas pedantischer Typus fiel neben den feinen Gesichtern der geschmeidigen Italiener um so mehr auf. Wer aber Charakterköpfe entdecken wollte, der mußte hinaus auf die Riva, wo die markigen Gestalten der Fischer, Matrosen und Gondoliere auf dem Pflaster kauerten. Ich näherte mich einem Schwarm, der abseits im Halbdunkel hockte; der eine knusperte Kürbiskerne, der

andere nagte an der Rinde eines gebratenen Kürbisses. Mancher hatte vielleicht gar nichts zu beißen und auch keinen Soldo, um etwas zu kaufen, alle horchten jedoch einem grauen Arsenaloten mit roter Mütze und roter Leibbinde zu und vergaßen dabei die Not und Mühe des Tages. Er lehnte mit dem Rücken an einem der halb eingegrabenen eisernen Kanonenläufe, die zum Befestigen der Schiffsseile dienen, und erzählte von einem venezianischen Marinaro, der vor soundsoviel Jahren nach Marokko gefahren sei und dort eine Mohrenprinzessin geheiratet habe; die Kinder seien nun alle stumpfnasig und schwarz und weiß gesprenkelt gewesen, wie gewisse Fische, die man häufig auf den Markt bringe. Vorher hätte er jedoch einen Riesen erschlagen müssen, dessen Schenkelknochen so groß waren, daß man sie als Brücken über Flüsse legte. Endlich sei ihm diese schwarze Herrlichkeit mit ihrem Golde, ihren Affen und Papageien doch verleidet worden; er sei nach Venedig zurückgekehrt und wieder Gondolier geworden. Der schäbige Kerl tat, daß man hätte meinen mögen, er sei es gewesen, und alle lachten herzlich.

Aus diesen Leuten müßte sich doch was machen lassen, wenn es Leute gibt, ihnen zu befehlen; Dandolo hatte schwerlich bessere auf seiner Flotte. Was die Charakterköpfe anbelangt, so suche man sie dort, wo der Mensch viel mit der Natur allein verkehrt oder mit ihr zu ringen hat; der Älpler, der Fischer, der Soldat erhalten ein festes Gepräge.

Für die Nacht machten mir die berüchtigten Zan-

zare einige Sorge; die Fidibusse, welche man, um sie abzuhalten, verkauft, taugen nicht viel. Da diese Zanzare in feuchten Gegenden überall vorkommen, so tut man am besten, sich diese Fidibusse selbst zu machen, indem man aus einer gesättigten Salpeterlösung und Insektenpulver einen steifen Teig knetet, aus diesem kleine Zylinder formt und dann bei gelinder Wärme trocknet. Die Zanzare sind übrigens keine Eigentümlichkeit Venedigs, etwa eine besondere Art Moskitos, wie manche glauben; es sind unsere gemeinen Schnaken; ihre Larven tummeln sich in Venedig überall in den Weihbrunnbecken der Kirchen.

Am nächsten Vormittage machte ich wieder einer Heiligen, jener Barbara in S. Maria formosa, bei der dem alten Palma eine Antigone oder Iphigenie vorgeschwebt haben könnte, den Engelknaben Bellinis in der Sakristei der Frari, der Madonna Pesaro die Aufwartung. Eine Weile ging ich auf den Zattere hin und her, über dem breiten Kanale liegt die Giudecca, rechts einige Inseln mit Gebüsch und fern die blauen Euganeen. Das ist ein Platz voll melancholischen Reizes, man bleibt ungestört von Verkäufern, Bettlern und Lohndienern, die weit zudringlicher sind als die hungrigen Mücken, ebenso wie auf den Fondamenti nuovi mit dem Blick auf den Friedhof und nach Murano — ich suche diese einsamen Spaziergänge jedesmal auf.

Die Verbindung mit dem Lido, wo jetzt großartige Seebäder eingerichtet sind, vermittelt ein kleiner Dampfer, der stündlich nach S. Elisabetta abgeht und von dort zurückkehrt. Wir fuhren nach Tisch hinaus.

Vom Badehause bis Malamocco ziehen die einförmigen Dünen, aus dem gelben Sande wächst das stachelige, blaugraue Eryngium und so manches Salzkraut; in den flachen Tümpeln, welche die Flut zurückläßt, tummelt sich allerlei Seegeziefer, der Kies ist bestreut mit Muschelschalen. Bald lenkte das Meer, dessen Wellen langsam anrollten, die Aufmerksamkeit allein auf sich; wir sprachen von Odysseus, wie er, der Göttin überdrüssig, sich nach dem Weibe seiner Jugend sehnt, von Achilleus, welcher trauert, bis die Mutter mit den Schwestern aus den Wellen auftaucht, von Iphigenie, wie sie am Gestade das Land der Griechen mit der Seele sucht.

Du heiliges und weites Meer!

Am grauen Horizont trieb der Wind einige Segel hin, ein Dampfer brauste träg und schwerfällig vorüber, dem nahen Hafen zu, über den Kämmen der Wogen flogen Möwen hin und her. Die Dämmerung schwebte leise heran; im Osten färbten sich die mächtigen Wolkenbälle gelb, von Westen schob sich eine dunkle, dicke Wolkenwand empor, deren Schoß ein unheimliches Wetterleuchten erhellte. Es war Zeit, umzukehren; als wir die Piazzetta erreichten, verhüllte die Decke bereits den Himmel über uns. Das Gewitter kam jedoch nicht zum Ausbruche, beim Frühstücke erfuhren wir aber, daß es bei Verona große Verheerungen angerichtet.

Am Morgen mieteten wir eine Barke zum Bahnhofe. Ein alter Mann wollte einsteigen, ich bedeutete dem Gondolier, den ich schon früher kannte, daß ein Ruderer genüge. Er sagte, der Alte wolle nur so mit-

fahren und es sei für ihn nicht zu zahlen. Ich betrachtete ihn näher; er mußte viele Jahre gesehen haben. „Zweiundachtzig!“ war die Antwort. Wir fuhren an dem neuen Denkmale Manins vorbei. „Habt Ihr den gekannt?“ – „Freilich, es war ein großer Mann!“ – „Aber große Männer kosten viel, bei der Belagerung ging es euch schlecht.“ Ich hatte ihn genommen, wie man solche Leute zu nehmen pflegt, aber er richtete sich auf, über sein mattes Auge glitt ein Schimmer von Licht: „Herr, es galt unser Venedig! Ich habe schon seinem Vater gedient, der war ein Ehrenmann!“ – „Ja, ein Ehrenmann!“ wiederholte er leiser und verstummte. Welche Erinnerungen mochten in diesem grauen Kopfe erwachen? Er war das Gegenstück zu Platens Gondolier.

Friedrich Nietzsche

Schicksalhaft berührt Venedig die großen Freunde und Gegner Richard Wagner und Friedrich Nietzsche (Röcken bei Lützen 1844 bis 1900 Weimar). Nietzsches Freund und Jünger Peter Gast muß ihm von Wagners Tod 1883 berichten, Köselitz bereitet Nietzsche in Venedig stille, geruhsame Aufenthalte.

Als Overbeck im Anfang Januar 1889 den schweren Freundesdienst erfüllt, den hoffnungslos Umnachteten von Turin heimzuholen, singt Nietzsche sein schönstes Lied auf dem Transport, als letztes, was er geschaffen hat, das Gondellied „Venedig“ aus dem Ecce Homo.

Peter Gast an Friedrich Nietzsche

Venedig, 16. Februar 1883

Am Dienstag, dem 13. Februar, ging ich wie jeden Abend ziemlich rasch durch die Stadt, als mich ein Herr fragt, ob ich nach dem Palast Vendramin gehe; ich sei ihm als deutscher Musiker gezeigt worden und er vermute deshalb, daß ich zu Wagners gehe; es heiße, er sei tot . . . Ich meinte darauf, er solle sich nichts weißmachen lassen, Wagner werde in zwanzig Jahren noch leben; ich ging aber doch mit . . . Ich bin wohl eine halbe Stunde unter strömendem Regen im Palasthof gestanden, oben die Lichter, in meiner Phantasie die Bestürzung der Familie, die Wunderlichkeit des Schicksals, das mich in dieser Nacht an diesen Ort stellt, die plötzlich veränderte Physiognomie unserer Musikzustände, ich hier als einer, dem in mancher Stunde das Herz nach Wagners Takt gepocht

hat, und mehr noch – kurz, es ging viel vor in mir, und ich bin immer noch sehr bewegt.

Friedrich Nietzsche an Franz Overbeck in Basel

Venedig, Ende April 1884

Hier bin ich im Hause Köselitzens, in der Stille Venedigs und höre Musik, die vielfach selber eine Art idealistisches Venedig ist. Er macht aber Fortschritte zu einer männlicheren Kunst: die neue Ouvertüre des Matrimonio ist hell, streng und feurig.

Nizza, den 12. November 1887

Du weißt, was ich jetzt von mir verlange: meine Orte dafür sollen Nizza und Sils-Maria bleiben. (Venedig als Zwischenakt: ich habe eine herrliche Erinnerung an Köselitz, der seine gütige und hohe Seele sich zu bewahren gewußt hat, trotz aller Art Enttäuschung, und jetzt Musik macht, für die ich kein anderes Wort mehr habe als „klassisch". Zwei Sätze einer Symphonie z. B. der schönste „Claude Lorrain" in Musik, den ich kenne.)

An Carl Fuchs

Turin, den 14. April 1888

Hierher habe ich mein Huckepack von Sorgen und Philosophie geschleppt. Bis zum Juni wird es gehn, ohne daß die Hitze mich quält. Die Nähe der Berge garantiert eine gewisse Energie, selbst Rauhigkeit. Dann kommt meine alte Sommerresidenz Sils-Maria an die Reihe: das Oberengadin, m e i n e Landschaft, so fern vom Leben, so metaphysisch . . . Und dann ein Monat Venedig: ein geweihter Ort für mein Ge-

fühl, als Sitz (Gefängnis, wenn man will) des einzigen Musikers, der mir Musik macht, wie sie heute unmöglich erscheint: tief, sonnig, liebevoll, in vollkommener Freiheit unter dem Gesetz. –

Overbeck an Gast in Venedig über den Transport Nietzsches von Turin nach Basel

Basel, den 15. Januar 1889

. . . sonst fuhren wir drei allein, Nietzsche durch Chloral schlafsüchtig gemacht, doch immer wieder erwachend, aber höchstens zu lauten Gesängen sich steigernd, darunter in der Nacht das wunderschöne Gondellied, dessen Herkunft ich später entdeckte, während mir beim Hören völlig rätselhaft war, wie der Sänger einen s o l c h e n Text noch zustande brachte bei übrigens völlig eigentümlicher Melodie.

V e n e d i g

An der Brücke stand
jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang:
goldner Tropfen quoll's
über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik –
trunken schwamm's in die Dämmrung hinaus . . .

Meine Seele, ein Saitenspiel,
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
zitternd vor bunter Seligkeit.
– Hörte jemand ihr zu? . . .

Register

A

Acciajuoli 324
Adelheid 48
Alberici 169
Albridgi, Graf 160
Albrizzi, Gräfin 191, 194
Alexandrien 44, 52
Altinum 24, 32, 33, 36, 43, 44, 52, 53, 61, 283
Altuna 108
Amalie, Herzogin von Weimar 143
Amelot 102
Ammiana 17
Amsterdam 144
Ancona 323
Antenor 20
Antonello da Messina 214
Antonio da Ponte 51
Aquileja 18, 22, 26, 32, 34, 37, 38, 39, 43, 52, 61
Aretin 245
Argonauten 20
Ariost 143, 178, 213
Arndt, Ernst Moritz 7, 141, 146ff.
Asolo 41
Athen 280
Attila 34, 37, 44, 45
August, Prinz von England 159

B

Bajä 32
Bajanowski, Paul von 103
Barbadigo 36
Barbari, Jacopo de 6, 27
Barberico-Palast 245, 248, 249
Barock 318
Bartolomeo Veneto 214
Bassano, Giacomo 161, 217, 247
Beethoven 223
Bellini, Gentile 214
Bellini, Giovanni 68, 71, 73, 213, 243, 246, 281, 282, 327
Bembo, Pietro 65, 75
Biscolo 214
Boldu 60
Bologna 56, 143, 254, 315
Bonifacio 214
Bordone, Paris 281
Bragola 49
Brenta 14, 15, 49, 117
Brescia 221, 225
Brondolo 24
de Brosses, Charles 7, 83, 94ff., 154
Bülow, Hans von 292
Burano 45
Buzentaur 126, 159
Byron, George Noël Gordon, Lord 4, 7, 50, 141, 181, 189, 190, 191ff., 201, 298, 304
Byzanz 51, 61, 280

C

Cà Farsetti 61
Calmberg, Adolf 320
Cambray 176
Campagnola 6
Canaletto 6, 257, 310, 315
Candia s. Kandia
Canova 167, 168, 170, 194, 249
Caorle 18, 24, 39, 40, 41, 47, 52, 53
Capello, Bianca 186
Carlevaris 57, 87, 123, 197, 203
Carpaccio 59, 213
Carrara 14
Carriera, Rosalba 48, 162
Carrio 108, 111, 113, 114
Carus, Carl, Gustav 209, 211ff.
Casanova 316
Cäsarea 29, 30
Castello 50
Cassiodorus 36, 37, 53
Castione 28
Catharina, hl. 214
Cavazuccherina 43
Ceggia 42
Cervia 48
Chioggia 14, 18, 24, 31, 48, 85, 89, 133, 134, 297
Cicero 75
Cigogna 4
Cima Conegliano 214
Cimada 247
Cinquecento 318
Cividale 22
Claude Lorrain 331
Comacchio 18, 48
Cornaro, Caterina 40, 41
Cornelius, Peter 227
Correggio 162, 188

Costanziaca 17
Cronologia magna 35

D

Dandolo 44
Dante 30
Delphi 30
Denont, Dominique-Vivant 158, 159, 160, 161, 162, 163
Deym, Franz, Graf 181
Dickens, Charles 4, 251 ff.
Diede, Frau v. 143
Dijon 94
Domarzi 36
Doro 44
Dresden 211, 292
Duino 18
Dürer, Albrecht 4, 7, 65, 68 ff. 250
Duse, Eleonora 48

E

Emilia 28, 29
Eraclea 18, 36, 41, 42, 43, 47, 52, 53, 64
Erhard, Johann, Christoph 227
Erizzo 42
Etrusker 20, 63

F

Faliero, Marino 188, 191, 303
Fambri, Paulo 15
Fazio degli Uberti 48
Ferrara 13, 18, 48, 76, 143, 254
Feuerbach, Anselm 267, 279, 285 ff.
Florenz 8, 220, 307, 315
Foscari 334
France, Anatole 94
Franchetti, Baron 41
Frari 249, 246, 247
Frommel, Carl 139
Fugger 219
Fusina 25, 31, 49, 297

G

Gast, Peter 292, 330
Gautier, Théophile 267, 296 ff.
Giorgione 213, 247
Giovanni da Udine 214
Giudecca – Spina lunga 30, 48, 49, 119, 121, 129, 317
Giulio Romano 250
Gmunden 269
Goldoni, Carlo 4, 48, 83, 85 ff.
Goëss, Graf 189, 190
Goethe, Johann, Kaspar 7, 83, 103 ff.
Goethe, Johann, Wolfgang 4, 103, 115 ff., 180, 211, 223, 305, 324
Gradenigo 39
Grado 18, 24, 38, 39, 40, 43, 45, 52, 53, 64
Grass 227
Graevius 67
Grillparzer, Franz 4, 141, 181 ff., 201
Guardi, Francesco 6, 49, 145, 321
Guercino 56
Gucht, H. van der 121
Guiccioli, Graf 198

H

Hans Sachs 68
Hemsen, Nanny 269
Herder, Johann, Gottfried 4, 141, 143 ff.
Herodian 11
Herodot 21, 65
Hieronymus, hl. 214
Homer 65, 170, 183, 328
Hoppner 196
Horny, Franz 227

I

Impressionismus 3
Irving 216

J

Jacopo dei Barberi 65
Jean Paul 221
Jesolo 24, 36, 42, 43, 52, 53, 64
Jordanes 29
Julia Concordia 33, 39, 41
Justi, Carl 267, 314 ff.
Justina, hl. 127

K

Kandia 212, 229
Karthago 19
Katharina, hl. 187
Kauffmann, Angelika 158
Klara, hl. 121
Kleomenes 24, 25, 31, 36
Konstantinopel 175, 235, 280
Korsika 324
Kreta 175

L

La Mira 191
Langobarden 37
Lassel, Richard 7, 65, 79ff.
Lazzaro 272, 283
Le Blond 108, 111, 112
Leo X. 75, 78
Livenza 42
Livius 23, 24, 25, 31
London 79, 304
Luprium 49
Luther, Martin 68

M

Madonna dell'Orto 235
Mailand 166, 221, 223, 224, 226.
Malamocco 15, 17, 26, 31, 47, 49, 52, 130, 328
Manfrin-Palast 213
Manfrini, Galerie 244, 247, 250
Manzoni 287
Marco Cornaro 43
Marcus Antonius Sabellicus 65, 67
Maria Theresia 35
Marini, Mme. 163
Markus, hl. 44, 50, 52, 175, 272
Martial 21, 24, 26, 28, 32, 33
Maurus 44
Medici 324
Mestre 13, 55, 297
Meyer, Conrad, Ferdinand 4, 7, 267, 320ff.
Michelangelo 322
Misson, François, Maxime 94
Meneghetti, N. 191
Mocenigo 324
Mocenigo-Palast 191, 195, 197
Modena, Tommaso da 23
Moore, Thomas 191, 193, 199
Morea 212, 229
Morgan, Lady 199
Mozart 220
Murano 22, 50, 123, 207, 298, 327
Murray, John 191, 195, 198
Museo Correr 61

N

Napoleon 166, 167, 215
Naxos 280
Neapel 8, 144, 165, 173, 219, 220, 307, 315
Nerly, Friedrich 193, 227
Nero 21
Nietzsche, Friedrich 4, 267, 330ff.
Nievo, Ippolitio 34
Nizza 331

O

Oderzo 33, 39, 43
Olivolo 49
Opitergium 33
Otto der Große 48
Overbeck, Franz 331, 332

P

Paccherotti 162, 163
Padua 14, 15, 20, 22, 24, 25, 31, 33, 47, 57, 75, 145, 221, 222, 223, 253, 284, 285
Palladio 91, 132, 280, 304, 317
Palma Vecchio 213, 214, 327
Paris 79, 85, 92, 94, 109, 154, 172, 186, 304
Paros 280
Partecipazzi 42, 47
Pästum 315
Paulus 38
Pecht, Friedrich 267, 275ff.
Pelestrina 130, 133, 134
Pellico, Silvio 4, 141, 201ff.
Pesaro 61
Petrarca 49, 214
Petrus, hl. 50, 161
Phaeton 20
Piave 42
Pichler, Adolf 267, 323ff.
Pipin 36, 42
Piranesi, Giambattista 6, 251
Pirkheimer, Willibald 68, 72
Pisa 46, 271
Pisani-Palast 236
Pitteri, Marco 6
v. Platen-Hallermünde, Graf 50, 209, 219ff., 324, 329
Plinius 26
Plinius d. J. 32
Pompei 315
Pomposa 48
Pordenone, Giovanni, Antonio 214, 247
Portogruaro 22, 34
Poseidon 50
Possart, Hans v. 320

R

Raffael 321, 322
Ravenna 13, 17, 18, 23, 24, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 37, 43, 48, 53, 55
Reinhold, Friedr., Philipp 227
Rembrandt 213
Renaissance 3, 65, 308, 318
Rhäter 20
Ribuga 42
Rialto 39, 42, 43, 47, 51, 52, 55
Richelieu 155
Rimini 85, 89
Rinalducci 86
Rokoko 3, 94, 115
Rom 8, 21, 94, 115, 144, 146, 165, 184, 186, 189, 219, 220, 307
Romantik 3
Rousseau, Jean, Jacques 4, 7, 83, 108ff., 129
Rovigo 31
Rumohr, Karl, Friedrich v. 227
Rusticus 44

S

S. Adriano 35
S. Caterina 58
S. Donà di Piave 42
S. Elena 37
S. Geminian 150
S. Georg 317
S. Giacomo dell'Orio 49
S. Giacomo del Rialto 51
S. Giorgio dei Greci 54
S. Giorgio Maggiore 119, 309
S. Giovanni e Paolo 39, 213, 236, 245, 282
S. Giuliano 13
S. Gregorio 57
S. Johannes 161
S. Lazarus 193
S. Marco 131, 150, 167, 236
S. Maria Formosa 327
S. Maria Mater Domini 57
S. Maria Salute 65, 99, 236, 308, 317
S. Maria Zobenigo 60
S. Michele 50
S. Paulus 161
S. Peter 134
S. Stefano 58, 75, 76
S. Theodor 51
S. Trovaso 55
S. Zaccaria 60
Sansovino, Francesco 2, 55, 91, 216, 280, 300, 310
Sappho 178
Schoritz 146
Sebastiano del Piombo 214
Scheffel, Joseph, Victor von 267, 279ff., 286
Schlegel, Friedrich 172
Schlosser, Julius von 8, 9, 11ff., 65, 79
Schneider, Robert v. 62
Schumann, Robert 209, 221ff.
Scott, Walter 216
Scuola di San Rocca 282
Sergius 24
Seume, Gottfried 4, 141, 167ff.
Shakespeare 265
Sidonius Appollinaris 29
Siena 307, 315
Silius Italicus 26
Sokrates 170
Speckter, Erwin 7, 209, 227ff.
Spìna 30, 48, 49
Stael-Holstein, Anne Louise Germaine v. 4, 141, 172ff.
Stein, Charlotte v. 115
Stephan, hl. 40
Strà 15
Strabo 30
Strozzi, Guido 76
Syrakus 167, 219
Syrien 280

T

Tacitus 21
Taine, Hippolyte 4, 267, 305ff.
Talleyrand 165
Tasso 130, 178, 180
Temanza 59, 61
Tempesta 214
Teotochi-Albrizzi, Gräfin Isabella 167
Theoderich 30, 36
Theodor, hl. 272
Thrasea, Pätus 21
Tiberius 32
Tiepolo 6, 60
Timau 21
Tintoretto, Jacopo 7, 102, 161, 187, 188, 217, 247, 282

Tizian 7, 102, 131, 161, 187, 213, 217, 231, 243, 244ff., 271, 281, 282, 285, 286, 287, 321
Trient 324
Torcello 33, 43, 44, 45, 46, 52, 53, 64, 283, 297
Treviso 76
Triest 181, 183, 323, 324
Troja 20
Turin 331, 332
Twain, Mark 94

U

Udine 22, 34
Unger, William 267, 289ff.

V

Vendramin-Palast 292, 320
Verona 193, 221, 222, 320, 321, 328
Veronese, Paolo 102, 131, 161, 187, 243, 271, 282, 319
Vicenza 27, 222
Vigée-Le Brun, Elisabet 141, 159ff.
Villa Foscarini 191
Vineta 18, 32
Virgil 24, 170
Vischer, August 269
Vischer, Friedrich, Theodor 267, 269ff.
Vitruv 27
Voltaire 94

W

Wagner, Cosima 293
Wagner, Richard 4, 267, 285, 292ff., 330
Weimar 115, 143, 181, 330
Wenzel, hl. 23
Wien 181
Winckelmann, Johann, Joachim 115, 314
Woyda, Carl 141, 154ff.

Z

Zacharias, hl. 282
Ziani 33
Zuecca 297
Zürich 292
Zypern 175 212, 229

FERDINAND GREGOROVIUS

SCHRIFTEN

Wanderjahre in Italien

Neue vollständige und ergänzte Ausgabe mit 60 Bildtafeln in Lichtdruck nach zeitgenössischen Stichen herausgegeben von Fritz Schillmann

1200 Seiten
Oktav. In einem Bande in Dünndruck
In Ganzleinen M 18.–

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung. Ravenna. Die öffentlichen Monumente von Florenz. San Marco in Florenz. Die Insel Elba. Streifzug durch die Sabina und Umbrien. Das Schloß der Orsini in Bracciano. Römische Figuren. Der Ghetto und die Juden in Rom. Klagegesang der Kinder Juda in Rom. Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. Aus der Campagna von Rom. Campagna-Abend. Subiaco, das älteste Benediktinerkloster des Abendlandes. Aus den Bergen der Herniker. Aus den Bergen der Volsker. Ninfa. Eine Pfingstwoche in den Abruzzen. Von den Ufern des Liris. Idyllen vom Lateinischen Ufer. Nettuno. Der Turm Astura. Das Kap der Circe. Circe. Das Bourbonenschloß Caserta. Neapel. Die Insel Capri. Benevent. Lucera, die Sarazenenkolonie der Hohenstaufen in Apulien. Manfredonia. Der Erzengel auf dem Berge Garganus. Andria. Castel del Monte, Schloß der Hohenstaufen in Apulien. Lecce. Tarent. Palermo: 1. Die arabische Periode. 2. Die normannische Periode. 3. Der Dom von Monreale. 4. Die Kathedrale und andere Kirchen Palermos. Agrigent: Helios, Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. Syrakus: 1. Ortygia. 2. Achradina. 3. Neapolis. 4. Tycha und Epipolae. 5. Der Anapus und das Olympion. Syrakusisches Fischermärchen. Anmerkungen. Verzeichnis der Bilder. Ortsverzeichnis. Schlußwort

WOLFGANG JESS VERLAG IN DRESDEN

SLUB
Wir führen Wissen.

FERDINAND GREGOROVIUS

SCHRIFTEN

Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter

Neue, vollständige Ausgabe

Mit Anmerkungen und Einleitung herausgegeben von Fritz Schillmann

Auf Dünndruckpapier. 3069 Seiten. Oktav
Mit 240 Lichtdrucken nach alten Vorlagen
In 4 Bänden M 28.–

1000 Jahre europäische Geschichte, zu gleicher Zeit die Geschichte der deutschen Kaiser des Mittelalters

*

Athen und Athenais

Schicksale einer Stadt und einer Kaiserin im byzantinischen Mittelalter. Neuausgaben der „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter", „Athenais", „Korfu" und der kleineren Schriften über Griechenland

Mit Anmerkungen und Einleitung herausgegeben von Fritz Schillmann

Mit 60 Lichtdrucken nach alten Vorlagen
Ganzleinen M 18.–

1000 Jahre byzantinische Geschichte – ein würdiges Seitenstück und Ergänzung zur Geschichte der Stadt Rom

*

Sizilien „Königin der Inseln"

Mit 12 Tafeln in Lichtdruck und 12 Abbildungen im Text nach Zeichnungen Friedrich Schinkels
Herausgegeben von Carl von Lorck
In Leinen M 7.50

WOLFGANG JESS VERLAG IN DRESDEN

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

bis 4. März 1981

17. Okt. 1984
Blüher

(204 A05

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

Ag 521/62/14/79

, 80, 112,
224, 256,
, 320

PRESERVATION ACADEMY
Entsäuert
12 / 2004

SLUB
Wir führen Wissen.

. . März 198.
7. Okt. 1984

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

26. März 1992		

(204) JG 162/14/79

7

Frontispiz + Tafeln u. S. 16, 48, 80, 112, 144, 192, 224, 256, 272, 288, 320

Hinweise 2. Ex.

1. Ex. 1938. 12. 8° 9404 = b

Signatur 35. 8° 9796

Stok 110

RS

Bub

AK Ze

Titelaufn.

AKB

FK

1 Abbk. Kirch. Gr.

Bio K

Bild K

SWK

Sonderstandort

Signum

Ausleihe-vermerk

III/9/280 Id-G 54/60

35. 8° 9796

PRESERVATION ACADEMY
Entsäuert
12 / 2004

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.